This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

4
1398

SALOMON GESNER
geb. 1730
gest. d 2. Merz 1788.
Anton. Graff pinx.
D. Berger Sculp. Hal.

Berlinische Monatsschrift.

Herausgegeben von

F. Gedike und J. E. Biester.

Zwölfter Band.

Julius bis Dezember 1788.

Berlin, 1788.

Bei Haude und Spener.

AP
30
.B48
v.12

GL
Dir
Bavaricra
II. 30. 55
95512

Inhalt.

des zwölften Bandes.

Julius.

1. An die Lesbia. Siebentes Gedicht des Catullus. Vom Hrn. Prof. Kamler. Seite 1

2. Ueber die Sonntagsschulen in England. Von Herrn Prof. Bruns. 4

3. Kleine Gedichte, aus der griechischen Anthologie. Vom Hrn Rektor Sonntag in Riga. 15

4. Ueber eine neue schreckliche Beschuldigung Berlins. 19

5. Ein Schreiben aus Amerika über die allgemeine Toleranz. Vom Herrn. Geheimen Canzleisecretär Rehberg. 32

6. Über die Parlamente in Frankreich. 43

7. Ueber Winkelmanns Religionsveränderung. 56

8. Berichtigung der beiden Erklärungen des Hrn. Dr. Olbers, über den sogenannten thierischen Magnetismus, im Okt. 1787 und im Mai 88 des deutschen Museums. Vom Hrn. Domprediger Nicolai. 69

9. Ueber eine Stelle in des Herrn Oberhofpredigers Stark neuester Schrift. 94

August.

1. Die Städt Hagen in der Grafschaft Mark an König Friedrich Wilhelm II. Seite 3

2. In wie fern können und müssen Gesetze kurz seyn? 89

3. Der Prozeß. Ein Schwank. Nach Wessel. Von Hrn. Sander. in Kopenhagen. 113

4. Ueber die Bewahrung der Gefangenen. An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift. 117

5. Schreiben der Kaiserinn von Rußland an Frau v. d. Recke. 129

6. Schreiben der Exegetischen und Philanthropischen Gesellschaft an die Herausgeber, nebst einer Nachschrift der Herausgeber. 131

7. Vom Seitenpflaster an den Häusern in einer schönen und volkreichen Stadt. Vom Hrn. Baron von Lamotte. 149

8 Ueber den Starkischen Injurienprozeß. An die Herrn Herausgeber der Berlin. Monatsschrift. 158

9. Noch einmal über den Ausdruk: Freudenmädchen. 169

10. Nachricht von Zuerkennung der Preise über die erste Abtheilung des Sachenrechts in dem Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs in den Preußischen Staaten. 179

11. Ueber die Unterstützung der Nothleidenden und Unglüklichen ausserhalb Landes. Vom Hrn. Prof Stuve. 183

12. Noch ein Schreiben über Herrn Starks letzte Schrift. Nebst einer Nachschrift der Herausgeber. 189

13. Berechnung der im 2ten Quartal des Kirchenjahres 1788 in Berlin Gebohrnen und Gestorbenen. 196

September.

1. Ringelied an den Virgil. (Horazens vier und zwanzigste Ode des ersten Buchs.) Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 199

2. Betrachtungen über die Berlinischen Selbstmörder. 209

3. Ueber ältere vergessene Dichter. 224

4. Nachricht von dem Rußischen Seekriege wider die Türken, in den Jahren 1769 — 1773. (Fortsetzung s. Mai, S. 573.) 238

5. Ueber die zu große Anzahl der Studirenden. 251

6. Ueber Swedenborg. 267

7. Sind die Nahmen Hans und Ilse deutsche oder fremde Nahmen? Vom Hrn. Hospredi-ger Stosch. 289

Oktober.

1. Wider einen schmähsüchtigen Richter seiner Schriften. Martials vier und sechzigstes Sinngedicht des sechsten Buches. Vom Herrn Prof Rämler. Seite 293

2. Noch ein Wort über das Luftsalz und dessen Verfertiger. Nebst einer Erklärung des Herrn Doktor Oppenheimer und des Herrn Generalchirurgus Theden. 300

3. Ueber Tod und Unsterblichkeit. An Amyntor. Von Herrn Blum. 321

4. Rede des Freiherrn von Spiegel, Kurators der Universität zu Bonn. 326

5. Die Flucht von Breslau nach Rawitsch im Jahr 1760. Vom Herrn Prof. Flögel. 337

6. Ueber die Berlinischen Selbstmörder und Verunglükte, vorzüglich Ertrunkene. 367

7. An die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift. Vom Herrn D. Semler 374

8. An die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift. 378

9. Aufforderung zum Tanz im Mai, vom Herrn Rölling; in Musik gesetzt vom Hrn. Kapellmeister Reichard.

November.

1. Der fünf und zwanzigste September- und sechszehnte Oktober. I. Rede am Geburtsfeste Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten gehalten auf dem Kön. Nazionaltheater in Berlin, den 25 Sept. 1788. Seite 393

II. Rede am Geburtsfeste Ihrer Majestät der Königinn Friederik Luise von Preussen, gehalten auf dem Königl. Nazionaltheater in Berlin, den 16 Okt. 1788. — Vom Herrn Professor Ramler. 396

2. Freudiger Zuruf an des Kronprinzen Friedrich von Preussen, und des Prinzen Ludwig von Preussen Königl. Hoheiten, von der Dorfschaft zu Britz, den 21. Sept. 1788. Vom Hrn. Prof. Ramler. 398

3. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. 399

4. An einige neuere Philosophen. Vom Herrn Kanonikus Gleim 428

5. Zu ein Exemplar von Wielands verdeutschtem Luzian. Vom Hrn Kanonikus Gleim. 429

6. Der unglükliche Vater. 430

7. Ueber Pränumerations- und Subskriptions-Unfug. 439

8. Wie denkt Graf Mirabeau über die französ. Parlemente? Schreiben an die Herausgeber. 459

9. Der Orientalische Spurstein. 465

10. Schreiben eines Schwärmers an König Friedrich II. 471

11. Alchymisches Rezept. 473

12. Die Quelle von Vauklüse. Vom Hrn. Dr. Girtanner 475

13. Berlinisches Denkmal vier berühmter Weltweisen. 483

14. Berechnung der im 3ten Quartal des Kirchenjahres 1787 — 88, in Berlin Gebornen und Gestorbenen. 488

Dezember.

1. Verwünschung eines Knoblauchgerichtes. Horazens dritte Ode des fünften Buchs. Vom Hrn. Prof. Ramler. Seite 489

2. Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs. Fortsetzung; m. s. Novemb. S. 399. 495

3. Ueber die Unparteilichkeit eines Geschichtschreibers. Vom Hrn. Geheimen Kanzleisekretär Brandes. 516

4. Historische Merkwürdigkeiten, die Parlamente in Frankreich betreffend. Vom Hrn. Prof. Hegewisch. 544

5. Geheime Gesellschaften. 564

6. Ueber die Pulvermagazine bey Berlin. Vom Hrn. Baron von Lamotte. 579

7. Zum Geburtsfest des Königs von Preußen. Den 25. Sept. 1788. Von Hrn. Prediger Oesfeld. 583

8. Anzeige. Vom Hrn. Doktor Semler. 584

Berlinische Monatsschrift.

1788.

Siebentes Stük. Julius.

I.

An die Lesbia.

(Siebentes Gedicht des Catullus.)

— ∪ — ∪∪ — ∪ — ∪ — ∪

Sagen soll ich, wie viele deiner Küsse,
Liebste Lesbia, mir einmal genug sind? —
So viel Libyen Körner heißen Sandes
In dem Benzoe tragenden Cyrene
Zwischen Ammons Orakel und des alten
Battus heiligem Grabmahl aufbewahret;
So viel Sterne bey stummer Nacht vom Himmel
Auf der Menschen verstohlne Liebe blicken:
So viel Küsse, von dir geküsset, möchten
Deinem trunknen Catull vielleicht genug seyn;
So viel, daß sie kein Laurer zählen könnte,
Keine schädliche Zunge sie behexen.

Anmerkungen.

V. 4. **In dem Benzoe tragenden Cyrene.)** Cyrene, eine berühmte Stadt in Libyen, die besonders durch die philosophische Sekte berühmt geworden ist, die von ihr den Namen geführt hat. Aus ihr war Aristippus gebürtig, der Stifter der Cyrenäischen Sekte, und seine gelehrte Tochter Arete; ferner Eratosthenes, Karneades, Apollonius, und der Poet Kallimachus, dessen Gedicht auf das Haupthaar der Berenice Catullus übersetzt hat.

Das Beywort **Benzoe tragend**, (Laserpitifer) welches unser Dichter der Cyrenäischen Landschaft gegeben hat, ist keine Prahlerey mit Schulgelehrsamkeit, sondern eine ganz gewöhnliche Benennung, eben so, wie man nach dem Weihrauch einen Theil Arabiens das weihrauchreiche Arabien nennt. Auch führt Strabo in seiner Erdbeschreibung allemal die Gegenden Libyens an, wo dieses Laserpitium oder Silphium wächst: ein Harz, welches er den Cyrenäischen Saft nennt. Im Deutschen führet es den Namen Asant, und eine Art desselben wird wohlriechender Asant oder Benzoe genannt. S. des neuen Schauplatzes der Natur ersten Theil unter dem Artikel Asant.

V. 5. **Zwischen Ammons Orakel.)** Der Tempel in Libyen, worin die Priester des Jupiter Ammon Orakel ertheilten, war bei den Alten, seit Perseus und Herkules Zeiten, berühmt gewesen. Alexander besuchte ihn, mit Gefahr in den mittäglich heißen Sandwüsten sammt seinem Heere vor Hitze zu verschmachten.

Eine gelehrte Untersuchung, ob nicht dieser allgemein bekannte Tempel anfangs im Meere gelegen habe, so daß man zu Schiffe dahin gelangen können; oder ob man von jeher einen so beschwerlichen Weg habe machen müssen, finden wir im ersten Buche des Strabo, welcher aus dem Eratosthenes anführt, daß man auf dem langen Wege zu diesem Orakel tief im Sande

eine ungeheure Menge Muscheln und Salz und sogar Schifstrummer fände.

V. 6. Des alten Battus heiligem Grabmahl.) Battus, von welchem die Cyrenäer auch Battiaden genannt werden, war der Erbauer der Stadt Cyrene. Daß der Dichter ihn den alten Battus nennt, geschieht vornehmlich, weil nach ihm mehrere seines Namens über die Cyrenäer geherrscht haben, wie aus dem Götterspruch erhellet, welchen Herodotus anführt, worin Vieren, die Battus, und Vieren, die Arcesilaus heißen, acht Menschenalter hindurch die Herrschaft über Cyrene versprochen wird.

Daß Catull die sandige Gegend zwischen dem Grabe des Battus und dem Orakel des Jupiter Ammon mit einer so großen Genauigkeit bestimmt, als ob er mit seiner Lesbia dort wäre, macht den Einfall von dem Zählen der Küsse nur noch scherzhafter.

V. 7. 8. So viel Sterne bei stummer Nacht vom Himmel auf der Menschen verstohlne Liebe blikken.) Anstatt des alten und bekannten Ausdruks: so viel Sterne am Himmel sind; giebt der Dichter dem Gedanken dadurch eine neue und anmuthige Wendung, daß er den Sternen eine Verrichtung zuschreibt, die sich zur Absicht seines Gedichts vortreflich schikt.

V. 11. 12. So viel, daß sie kein Laurer zählen könnte, keine schädliche Zunge sie beheren.) Es war ein Aberglauben bei den Alten, (dessen sich aber der kluge Dichter nur zum Scherz bedient,) daß man gewisse Dinge ungezählt lassen müsse, wenn ihnen durch Zaubereien kein Schade geschehen sollte. Muretus sagt, die Bauern seines Landes pflegten aus eben der Ursache die Aepfel an ihren jungen Bäumen niemals zu zählen.

Ramler.

2.

Ueber die Sonntags-Schulen in England.

Kaum sollte ich glauben, daß ein Institut, welches schon seit 1784 in England errichtet ist, und wovon man sich für die moralische Besserung der untern Klasse der Einwohner großen Nutzen verspricht, in deutschen Jurnalen noch gar nicht erwähnt sein sollte; und doch erinnere ich mich nicht, in den vielen, die mir zu Händen kommen, etwas davon gelesen zu haben. Daher halte ich es nicht für überflüßig, Ihren Lesern einige Nachricht davon mitzutheilen.

Herr R. Raikes, ein Buchdrukker zu Glocester, veranstaltete im Jahr 1784, daß die Kinder armer Leute, die an den Werktagen ihren Eltern mit Arbeiten an die Hand gehen müssen, des Sonntags unentgeldlichen Unterricht erhielten. Die Sache fand Beifall; und in London, dem Centrum aller gemeinnützigen Absichten, die im Lande ausgeführt werden sollen, ward eine Societät gestiftet, um die Errichtung von Sonntagsschulen (Sunday-schools), das heißt, solchen, worin nur bloß des Sonntags arme Kinder im Lesen und den Anfangsgründen der Religion unterrichtet werden, durch das ganze Land zu befördern. An den Ausschuß dieser Societät hat Herr Raikes am 7 Okt. 1786 einen Brief geschrieben, der in den Januar

des Gentlemans Magazine 1787 eingerükt ist, und worin von einer zu Painswick (einem Marktflekken in Glocesterſhire *) wo eine Tuchmanufaktur und Armenſchule ist,) zur Beförderung des Instituts gehaltenen Predigt, Nachricht gegeben wird. Diesen Brief und den Auszug einer von H. Dr. Horne gesprochenen Predigt, die gleichfalls die Empfehlung der Sonntagsſchulen zur Abſicht hatte, (ſ. Monthly Review July 1786 p. 51.) nebſt Anzeigen einiger dahin gehörigen Predigten und Schriften, (ſ. Critical Review November 1786.) habe ich anjezt vor Augen, um die folgende Nachricht zu entwerfen. Vielleicht liefere ich, wenn ich mehr Hülfsmittel zu Rathe ziehen kann, und Nachrichten von meinen Freunden in England darüber erhalten habe, ein andermal einen Beitrag zu dieſer Nachricht; wozu ich um deſto mehr Neigung habe, weil der von Raikes gerühmte Freund Dr. Glaſſe, der zu Painswick die Predigt hielt, und Dr. Horne mir beide perſönlich bekannt ſind. Sie gehörten ſonſt zu der berüchtigten myſtiſchen Klaſſe der Philologen, die man Hurchinſonianer nennet, und deren Andenken in England beinahe erſtorben iſt. Durch Umgang mit Kennicott ließen ſie ihre alten Grundſätze fahren, oder ſchämten ſich wenigſtens ſie öffentlich zu äußern.

Zwar fehlet es in England nicht an Land- und Stadtſchulen, und in vielen wird unentgeltlich Un-

*) S. Entik.

terricht gegeben. Arme Eltern pflegten aber doch nicht ihre Kinder dahin zu schikken, weil sie sie vom Morgen bis in den Abend bei ihren Arbeiten gebrauchen konnten. Wenn man die Menge der Manufakturen und Fabriken bedenket, bei denen auch kleine Kinder gute Dienste verrichten können: so siehet man, warum so viele Kinder gerade in den Jahren, da ihnen der Schulunterricht am nützlichsten wäre, ohne Unterweisung blieben. Um nun eine zahlreiche verarmte Jugend nicht in Rohheit aufwachsen zu lassen, aber doch dabei den Eltern keine Gelegenheit zum Murren zu geben, wird itzt alle Sonntage in besonders dazu errichteten Schulen, im Lesen und in den Anfangsgründen der Religion Unterweisung ertheilt.

Man versichert, daß dergleichen Schulen zu Gloucester, Leeds, Manchester, Birmingham, Bangor, Hardingstone in Northamptonshire, Shrewsbury, Norwich, Wakefield, und Newcastle upon Tyne errichtet sind. Wie es scheint, so wird, wenigstens in den meisten, nur in solchen Kenntnissen unterrichtet, die auf Religion und Moral eine Beziehung haben. Indessen ist eine Anweisung zum Schreiben und Rechnen in einigen dieser Schulen nicht ganz ausgeschlossen; worüber andere als Entheiligung des Sabbaths, (welches Wort nur gar zu oft statt Sonntags bei dieser Gelegenheit gebraucht wird) klagen. Horne behauptet, daß die Anzahl aller Schüler in solchen

Schu-

Schulen über das ganze Königreich schon auf 100000 angewachsen wäre. Raikes erzählt von den Schülern zu Painswick, daß ihrer 230 in der Bibel lesen, 20 im Sunday's Scholar's Companion, (einem Religionsbuche, wie es scheint, das durch das neue Institut veranstaltet ist); und 21 das Alphabet lernen. Zu Kendal in Westmoreland werden 231 Kinder am Sonntag unterrichtet. Bestimmtere Nachrichten von andern Oertern fehlen mir. Es wird aber wohl beinahe in jeder Stadt schon zur Sitte geworden sein, daß arme Kinder des Sonntags in die Schule geschikt werden. Die Sache hat ganz ausserordentlichen Beifall gefunden, und sich, wie Horne sagt, auf eine wunderbare Art über das Königreich verbreitet. Er hält es für möglich, daß bald noch zehnmal so viele an diesem Institut Antheil nehmen können. Eine Million armer Kinder, die diese Schulen besuchen könten, scheinet mir indessen eine zu große Zahl für England zu sein. King*) bestimmt die Anzahl aller Einwohner Englands, die unter 16 Jahren sind, auf 2,224,000. Von diesen ziehe man nach eben diesem Autor diejenigen ab, die unter 5 Jahren alt sind und noch nicht in die Schule gehen können, 501,800. Die Anzahl der Kinder, die die Schule besuchen können, wäre demnach 1,738,200. Sollte nun eine Million da-

*) S. Süßmilchs göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, S. 556.

von zu der ärmsten und geringsten Klasse gehören: so blieben viel zu wenige für die andern übrig. Horne selbst scheint diese Zahl für zu groß gehalten zu haben, und er glaubt, daß, wenn man nur die Hälfte oder 500,000 annähme, eine solche Anzahl von wohl erzogenen Menschen mit der Zeit moralische Gesinnungen unter dem großen Haufen verbreiten würde. Ich halte die Zahl 500,000 für die viel wahrscheinlichere. Indessen mögte doch auch von der noch vieles abzulassen sein; weil man, so sehr die Armuth auch unter den geringern und dazu kinderreichen Familien zugenommen hat, doch schwerlich annehmen kann, daß beinahe ein Drittel Einwohner seine Kinder nicht anders als Sonntags in die Schule gehen läßt. Denn die bisher während der Werktage die Kinder ganz aus den Schulen zurük gehalten haben, müssen entweder in einer drükkenden Armuth leben, oder von der Nothwendigkeit des Unterrichts für Kinder sehr falsche Begriffe haben, und also zu den Niedrigsten im Volke gehören.

Anfänglich glaubte man, daß die Gesundheit der Kinder, hauptsächlich solcher, die in den Manufakturen arbeiten müssen, durch die Einbüßung des ihnen zur Bewegung und Erholung vergönneten Tages leiden würde. Die Erfahrung hat aber gezeigt, daß diese Besorgniß ungegründet war, und die Kinder sich recht wohl befinden. Man sucht allen etwanigen übeln Folgen durch Reinlichkeit

zuvor

zuvor zukommen. Die Kinder werden ja auch wohl nicht den ganzen Tag beisammen sitzen, und man wird sie vermuthlich nicht länger als a höchstens 3 Stunden des Sonntags zur Schule anhalten.

Der Nutzen, der durch den sonntäglichen Unterricht zur Bildung des moralischen Charakters des Volkes schon erhalten ist, wird von Raikes und andern, deren Schriften in dem Critical Review angezeigt werden, offenbar zu sehr vergrößert. Schon sollen der Diebereien weniger geworden sein; schon reiset und wohnet man, wie es heißt, in den Grafschaften, wo Sonntagsschulen sind, mit mehr Sicherheit; schon sind die Kerker nicht mehr mit so vielen Delinquenten angefüllt; u. s. w. In Norwich gehen auch erwachsene Personen in die Sonntagsschule; und die Kinder besuchen sie so gerne, daß es mehr Mühe kostet, sie zu bereden, zur Erholung aus der Schule zu gehen, als sie darin zu behalten oder zurük zu bringen. Horne aber und sein Recensent wissen noch nichts von dem schon gestifteten Nutzen zu sagen. Sie glauben aber, daß dadurch viel Gutes erreicht werden könne. Horne räth daher einem jeden Hausvater, eine Art von Sonntagsschule in seinem Hause zu errichten, und Sonntags Abends seine Kinder und Bedienten in der Religion zu unterweisen. Der Rath mag gut gemeint sein; aber ist er auch ausführbar? Wenn man bedenkt, wie dunkel und verwarren die Begriffe von Religionsangelegenhei-

ten in den Köpfen der meisten Menschen sind: so muß man gewiß nicht wünschen, daß sie sie andern mittheilen, und dadurch mehr Dunkelheit und Verworrenheit hervor bringen mögen. Die meisten Menschen haben auch so wenige Fähigkeiten, und finden so wenigen Trieb und Neigung dazu, daß der Vorschlag nie anders als von sehr wenigen ausgeführt werden kann. Gewisse Beschäftigungen lassen sich nun einmal unmöglich miteinander verbinden. Berühmte und von dem Publikum geschätzte Männer haben neulich von dem Prediger verlangt, daß er Landwirthschaft, mechanische Künste, Arzneikunde, Chirurgie u. s. f. verstehen solle. Hier will ein Anderer, daß ein jeder Bauer, Handwerker, Schiffer u. s. f. die Stelle eines Predigers vertreten und seine Hausgenossen in Religionswahrheiten unterrichten soll. Ist es denn überhaupt so leicht, Unterricht zu geben; und sind die Religionswahrheiten, so gewiß und ausgemacht sie auch sind, einem jedem so deutlich und einleuchtend, daß man auf keinen faßlichen Vortrag bedacht zu sein nöthig hat? Jedoch ich kehre zu den Sonntagsschulen wieder zurük; und frage diejenigen, welche die Besserung und Belehrung des Volkes sich angelegen sein lassen: ob es rathsam sei, solche Sonntagsschulen auch in Deutschland anzulegen? Sie scheinen mir, so weit ich Deutschland kenne, entbehrlich zu sein. Unsre Erziehungsanstalten, sie mögen zu den niedrigen oder höhern

gehö-

gehören, haben vor den Englischen einen entschiedenen Vorzug; und sind größtentheils mit Männern besetzt, die Geschiklichkeit und Eifer für das Beste der ihr anvertrauten Jugend verbinden. Die Deutschen sind überhaupt zu sehr an Ordnung gewöhnt, und haben eine zu feste Ueberzeugung von der Glükseligkeit, die die Religion gewährt, als daß sie ihre Kinder darin nicht unterrichten lassen sollten. Es giebt auch keine so schlecht denkende, noch so sehr verarmte Menschen, wenigstens nicht in der Anzahl unter uns, als die sind, die den Abschaum des Englischen Pöbels ausmachen. Wenn gleich einige, auch in Städten, ihre Kinder nicht in die Schulen schikken: so wird um derentwillen doch noch keine besondere Schule anzulegen sein. *)

In

*) Der Herr Verfasser scheint vorzüglich nur von Städten zu reden; und da ist denn freilich die Armuth und Sittenlosigkeit auch in den größten Städten des protestantischen Deutschlands Gottlob noch nicht so groß, als in London und andern zu geld- und zu volkreichen Städten. Aber auf dem Lande werden freilich auch bei uns die Kinder so sehr zur täglichen Arbeit von den Eltern angehalten, daß fast den ganzen Sommer durch gar keine Schulen können gehalten werden. Und in diesem Falle ist die Einrichtung solcher Sonntagsschulen gewiß sehr nützlich und empfehlenswehrt: eine Einrichtung, die, wie vieles andere Gute, schon seit lange in den Preussischen Staa-

ten

In der That aber haben wir, wenigstens in dem protestantischen Deutschland, schon lange Sonntagsschulen gehabt, in so ferne wir auf den Unterricht, der in der Religion gegeben wird, sehen. Ein jeder wird hier an die Prüfungen denken, die in den Kirchen auf dem Lande und auch hin und wieder in den Städten mit den Kindern angestellt werden, und von dem Nutzen dieser sonntäglichen Unterweisungen desto vortheilhafter urtheilen, weil man durch Einführung eines ähnlichen Institut der einreißenden Sittenlosigkeit unter den geringen Volksklassen in England itzt erst zuvorzukommen bedacht ist. Zwar hat die Englische Liturgie auch Kinderexamina befohlen, die Sonntags Nachmittags nach geendigtem Gebete mit denen, die konfirmirt werden wollen, gehalten werden sollen. Allein erstlich ist es hiebei nur auf das Auswendiglernen eines elenden Katechismus abgesehen, wovon sich ein jeder der ein Common Prayerbook, Kirchenagende für die Episkopalkirche, nachschlagen will, überzeugen kann. Der Anfang dieses Katechismus ist so sonderbar, daß ich nicht umhin kann, etwas davon zu übersetzen; und man kann sich nicht genug darüber verwundern, daß eine so aufgeklärte Nazion, als die Englische ist, sich durchaus nicht an

ten an mehrern Orten existirt, obgleich sie bisher noch nicht beschrieben worden ist.

A. d. H.

Verbesserungen ihres Kirchenrituals machen will.

„Frage: Wie heißest du? Antwort N. oder N. Fr. Wer gab dir diesen Namen? A. Meine Gevatter in der Taufe, worin ich zu einem Gliede Christi, Kinde Gottes, und Erben des Königreichs des Himmels gemacht wurde. Fr. Was thaten denn deine Gevatter für dich? A. Sie versprachen und gelobten dreierlei in meinem Namen: erstlich, daß ich dem Teufel und allen seinen Werken, der Pracht und Eitelkeit dieser lasterhaften Welt, und allen sündigen Begierden des Fleisches entsagen; zweitens alle Artikel des christlichen Glaubens annehmen; drittens Gottes heiligen Willen und Befehle halten, und die ganze Zeit meines Lebens darin wandeln wollte.“

Zweitens weiß ich nicht, daß öffentliche Katechisationen in der Episkopalkirche üblich sind. Werden sie ja gehalten: so geschieht es nur, um von dem Pfarrer das zur Zulassung zur Konfirmation nöthige Certifikat zu bekommen. Ich bin in vielen Kirchen in und um Oxford Vor- und Nachmittags gewesen, und ich erinnere mich doch nicht, je von einer Anstalt, die unsern sogenannten Kinderlehren entspräche, gehört oder etwas davon gesehen zu haben. Die Nachrichten, die wir aber aus England von dem entweder ganz versäumten oder schlecht ertheilten Religionsunterrichte, dem daher überhand nehmenden Sittenverderbnisse, das weder durch Versendung der Delinquenten in wüste Gegenden, noch durch das so schrecklich häufige Hängen aufgehalten werden kann, und von der dadurch

durch entſtandenen Nothwendigkeit, für einen b
ſern Unterricht, der den Armen des Sonntags g
geben werden ſoll, zu ſorgen, neulich erhalten h
ben, geben, wenn man dabei den Zuſtand des pr
teſtantiſchen Deutſchlandes vergleicht, zu allerhan
Betrachtungen Anlaß. Vornemlich zeigen ſi
daß die moraliſche Ausbildung des gemeinen Ma
nes unter uns in dem Unterrichte, den er in ſein
frühen Jugend genoſſen hat, den Grund habe
daß die ſogenannten Kinderlehren, die des Son
tags gehalten werden, von einem ſehr ausgebre
teten Segen und Nutzen ſind; und daß der Fleiß
den ſo viele unter unſern Theologen auf zwekmä
ſige und der Faſſung der Kinder angemeſſene Ein
richtung der Katechismen wenden, nicht genug ge
lobt und ermuntert werden kann: da es, wie di
neueſte Geſchichte des von vielen als das aufgeklär
teſte geprieſenen Volkes beweiſet, für den Staa
von dem glüklichſten Erfolge iſt.

Helmſtädt.

Bruns.

J. Klein

3.

Kleine Gedichte

aus der griechischen Anthologie.

I.

Der Frühling.

Von Meleager (110) *)

Des Winters Stürme sind entflohn
Aus den entwölkten Lüften,
Und rosicht lacht der Lenz uns schon:
Er naht — und Blumen düften!
Die braune Erde gürtet sich
Mit frischem Klee, hüllt mütterlich
In junges Laub die Keime
Der saugenden Pflanzen und Bäume.

Getränket von dem milden Thau
Aus Eos feuchtem Schooße
Blinkt Freude rings die junge Au,
Im Duft der offnen Rose.
Der Schäfer an des Hügels Hang
Ergötzt sich am Schalmeienklang,

*) Nach Brunks Ausgabe.

Den

Der Hirt beim Schilfrohrſpiele
An graulicher Böckchen Gewühle.

Durch Wogen fernhin geht der Lauf
Des Schiffs, vom günſt'gen Weſte
Schwillt hoch des Segels Buſen auf.
Zum freudenreichen Feſte
Des Traubengebers Bakchus tönt
Schon Evan! Evoe! ſchon krönt
Die Blüth am Epheuſtokke
Der Feiernden duftenden Lokke.

Es ſummt umher der Bienen Schaar
Und füllt die hohlen Zellen,
Daß Honigbäche ſilberklar
Dem Wachsgebäu entquellen.
Sein Lied ſtimmt jeder Vogel an:
Zum Strom hin lokt der greiſe Schwan,
Ums Dach die Schwalbe ſchwirret,
Im Haine die Nachtigall girret.

Wenn nun ſich Erd' und Himmel ſchmükt,
Und Hirt und Heerde hüpfet,
Des Waldes Lied das Ohr entzükt,
Das Schiff die Flut durchſchlüpfet,

Ringe-

Ringsum sich reget froh Gewühl;
Auf denn auch du mein Saitenspiel!
Daß ich des Lenzes Chöre
Mit lieblichen Liederchen mehre!

II.

Die Blumen und die Geliebte.

Von Meleager, 92.

Schon blüht das holde Veilchen,
Es blüht im feuchten Thale
Die Maienblum', es blühet,
Die Lilie am Hügel;
Auch knospet schon die Freundin
Der Liebenden, die schönste
Von allen Frühlingsblumen
Und meines Mädchens liebste,
Der Svada heil'ge Rose.
Doch euer Stolz, ihr Fluren,
Auf all den Schmuk — wie eitel!
Mein Mädchen duftet süßer
Als alle süße Kränzel.

III.

An einen Freund der ihm Wein geſchikt hatte.

Von Palladas 22.

Du ſchickteſt, Lieber,
Mir oft ſchon Wein;
Auch konnt' ich drüber
Mich innig freun,
Und ſtumm ſein durfte
Auch nie mein Dank,
Wenn ich ſo ſchlurfte
Den Göttertrank.
Doch bittend wende
Ich mich nunmehr
An Dich: o ſende
Mir keinen mehr.
Von dieſer Sorte
Hab' ich ſo früh
Im Jahre nie
Etwas vonnöthen:
Die Sallatbeeten
Sieht man gar ſpät
Hier erſt beſät.

IV.

Todesbetrachtung.

Von Antipater Sidonius. (1)

Nah sei meiner Tage Ziel,
Deutet mir der Sterne Spiel; —
Nah' es immer! sonder Graun
Will ich ihm entgegen schaun.

All hinunter! alle gleich
Müssen wir ins Schattenreich;
Geh' ich schneller, grüße ich
Früher, braver Minos! dich.

Ha! getrunken! und der Wein
Mög' uns statt des Kleppers sein!
Schleicht man auch zu Fuß hinab,
Geht es ja doch auch ins Grab.

Leipzig. Karl Sonntag.

4.

Ueber eine neue schrekliche Beschuldigung Berlins.

Fast in der That der Mühe sehr unwehrt, alles das von Süd bis Norden über Berlin bitteres

und gehässiges geschrieben wird, zu beleuchten, alle unsere Vaterstadt betreffende falsche Fakta zu berichtigen, alle falsche Urtheile zu widerlegen. Die Quelle solcher unrichtigen Erzählungen und Urtheile ist gewöhnlich nur in der Phantasie oder der Gemüthsbeschaffenheit der Erdichter oder Verdammer zu suchen, ist entweder beleidigte Eigenliebe oder blinde Partekſucht, und also theils verächtlich, theils lächerlich. Der Eine schimpft Berlin, weil seine Werke nicht genug Sensation daselbst erregen *); der Andere, weil seinen dreisten Anmaßungen widersprochen wird **); der Dritte, weil Lavaters Wunderglauben †), oder die Kraft des Manipulirens ††), oder sonst eine neumodische Thor-

*) Diesen schweren Zorn beleidigter Schriftsteller und Künstler hat vorzüglich unser Mitbürger Nicolai über uns gebracht: obgleich an seiner Allg. D. Bibliothek wohl bei weitem mehr Ausländer, als Berliner arbeiten.

**) La Morgue Berlinoise hat ein auf diese Art beleidigter Philosoph solchen Widerspruch genannt.

†) Allerlei fromme Läſterungen haben deshalb Lavater selbst und Lavaters Freunde der Welt vorgeseufzt und vorgedonnert

††) Die Hyperboreischen Briefe haben Nr. 60 über dieartige Erfindung, eine magnetische Gesellschaft auf der diesjährigen Redute vorzustellen (B Monatsschrift Febr. S. 183.), ihren Eifer ausgeschüttet, abgeschmakte und unwahre Erklärungen und Erzählungen angebracht, und ganz Berlin desfalls aufpöbel

Thorheit und Alfanzerei nicht sogleich mit vollem Glauben angenommen wird *); der Vierte, weil Stark seinen Prozeß in Berlin verloren hat **); der Fünfte, weil es die Mode so ist; der Sechste, weil ihm Schimpfen leichter als Widerlegen wird; — und welches die triftigen Gründe alle weiter sein mögen. Alles das, wie gesagt, kann man stillschweigend verachten; braucht man höchstens nur anzuführen, ohne zu widerlegen.

Anders aber ist es mit der bedeutenderen Beschuldigung eines der berühmtesten deutschen Schriftsteller beschaffen, bei dem keine der oben angegebenen Ursachen Statt haben können. Jeder sieht, daß ich von der im vorigen Monat erschienenen Schrift des Herrn Ritters von Zimmerman rede. Er erwähnt zweimal Berlin auf eine nach-

pöbelhafteste und sogar mit einem pöbelhaften Ausdruk geschimpft, welchen ich zu wiederholen mich schäme.

*) Es ist bekannt, daß die Leute die sogenne Wunder thäten, aber bis jetzt noch keine gethan haben, im Grimm ihres Herzens darüber, die Wörter: Ungläubiger, Naturalist, Philosoph, Berliner, als gleichbedeutend, und als Schimpfwörter gebrauchen.

**) Berlinismus heißt sogar der Titel einer unbedeutenden und seichten Schrift, worin ein Auszug des Starkischen dikken Ungeheuers in Gesprächsform geliefert wird, welches auf die Art freilich kurzweiliger, aber weder klüger noch besser noch gründlicher erscheint.

theilige Art. Einmal, da er (S. 87. f.) eine doch nicht unwichtig scheinende, doch wenigstens zu prüfende Meinung — mag sie auch nur Hypothese sein — mit dem spöttisch erfundenen Namen „Jesuitenriecherei" als unwichtig und thörigt vorstellen will, und sie die „Erfindung" eines sich zuweilen in Berlin aufhaltenden Gelehrten nennt, welche von andern Berlinischen Gelehrten sei aufgegriffen und „ausstaffirt" worden. Daß dies nicht so ist, nicht so sein kann, haben die Herausgeber der Berl. Monatsschrift im Mai, S. 569. in der Note, durch Angabe von Zeiten und Oertern, erwiesen. Das anderemal redet er vollends nachtheilig von dem sittlichen Charakter der Einwohner dieser großen Hauptstadt, und zwar in den allgemeinsten, und dabei in den härtesten Ausdrükken. Diese Stelle will ich, zur Ehrenrettung meiner, mir in der That sehr wehrten, Mitbürger und Mitbürgerinnen, etwas näher prüfen.

Als der Herr Ritter von Zimmermann in Berlin war, fand er nichts als Gutes und Liebes: zuvorkommende Freundlichkeit, gefälligen Dienstfertigkeit, erfinderische Güte, treue Theilnahme an Leid und Freude, kurz, Redlichkeit, Wohlwollen, edlen Sinn; wie er dies hinreissend und rührend in seiner Schrift von S. 264 bis 274 erzählt. Das war im Jahre 1771. Seitdem müssen die Sachen sich sehr bei uns verschlimmert haben. Denn wie

stechen

ſtechen gegen jene 10 lobende Seiten die 5 frühern Seiten (237 — 241) ab, worin er itzt gegen Ende des Jahres 1787 *), die Sitten Berlins ſchildert! Doch nein! nicht dieſe Sittenverſchlimmerung iſt ſo neu, ſondern nur ihre Schilderung. Schon „ſeit 1740“ war es „an den Ufern der Spree“ ſo beſchaffen (S. 237); „ſchon alt“ ſind „dieſe „Berliniſchen und Potsdamſchen“ Greuel (S. 241, erſte Zeile der Note). Hierin ſcheint faſt ein Widerſpruch zu liegen; denn wie kann dieſelbe Stadt zu gleicher Zeit ein Sitz der gröſten Laſterhaftigkeit, ein wahres Sodom und Gomorrha, und dabei doch ein Sitz aller edlen menſchenfreundlichen Eigenſchaften, aller geſelligen Tugenden ſein? Außer dieſem auffallenden Widerſpruche, iſt noch ein Unterſchied bei dem Erzähler auffällend. Dort, von dem Guten, redet Herr von Zimmermann, als Augenzeuge, der es ſelbſt ſah, empfand, genoß; hier, von dem Böſen, iſt nicht dieſelbe hiſtoriſche Authentizität: denn ſeit 1771 war der Herr Ritter nicht wieder bei uns. Gleichwohl redet er von beiden gleich poſitiv. — Hier iſt zur Bequemlichkeit der Leſer, die merkwürdige Stelle ſelbſt.

*) Der Herr Ritter begann ſein Buch d. 13. Oktober 1787, und endete es im November deſſelben Jahres. Man ſ. bei ihm S. 7.

(Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit Ihm kurz vor seinem Tode. Von dem Ritter von Zimmermann. Von S. 236 unten, bis 241.)

„Aber am Laufzaum hat der König die Berliner nur „in Absicht auf freien Untersuchungsgeist geführet, „und niemals in Absicht auf Unglauben und Unsittlichkeit. Eine höchst verehrungswerthe, und dann „auch zuweilen bis zum äußersten Uebermuth getriebene, philosophische Freiheit im Denken herrschte „seit 1740 an den Ufern der Spree. Der König wollte, „daß man denke; aber Er verbot sich selbst alle Herrschaft in Dingen, wo ein edler Mensch keinen Zaum „leidet. Er predigte Freiheit; und alles artete in „Ungebundenheit aus, bei Hofleuten, Großen und „Bürgern, in Denkart, in Sitten, und im Glauben — „dessen sich Friedrich der Große nie bemächtigen wollte. „Unchristenthum ward Mode, und Deismus guter „Ton. Eine bescheidene Freiheit wollte der König; „die Aufklärer des Glaubens und der Sitten trieben „Alles bis zur zügellosesten Frechheit. Aufklärung „ward in Berlin, was neuerlich Patriotismus in Holland. Die aufgeklärten Männer sträubten sich gegen „allen Geisteszwang, die aufgeklärten Weiber gegen „allen Zwang ihrer Herzen. Unter den Augen ihrer „Gattinnen, ließen sich jene am hellen Morgen ein „paar Freudenmädchen ins Haus holen: eben so unbefangen, wie sich der Pöbel eine Bouteille Wein, „oder für einen Groschen Schnupftabak holet. Die „Weiber krönten dann ihre Männer, nicht etwa nur „aus Lust und Liebe zur Sache, sondern aus lauter „Freude und Enthusiasmus über das Licht der allge-

„meinen

„meinen Berliniſchen Aufklärung. Viele ſonſt übri„gens ſehr ehrbare und ſehr gutherzige Damen mach„ten ihre Männer zu Hahnreien, weil ſie Deiſtinnen, „das iſt, Damen von großer Aufklärung waren. Ehe„ſcheidungen und Weibertauſch wurden eben ſo ge„wöhnlich in Berlin, als in den verdorbenſten Zeiten „des alten Roms. Die aufgeklärteſten Weltleute er„laubeten ſich zuweilen nakte Tänze. Koſtbare, unerhörte, und vielleicht anderswo beneidete Anſtalten „zum Unzuchttreiben errichtete man für alte, fette „und wohlgenährte Damen von großer Aufklärung. „Berliniſche Prediger (die erſten und vorzüglichſten „Prediger in Europa) wurden auf Weinſchenken aus„gelacht, weil ſie noch in der Dämmerung lebten, das „iſt, weil ſie noch an die Religion Jeſu glaubten. „Auf Dorfkanzeln ſogar krähte man den Deismus „aus. Da traten junge geiſtliche Herrn auf, mit den „Broſamen, die ſie als Hauslehrer von ihres gnädi„gen Herrn Tiſche in Berlin aufgefangen. Sie ver„lachten das Konſiſtorium, ſchmiſſen mit Mantel und „Kragen allen Prieſterſtand weg, und predigten im „Zopfe: freilich nicht wie Kapuziner, aber ſo unge„fähr doch, den Zopf mitgerechnet, wie deiſtiſche Kor„porale! So wurden die Städte und allmählich auch „das Land aufgeklärt. Aber nirgends ging die Aufklä„rung, vermuthlich aus Hofnung zum Avancement, „ſo weit wie in Potsdam. Da waren die deiſtiſchen „Grundſätze ſo allgemein, und die Aufklärung ſo groß, „daß, in Potsdam allein, wie mir Offiziere aus der „Suite des Königs verſichert haben, in den letzten zehn „Jahren dreihundert Menſchen ſich ſelbſt ermordeten!“

Von Berlin, von Potsdam soll hier die Rede sein! die Aufklärung soll hier in ihren Wirkungen gezeigt werden! So muß man sich oft selbst zurufen, um im Sinne zu behalten, was man liest. Denn man wird durch die strömende Beredsamkeit des Herrn Ritters wie in eine andere Welt versetzt, man erfährt unglaubliche und noch nie gehörte Dinge, man bemerkt eine ungewöhnliche Schlußfolge. — Aber die Auktorität des Schriftstellers ist in der That wichtig genug, um die Sache genauer zu prüfen. So viel sieht man: Seine Fakta geben den Bürgern Berlins schreckliche Ausschweifungen Schuld; noch nie hat ein beleidigter Autor, ein Wunderthäter, ja selbst kein Starkianer solche Greuel von uns erzählt; — und sein Räsonnement mißt alle diese Greuel einer zu weit getriebenen Aufklärung oder Denkfreiheit bei. Vielleicht ist gegen beides mit Grunde etwas zu erinnern.

ad 1) Was allenthalben geschieht, ist nichts Eigenthümliches eines Orts; und was ein paar Menschen thun, charakterisirt nicht den ganzen Ort. Diese Regel scheint mir so einleuchtend, daß ich mich wundere, wie ein so großer Welt- und Menschenkenner sie hat übersehen können. — Ich frage nun, um sie auf des Herrn Ritters Erzählungen anzuwenden: Sollten nicht in ganz Europa "Weinschenken" sein, "auf welchen", wenn nun die Flaschen leerer und die Köpfe voller werden,

mit

mitunter auch "die Prediger des Orts ausgelacht" würden? (wie der Herr Ritter, Berlin zum Vorwurf, erzählt.) Freilich ist diese Ungezogenheit nicht löblich; indeß sieht Herr von Z. sie wohl zu tragisch an. Es ist oft nur plumper Witz, es ist eine Art von Großprahlerei, die in der Schenkstube belacht wird und Aufsehn macht, ohne gerade den Menschen ganz von Grund aus zu verderben, ohne viel länger als der Dunst des Weins im Kopfe zu bleiben. Daß man Ihm dagegen in mehrere Tabagien führen könnte, wo genug über die Aufklärung geseufzt und die Denkfreiheit geschimpft wird, in altplumpen und in neumodisch spöttelndem Tone, weiß jeder, der Berlin kennt. Und also hüben sich diese Extrema, und beweisen wohl weiter nichts, als: daß bei uns selbst an öffentlichen Oertern viel und laut über wichtige Dinge räsonnirt wird. Das wäre dann wohl so schlimm eben nicht; und das verkehrte Räsonniren wird doch unsern Weinschenken nicht vor allen andern Weinschenken in Europa, ja vor allen Zusammenkünften der vornehmen Welt, selbst die berühmtesten Gelehrten und Schriftsteller mit eingerechnet, eigen sein? — Wie kann er ferner so zuversichtlich behaupten, daß "die aufgeklärtesten Weltleute in Berlin sich zuweilen nakte Tänze erlaubten"? Weiß Herr von Z. Beispiele? Hier wenigstens weiß niemand, daß je in Berlin dergleichen geschehen, noch weniger, daß es, wie er zu verstehen giebt, Sitte

unter

unter den Weltleuten geworden? Denn gesetzt, es wäre etwas ähnliches irgend einmal geschehen, so wäre es doch ganz unphilosophisch, ein einzelnes seltenes Faktum zur alltäglichen Sitte einer ganzen Stadt erheben zu wollen. Wie, wenn jemand erzählte: in der Schweiz sei es der Gebrauch, daß die Männer die Frauen manipulirten, bis sie Prophetengabe bekämen? Ueber dergleichen Folgerungen aus einem einzelnen Falle sind ja die schlechten Reisebeschreiber genug verlacht worden. Ich fürchte aber, ich fürchte, der Herr Ritter läßt sich auch etwas dergleichen zu Schulden kommen. Das bekannte einzelne, im Grunde doch gewiß unwichtige, Faktum eines "Predigers im Zopfe" (welches übrigens weder in Berlin, noch von einem Berliner geschah) erzählt Herr von Z. im Plural, und mit willkührlich ausgesponnener Amplifikazion. Und so ist es wohl mit allen den andern Erzählungen, deren Glaubwürdigkeit selbst noch Zweifeln unterworfen ist. Denn Herr von Z. sah selbst dergleichen nicht, und seine Erzähler sind doch nicht untrüglich. Hier wenigstens haben die erfahrensten Leute nie etwas davon gehört; selbst die sorgfältigsten Sammler von mancherlei Kuriositäten wissen nichts von den "kostbaren unerhörten künstlichen Maschinen oder Anstalten" zu einem gewissen Gebrauche für gewisse auf besondere Art an Leib und Seele qualifizirte Damen. Aber gesetzt, alle diese Fälle seien wahr; was beweisen sie für

das

das Ganze? Nicht mehr, als wenn einmal an einem Orte eine Mordbrennerei, ein Vätermord, oder ein anderes scheußliches Laster begangen wird. Wie ungerecht, und ich wiederhole es, wie unphilosophisch, wenn man daraus der ganzen Stadt einen Vorwurf machen wollte! Daß aber diese Ausschweifungen nie allgemeine Sitte, nie bon ton hier waren: beweist das Zeugniß aller derer, die uns genauer kennen, beweist die allgemeine Verwunderung hieselbst über diese ganz unbekannten Nachrichten, und die Indignation aller Aufgeklärten über die Stelle des Buches. Wäre es wahr, daß man die Laster selbst öffentlich triebe, warum sollte man über deren öffentliche Erwähnung zürnen?

Ich will Herrn von Zimmermann nicht hergegen — was ich so leicht könnte — zur Ehre meiner Vaterstadt, einzelne Fälle großer Tugenden anführen, die sich selbst in dem allerniedrigsten Stande finden. Denn ich glaube nicht, daß einzelne Exempel viel beweisen. Aber ich frage diesen feinen Beobachter der Menschen und der Staaten selbst: Wodurch blüht denn unser Staat, wodurch hat er sich so emporgearbeitet und erhält sich noch so kraftvoll, als durch Thätigkeit, Anstrengung, Sparsamkeit? Ich frage Ihn: Ist nicht vielmehr der Charakter der Nazion im Ganzen: hart, arm, kk, und thätig? Wie kann denn jenes Bild der übertriebensten, raffinirtesten Ueppigkeit auf uns

passen?

passen? Wir haben, auch alles andere ungerechnet, nicht einmal reiche und müßige Leute genug, um in sybaritische Wollust, um in träge Sinnlichkeit zu versinken.

Freilich lebt man in einer großen Residenzstadt anders, als in kleinen Städten, oder auf dem Lande; und auch diesen Unterschied muß ein gerechter Mann nicht übersehen. Auch ist es ja wahr, daß Gewohnheit, und eine gewisse freiere und vollendetere Bildung, welche die Dinge mehr im Ganzen übersehen lehrt, manches viel unschädlicher, viel unanstößiger macht. So gewiß Herr von Z. und ich, nebst tausend aufgeklärten Männern, uns eine geraume Zeit mit gewissen Gegenständen beschäftigen, gewisse Bücher lesen können, um daraus zu lernen, um Stof zu vernünftigen und wichtigen Betrachtungen zu schöpfen, ohne daß wir es wagen würden, unsern Töchtern oder ungebildeten Jünglingen diese Bücher, diese Gegenstände vor Augen zu bringen; eben so gewiß können manche Reden, Sitten, Schauspiele, bei einer Stadt oder Nazion unschädlich sein, welche für die ungeprüftere Tugend einer andern höchst gefährlich wären. Nur kleinstädtische Moralisten können diesen Unterschied vernachläßigen. Es kömmt nie auf einzelne Data, sondern auf das Ganze an. Im Ganzen aber weiß man hier, so gut wie irgendwo, was häusliches Glük, was Familienehre, was gute Sitten, was Zucht und Sitt-

samkeit, was Tugend und Religion erheischen. Wo ist eine große Stadt in ganz Europa, welche darin uns überträfe? und wahrlich übertreffen wir darin manchen bei weitem minder bevölkerten, minder reichen Ort. Wo wäre irgend eine große gemeinschaftliche Unternehmung, woran ganz Berlin Theil genommen, welche von Sittenverderbniß zeugte? Wo wären bei uns die angesehenen Bürgerfamilien, oder selbst die vornehmen Häuser, wo offenbare Irreligion oder schamlose Ueppigkeit je Mode gewesen? — Ferner erfordern bekanntlich große Monarchieen gewisse abgesonderte Stände, welche in einem gewissermaaßen unnatürlichen Zustande leben, und daher auch nach andern als den gewöhnlichen Regeln gerichtet werden müssen. Denn nicht ihnen, sondern der einmal getroffenen Staatseinrichtung ist es beizumessen, wenn sie auf unregelmäßige Arten der Befriedigung natürlicher Triebe verfallen, da ihnen die ordnungsmäßige Ausübung derselben oft untersagt ist. Auch dies muß ein gerecht und liberal denkender Mann unterscheiden. Aber gerade auch hierin zeigt sich der Vorzug Berlins. Denn so wahr es auch ist, daß ein zahlreicher Kriegsstand, dessen großem Theile der Ehestand untersagt ist, und dessen gefahrtragende Beschäftigung eine gewisse Derbheit der Sitten und Vernachläßigung mancher Wohlstandsregeln leicht zum Gefolge haben kann, daß, sage ich, ein solcher Stand in einem Staate gewissermaaßen

maaßen einen Anspruch auf Nachsicht bei der Beurtheilung hat; eben so gewiß ist es, daß der Berlinische Kriegsstand dieser Nachsicht nicht bedarf und sie verschmäht. Unser zahlreiche Soldatenstand ist, im Ganzen genommen, voll Industrie und Arbeitsamkeit, zeigt Frugalität und Ruhe, zeigt edle und leutselige Gesinnungen, und vorzüglich sehr viel Religiosität. Human und menschenliebend sind die angesehenen Obern unsers Kriegsstandes, und ihre Lehre und ihr Beispiel bilden ihre Untergeordneten so. Keiner derselben giebt sich gern der wilden Ausschweifung Preis; wenige ergreifen, aus eigner Wahl oder aus Liebe zur Unregelmäßigkeit, den ehelosen Stand. Fast jeder sehnt sich nach den stillen Freuden des Ehestandes; und wem, der einmaligen Einrichtung gemäß, derselbe untersagt werden muß, der wählt sich eine Geliebte, und hält sie, seinem Gewissen und seinem Betragen nach, wie seine Gattin, wozu er sie gewöhnlich auch, wenn ihm nach mehrern Jahren eine eheliche Verbindung gestattet wird, öffentlich erklärt.

Wo dieses, selbst bei dem geräuschvolleren Ton einer großen Residenzstadt, selbst bei dem am meisten ehelosen Stande, allgemeine Sitte, allgemeine Denkart ist; wo überhaupt Industrie und Frugalität und Tapferkeit und edler Sinn so sehr herrscht: wie kann da eine Schilderung passen, die nur auf einen höchst gesunkenen, höchst entnervten, höchst verschuldeten, höchst verächtlichen, weichlichs

lich-barbarischen Staat zutreffen kann! — — Aber freilich geschehen auch hier mehr Vergehungen, als billig geschehen sollten; denn auch hier ist der Reiz zur Sünde groß, und das Fleisch schwach, wie bei allen Erdenkindern. Und danken wollen wir jedem, der uns aufmerksam auf unsre Fehler macht! Nur kann die Uebertreibung, und noch dazu eine so greuliche, eine so unwahre, nichts wirken. So was verzeiht man allenfalls einem polternden Gesetzprediger, oder auch einem launigten Satiriker, der sich selbst in Schilderung gewisser Anstößigkeiten gefällt. Aber wie kömmt ein Philosoph dazu, in einem solchen Ton über eine ganze Stadt, eine wahrlich doch von so vielen Seiten für ganz Deutschland respektable Stadt, abzusprechen? Sollte nicht, bei so richtiger Anlage zum Edlen, und bei so vielem wirklich Guten und Großen, als hier sich findet, ein unparteiischer Menschenkenner billiger, oder vielmehr gerechter, urtheilen müssen?

2) Aber, so wie Herr von Zimmermann unsere verborgenen Sünden kennt, so weiß er auch ganz genau die Quelle davon anzugeben. Die arme Aufklärung ist an dem allen Schuld. "Nicht aus "Lust und Liebe zur Sache" sagt er, "machten "die Berlinerinnen ihre Männer zu Hahnreien, "sondern aus lauter Freude und Enthusiasmus "über die Aufklärung, weil sie Deistinnen, weil "sie Damen von großer Aufklärung waren."

Er muß in der That den armen Weiblein tief in die Schlupfwinkel ihrer Herzen gesehen haben! Sonst warf man dem Deismus vor, er entspringe aus Lust und Liebe zur Sache, er hätte nur die zu Bekennern, welche sich über gewisse Schranken wegsetzen wollten; hier aber ist es gerade das Gegentheil, hier wird er geradezu der Lust und Liebe zur Sache entgegen gesetzt. Das heiß' ich doch einen reinen Deismus! Aber, wie, wenn unsre Weiber nun aufhörten, Deistinnen zu sein, und thäten dasselbe Ding aus reiner Lust und Liebe zur Sache? Was wären wir groß dabei gebessert? — Ich fürchte aber, Herr von Z. sieht den Deismus auch wo er nicht ist; welches man, mit einem ihm abgeborgten Ausdrukke: Deistenriecherei, nennen könnte. So sollen z. B. selbst die unglüklichen verzweiflungsvollen Soldaten, welche sich, 300 an der Zahl (sollte die Zahl wirklich richtig sein?) in den letzten 10 Jahren in Potsdam ermordeten, es aus deistischen Grundsätzen gethan haben. Herr von Z. beschreibt S. 168. in der Note, den verstorb. General Scheele in Potsdam als einen „Unmenschen", weshalb Er denselben auch nicht einmal als Arzt Anfangs habe besuchen wollen. Sollte nun ein solcher Befehlshaber nicht viele seiner Untergebenen durch tiranische Behandlung zum Selbstmorde haben bringen können, ohne daß bei den bedaurenswürdigen Elenden die geringste Spekulation über den Deismus hinzugekommen sei?

Wie

Wie kömmt überhaupt die Aufklärung zur Lasterhaftigkeit? Alle die Greuel, welche der berühmte Verfasser des Werkes über die Einsamkeit so treffend schildert, entstanden ja aus Unaufgeklärtheit, wie Er dort so richtig zeigt. — Herr von Z. weiß, als Arzt und als philosophischer Beobachter, gewiß: welche Ausschweifungen auch in der Schweiz, und nicht bloß in den reichen Städten, sondern selbst in den Gebirgen, welche Mancher auswärts für den Sitz der Unschuld hält, geschehen. Brutale Wollust findet sich öfter in abgeschiedenen Winkeln der ländlichen Einsamkeit. So gewiß aber, trotz solcher einzelnen Beispiele, die Nazion sehr achtungswürdig sein kann; so gewiß ist sie auch, bloß wegen dieser Beispiele, noch nicht gleich zu den aufgeklärten zu zählen. — Doch wer wird sich, auch nur im Spaße, bereden lassen, daß die finstersten Jahrhunderte die glücklichern, die rohen und ungebildeten Menschen die bessern und tugendhaftern wären? Und dies müßte doch folgen, wenn die Aufklärung so schädlich wäre, und wenn mit Recht ein Philosoph alle erzählten Abscheulichkeiten der Aufklärung beimessen könnte.

Indeß geht mich dieses wenig an. Da diese Erzählungen, wie ich fest überzeugt bin, Berlin nicht treffen, so kann auch die angegebene Ursache in dem Maaße bei uns nicht Statt haben. Die Aufklärung mag noch so schlimm und fürchterlich sein; so schlimm ist sie nie, daß sie ein Ding, wel-

ches gar nicht existirt, hervorbrächte! — Nu
leid thut es mir, daß ein so berühmter Schrif
steller sich so zweideutig ausdrükt; daß er, fast wi
ein Stark und Demarees, gegen Berlin, gege
die Aufklärung Berlins, und gegen die Aufkl
rung überhaupt redet. Was hat Ihn den
so sehr gegen das Wort aufbringen können
Denn gegen die Sache, die Er ja selbst no
in dieser Schrift zu befördern sucht, kann e
unmöglich etwas haben. Der Mißbrauch de
Sache ist freilich nicht gut, sowenig wie der Mi
brauch der Philosophie, der Arzeneikunst, d
Schriftstellerei; aber das latrinische Sprüchelche
vom Gebrauch und Mißbrauch ist ja auch bekannt
Warum will Hr. von Z. denn eine so edle Sache
als freie Untersuchung, eigenes Prüfen und Selbs
denken ist, auch nur durch einen falschen Sp
verdächtig machen? Sind wir wirklich in Deutsch
land schon so weit gekommen, daß wir keine A
griffe auf die schätzbarsten Vorrechte der beste
Menschheit: die Aufklärung, die Denk- un
Preßfreiheit, zu fürchten haben? Daß ein Welt
weiser sich einen Ausdruk erlauben kann, der s
leicht mißzuverstehen ist, und zur Beschönigung
einer Einschränkung kann angewandt werden, die
dieser Weltweise gewiß nicht billigen noch beför
dern wollte? Weiß er ein anderes Mittel, den
falschen Aufklärung zu steuren, als das bisher
hier geübte: die wahre zu befördern; der von

Thoren

Thoren gemißbrauchten Freiheit das Gegengewicht zu halten, als: die Freiheit aller Verständigen und Rechtschaffenen nicht einzuschränken; weiß Er ein anderes, so gebe Er es an! Unbestimmter Spott, der auch edle Menschen und edle Sachen trift, ist gewiß kein solches Mittel.

Indeß scheint die Note S. 241 die Veranlassung zu dem räthselhaften Ausdruk des Hrn. von Z. etwas deutlicher zu machen. Er übersetzt hier die Aufklärung zweimal durch. „Illuminatenwesen", und erklärt dies durch: „verbessert seinsollende Freimaurerei" *). Vielleicht war also alles gar nicht auf das, was man bis itzt Aufklärung nannte, gemünzt; sondern nur auf das sich etwa hin und wieder noch erhaltende Illuminatenwesen. Vielleicht reizte die Geschäftigkeit irgend eines Nachbars, der noch als Illuminat die Welt zu beglükken und sich unsterblich zu machen denkt, die kaustische Galle des Herrn Ritters. — Aber mit dieser Art Aufklärung hat ja **Berlin** gar nichts zu schaffen. Nie sind, so viel man weiß, Illuminatengesellschaften hier gewesen; nie hat dieser Orden hier große Sen-

*) Auch H. **Jacobi**, der im Februar des D. Museum heftig gegen die Berlinische Vernunft und Aufklärung redet, bringt, man weiß nicht recht wie, das Illuminatensyßem mit in seine Deklamation hinein.

sation gemacht, noch merkwürdige Schikſale er fahren. Wenn auch allenfalls in Berlins Mau ren unter den hunderttauſend Einwohnern ei paar Illuminaten wären: ſo waren ſie doch ſicher lich, als ſolche, ſtets unthätig; ſo können ſie doch aus ihrem ruhigen Inkognito heraus, die ganz Maſſe der Denkart nicht verderbt haben; ſo dar ihnen doch nicht alles Böſe, was in Berlin ge ſchieht und nicht geſchieht, beigemeſſen werden Noch weniger aber darf der Stadt Berlin über haupt, oder unſern gelehrten und aufgeklärte Männern der Illuminatismus beigemeſſen wer den. Und wir übrigen Berliner alle, die wir kein Illuminaten ſind, aber die Aufklärung recht lieb haben, dürfen wenigſtens wünſchen: daß man, zur Vermeidung alles Mißverſtandes, künftig zwe verſchiedene Sachen lieber nicht mehr mit Einem Namen benenne! Ein Berlin

5.

Ein anderes Schreiben aus Amerika über die allgemeine Toleranz.

Bei uns haben die Streitigkeiten über die Grän zen der Toleranz eine andre Wendung genommen als in Virginien. *) Eben ſo wie dort, wollt

*) S. Berl. Monatſchr. Junius 1787. S. 505, und März 1788. S. 200 ff.

man einem bekannten Atheisten, der im Vertrauen auf die proklamirte allgemeine bürgerliche Duldung kein Geheimniß aus seinen Meinungen machte, die Gültigkeit seines Eides abstreiten. Er erbot sich zu einer Versicherung bei seiner bürgerlichen Ehre, unter jeder vorzuschlagenden Feierlichkeit. Der Gegentheil war hiermit nicht zufrieden, und behauptete: daß jenem, in Ermangelung andrer rechtlicher Beweise, die Sache schlechterdings aberkannt werden müsse, weil nur eine religiöse Betheurung allenfalls von Gewicht seie, eine bloße Versicherung auf Verlust der bürgerlichen Ehre aber mit einer Anrufung Gottes als Rächers der verleugneten Wahrheit, dergleichen er entgegen zu setzen habe, so wenig zu vergleichen stände, als der Verlust zeitlicher Güter mit ewiger Strafe.

Der Ungläubige erwiderte: diese Vergleichung sei vor dem bürgerlichen Richter nur dann zutreffend, wenn der Schwörende dargethan habe, daß er wirklich von der Religion überzeugt sei, zu der er sich bekenne. So lange, bis dieser ewig unmögliche Beweis geführt worden, bleibe der Eid nichts mehr als eine Versicherung, die ihm auf seine bekannte, oder vorausgesetzte, Rechtschaffenheit geglaubt werde.

Die Sache ward verglichen; die Frage aber über die Gültigkeit der Eide und anderer feierlichen Versicherungen, an die Volksversammlung als oberste gesetzgebende Gewalt, gebracht. Zuerst ward

festgesetzt: daß jeder Bürger so lange für einen rechtschaffenen Mann müsse angesehen werden, bis er durch Urtheil und Recht seiner bürgerlichen Ehre verlustig erklärt worden: daß es also hinlänglich sei, sich zu einem Glaubensbekenntniß öffentlich zu erklären, um darnach zum Eide gelassen zu werden. Da man aber im Begriffe war, wegen des auffallenden Mißverhältnißes unter den unermeßlichen künftigen Strafen, welche die Religion ankündigt, und allem was ein Mensch auf der Erde verlieren mag, diesen Eiden vor andern feierlichen Betheurungen den Vorzug einzuräumen; stand ein Mann auf, der ehedem, als Methodist, Weibes wegen aus England transportiret worden, seitdem seine Sekte verlassen, durch glükliche Zufälle bei uns Eigenthum und Bürgerrecht erhalten, sich verheirathet hatte, und aus Liebe zu seiner Familie ein rechtschaffener Mann geworden war. Er zeigte in einer sehr rührenden Rede, wie viel die zeitlichen Vortheile vermögen, selbst die Ueberzeugung von einer höhern Welt zu unterdrükken, und wie leicht fanatischer Mißverstand in jeder Religion, das richtige Gefühl verdrehen, und den Leidenschaften zu Hülfe kommen könne. Er schloß mit dem Antrage: daß jeder, der verlange seinem Eide einen höhern Werth als der bürgerlichen Betheurung zu verschaffen, erst darzuthun gehalten sein solle, daß eben die Religion, welche ihn den Gott den er anrufe, als Gesetzgeber und Richter kennen lehre,

schlech-

schlechterdings von keinem Mittel wisse, diesen Richter vor dem Eintritte in die Ewigkeit, wo er sein furchtbares Amt vollführen werde, zu versöhnen. Kaum waren diese Worte ausgesprochen, als einer aus dem Volke, der mit einem Juden Händel hatte, laut von einem großen Versöhnungstage redete, an dem die Juden Erlassung aller im ganzen Jahre durch Ungerechtigkeiten gegen Christen, und namentlich durch Meineide verwirkten Strafen, zu erhalten vermeinten. Der Jude, der in einer Volksversammlung mit Erläuterung und Rechtfertigung seines Glaubensbekenntnisses gehört zu werden, nicht hoffen konnte, schlug den Ball lieber weiter auf einen Nachbarn, und beschuldigte die Katholiken, daß sie durch Ablaßkaufen, Rosenkränzebeten, Kasteiungen, und andre willkührliche Strafen, vom Priester Verzeihung aller Sünden erhalten zu können vermeinten. Die Katholiken riefen laut: ob denn bei den Protestanten der Himmel denen ewig verschlossen sei, welche sich aufrichtig bekehrten, wäre es auch nur auf dem Todbette?

Hiemit war eine unendliche Untersuchung eröfnet, wie viel von allen vorgebrachten Beschuldigungen wahr sei, wie viel davon etwa nur grober Aberglaube des Pöbels sei, wie vieles aber wirklich mit dem Geiste der Religionen übereinstimme? und endlich, wie viel Rükksicht, bei Abfassung eines allgemeinen Gesetzes; auf den Aber-

glauben des großen Haufens genommen werden muß, und wie viel die gereinigten Begriffe des aufgeklärten Theils der Nazion verlangen dürfen?

Die Lage der Sache hatte sich sehr geschwind verändert. Anfangs waren alle nur gegen den Atheisten. Mit ihm hätte man bald fertig werden können; denn er war nur ein einziger; so wie es gewiß allenthalben nur sehr wenige wirkliche Atheisten, die wissen was sie denken und sagen, giebt. Man hätte ihn also allenfalls bitten können das Land zu verlassen, und wenn er keine andere Zuflucht als das Meer gewußt hätte; obgleich es Schade gewesen wäre, auch nur einen, der doch gegen den Staat nichts verbrochen hatte, der allgemeinen Ruhe unnöthiger Weise aufzuopfern. Nunmehr aber war dieser Atheist nur die Veranlassung eines weit heftigern Streites geworden, in welchem jede Partei gegen alle andern stritt, und immer mit so viel heftigerer Wuth, je näher sie einander zu sein schienen. Man hatte damit angefangen, vom Bürger nur das einfache Bekenntniß zu verlangen, daß er einen Gott glaube. So bald aber nur noch ein zukünftiges Leben, Belohnung und Strafe hinzugesetzt ward, widersetzte sich schon ein kleiner Haufe deistischer Separatisten. Und da es einmal erlaubt war, irgend eine Religionsfrage welche es auch sein mögte, in die bürgerliche Verfassung einzumischen; so war es ganz unmöglich eine Richtschnur festzusetzen, die

nicht

nicht einigen zu eng und andern zu weit gewesen wäre. Es ist nicht genug, einen Gott zu glauben; es fragt sich noch, was für einen Gott? Denn es giebt Vorstellungen von ihm, welche von dem Fanatizismus ausgebrütet, und von der Unwissenheit angenommen worden, die schlimmer sind, als der gröbste Unglauben, und die selbst der aufgeklärte Religiöse für schlimmer als Unglauben hält. Sollte aber bestimmt werden, was man denn von Gott denken müsse, um die Bürgerrechte in ihrem vollen Umfange genießen zu können; so verlangte jede Partei, und mehrentheils mit vielem anscheinenden Rechte, daß immer noch etwas mehreres zum Qualificationseide des Bürgers hinzugesetzt werden mögte. Alle Subtilitäten der scholastischen Theologie fanden sich von selbst ein. Je mehr man aufzuklären suchte, desto mehr neue Parteien entstanden, so daß am Ende beinahe ein jeder der sich in den Streit einließ, von allen übrigen als Kätzer verdammt ward. Wir hätten ein paar Jahrhunderte disputiren können, ehe wir mit der Frage fertig geworden wären: wer bei uns Bürger werden dürfe? Dies war so auffallend, daß man bald aufgeben mußte, mit allgemeiner Beistimmung eine Glaubensformel der nothwendigen Wahrheiten festzusetzen. Man blieb also dabei stehen, auszumachen, was für Meinungen verboten sein sollten. Hier aber fingen alle Parteien an einander so zu verschreien, und mit so bitterm

Hasse

Hasse zu verfolgen, daß der ganze Staat seiner Auflösung nahe schien. Jede Partei hätte sich gern zur herrschenden gemacht, um den andern ihre Existenz aus Gnaden zu verleihen, und ihnen vorschreiben zu können, wie viel ihnen allenfalls gestattet werden solle. Dazu war aber glüklicherweise keine mächtig genug, und es ist daher kein andrer Ausweg möglich gefunden, als dieser:

Allen Privatglauben jeder Partei, jeder Sekte, jedes Einzelnen, dem Gewissen dieses Einzelnen allein zuzuschieben; die Eide aber, welche zu dem ganzen Streite Anlaß gegeben, und welche die einzige Veranlassung enthalten, wo es unvermeidlich scheinen mögte, die Religion in die bürgerliche Gesetzgebung zu mischen, bis dahin, daß ein Mittel gefunden würde, die geheimen Gesinnungen eines jeden, zu entdekken, (wodurch sie denn von selbst wegfallen würden,) nur für eine feierliche Versicherung auf bürgerliche Ehre gelten zu lassen, welcher jede Sekte auf beliebige Art, durch feierliche Vorstellung ihrer Gründe zur Rechtschaffenheit, die sie für die besten und stärksten hielte, Würde geben möge.

Sobald der Atheist bürgerlicher Duldung gewiß war, fing er an zu behaupten: Er allein verdiene den Vorzug vor allen übrigen; denn, weil er von keiner künftigen Belohnung noch Strafe etwas hoffe noch suche, weil er keine andre Vorschrift, als das unabänderliche eiserne Gesetz der

Ver-

Vernunft erkenne, und ihn die jedem Vernünftigen natürliche Liebe zur Ordnung an nichts anders, als an die bürgerliche Verfassung binden könne, so sei es auch natürlich, daß ihm das Wohl dieser bürgerlichen Verfassung unendlich näher am Herzen liege, als allen Religiösen, die eine bessere Zukunft nach diesem Leben hoften. Weil er indessen nicht leugnen konnte, daß er eben so wenig als andre Menschen, gegen die Versuchungen der Leidenschaften, vom ewigen Gesetze der Vernunft abzugehen, unempfindlich sei, und daß Leidenschaft am besten durch Leidenschaft überwunden werde; mußte er sich es gefallen lassen, daß man es dem Interesse der bürgerlichen Ehre zuschriebe, wenn er sich als ein guter Bürger betrage.

Es haben also alle Bürger, ohne Rükſicht darauf zu nehmen, wie weit ihr Glauben oder Unglauben geht, gleiche bürgerliche Rechte erhalten. Nun sollte man denken, würde die Irreligiosität recht um sich gegriffen, und der Atheismus alle andre Sekten verschlungen haben. Es ist aber bisher nichts weniger als dies geschehen. Denn weil die Veranlassung wegfällt, sich sehr genau um die Meinungen andrer zu bekümmern, so macht man bei uns wenig Aufhebens davon, wenn es einmal jemanden gefällt sich für einen Atheisten anzugeben. Es ist bei unsrer Verfassung schlechterdings unmöglich zu verfolgen: und daher ist allen Ungläubigen von allen Orten her so glimpflich und zugleich

zugleich mit solchem Nachdrukke der Vernunft widersprochen worden, daß weder die Begierde durch unerhörte Meinungen Aufsehen zu machen, noch sich für einen Märtyrer der Wahrheit auszugeben, noch auch die Hitze des Streites, jemanden bei uns anreizen kann den Gottesleugner zu machen. Es ist also vielmehr die Sekte der Atheisten bei uns fast ganz verschwunden; und wenn es gleich zur Vollständigkeit der menschlichen Natur zu gehören scheint, daß auch die abenteuerlichsten Meinungen von Zeit zu Zeit vertheidigt werden, so finden sie doch da keinen großen Eingang, wo sie frei behauptet und eben so frei geprüft und widerlegt werden.

Wir sind also dahin gekommen, daß sich die Regenten schlechterdings gar nicht um den Glauben des Bürgers bekümmern, nur auf Erhaltung der bürgerlichen Ordnung sehen, zu deren Aufrechthaltung sie bestellt sind, den Glauben der Menschen so wie ihr Gewissen, ihnen selbst und Gott allein überlassen, und als Regenten nichts glauben, auch selbst das nicht, daß man nichts glauben müsse.

Man schreibt uns, daß in Ihrem Welttheile ein kürzlich verstorbener großer Monarch, so viel ihm die Umstände verstatteten, nach diesem Grundsatze verfahren, und daß sich seine Unterthanen so wohl dabei befunden, daß auch sein Nachfolger nicht nöthig findet, davon abzugehen. Wenn dies in einem seit langer Zeit nach und nach errichteten Staate geschehen konnte, wo so manche politische

Ver-

Verhältnisse eine feine Behandlung forderten; wie viel mehr mußten wir nicht auf diesen Grundsatz bauen, da es bloß darauf ankam, das wahre Prinzipium festzusetzen, und keine alte Einrichtung, die auch Rechte gehabt hätte, uns verhindern konnte, nach ihm das erste Grundgesetz anzulegen?

Nachschrift des Einsenders.

Die bisher bekannt gemachten Briefe scheinen das Verhältniß der Religion zum Staate, in Ansehung der Rechte einer Partei gegen jede andere, hinlänglich aufzuklären. Es bleibt aber noch ein anderer und wegen der täglichen Gelegenheit zur Anwendung beinahe noch interessanterer Fragpunkt übrig, und dieser betrift: das innere Recht jeder Partei, sich selbst eine Glaubensformel zu entwerfen. So lange nur von öffentlichen gemeinschaftlichen Ceremonien die Rede wäre, könnte man willkührliche Verabredungen ohne Schwierigkeit aufrecht erhalten. Nun aber erfordert die christliche, und so auch jede andere positive Religion, so bald sie auch nur ein geringes Alter erreicht hat, gelehrte Kenntnisse, und um der Erhaltung ihrer eigenen Reinigkeit willen, einen eigenen Stand von Lehrern. Die Geschichte der fanatischen Parteien, welche von demselben nichts wis-

wissen wollten, beweiset allein schon sehr deutlich die Nothwendigkeit eines solchen Standes. Die Gemeine, in welcher, nach protestantischem Kirchenrechte wenigstens, die oberste Gewalt in Kirchensachen beruhet, hat unleugbar das Recht zu bestimmen, daß die von ihr für Wahrheit erkannte Lehren ihr vorgetragen, und ihren Kindern bis zu der Zeit da sie eigener Prüfung und Ueberzeugung fähig werden, gelehrt werden sollé. Hier aber geräth ohnfehlbar das Recht der Gemeine sich selbst in Glaubenssachen zu bestimmen, mit dem unabänderlichen Laufe der Natur ins Gedränge.

Wird nehmlich unabänderlich festgesetzt, was in der Gemeine gelehrt werden solle, so kann es nicht fehlen: des ewigen Flusses menschlicher Meinungen wegen, wird bald der Fall eintreten, da ein Lehrer das vorzutragen verbunden ist, was weder er selbst, noch die Gemeine glaubt, deren Ueberzeugung die erste Richtschnur des Lehrers enthalten sollte; wie sich denn wirklich in Deutschland sogar der Fall an verschiedenen Orten findet, daß eine beinahe ganz protestantische Gemeine einen katholischen Geistlichen und eine fast ganz katholische einen protestantischen zu unterhalten verbunden ist. Es wird also jedem Mitgliede der Gemeine das Recht verstattet werden müssen, sie zu verlassen, und mit andern Gleichdenkenden zu einer neuen sich zu vereinigen. Täglich werden neue Gemeinen entstehen und alte aufgelöset werden,

und

und bald wird kein Lehrer mehr wissen was er lehren soll. Der Lehrerstand wird also ganz unmöglich zu der Konsistenz gelangen können, deren er doch nach der eigenen Intention der Gemeinen welche ihn einsetzten, bedarf: denn wer dem Altare dient, muß auch vom Altare leben; und ohne Aussicht auf ein sicheres Brot, wird sich niemand dem Studium der Theologie widmen. Mendelssohns ganze Theorie (in seinem Jerusalem) paßt nur auf Nazionen, die keines Religionslehrerstandes bedürfen, weil sie von keiner positiven Religion etwas wissen, welche anzunehmen, ein jedes Volk doch wenigstens das Recht hat.

Ueber diese Frage, von welcher mein Korrespondent schweigt, wünschte ich, daß es dem Virginischen Politiker gefallen mögte, Belehrung mitzutheilen, die das Publikum von seinem feinen und scharfen Blikke erwarten darf.

Hannover. Rehberg.

6.

Ueber die Parlemente in Frankreich.

Es ist ein Streit unter den französischen Publizisten; ob die Parlemente ein Ausschuß der ehemaligen Versammlung der Stände sind und dieselben vorstellen, oder ob sie bloß obere Gerichtshöfe sind? Vorzüglich behauptet das Pariser Parle-

ment, ein solcher Repräsentant der Nazion zu sein. Es ist wahr, daß es zuweilen Handlungen ausgeübt hat, welche allein einer solchen Versammlung von Ständen zuzukommen scheinen; allein die mehrsten Publizisten widersprechen dieser Behauptung, und die Geschichte scheint ihnen beizustimmen.

Frankreich ist itzt eine uneingeschränkte Monarchie; obgleich man einige unabänderliche Grundgesetze angiebt, als: die Untheilbarkeit der Krone, die Erblichkeit bloß auf den Mannsstamm, und die Aufrechthaltung der katholischen Religion. Alle, auch die itzt uneingeschränktesten, Monarchieen hatten aber und haben zum Theil noch ihre Land- oder Reichsstände, welche sie ehedem bei wichtigen Veranlassungen zusammen berufen und befragen mußten. So geschah es auch in Frankreich, schon in den ältesten Zeiten, unter den Chlodovädern und Karolingern; doch so, daß diese Versammlungen nicht immer ordentlich gehalten wurden, und oft gar unterblieben: bis endlich mit dem Verfall des Fränkischen Reichs und des Karolingischen Hauses alles völlig in Verwirrung gerieth. — Unter den ersten Kapetingischen Königen finden wir wieder Versammlungen der Reichsstände auf den Reichstagen: sie bestanden, der allgemeinen alten Sitte zufolge, bloß aus dem Adel und der Geistlichkeit; und hießen, wohl zu merken, das Parlement. Späterhin (man nimmt gemeiniglich an, zuerst unter Ludewig IX. oder dem

Hei-

Heiligen, in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts) wurden auch die Abgeordneten der Städte, als der dritte Stand (le tiers Etat) dazu gerufen. Seit Philipp IV. oder dem Schönen, (reg. von 1285 bis 1314) ist dies beständig geschehen. Und nun hießen diese aus drei Reichsständen bestehende Versammlungen nicht mehr Parlement, sondern Assemblée des Etats Généraux. Den Namen Parlement aber erhielt der höchste Gerichtshof, welchen der eben genannte König Philipp IV zu Paris errichtete. — Das itzige Parlement ist also ganz etwas anders, als das ehemalige. Das ehemalige war eine, obgleich noch unvollständige, Versammlung der Reichsstände; das spätere aber ist ein hoher Justizhof oder ein Oberappellazionsgericht. Solcher sind itzt in den verschiedenen Provinzen 12, welchen die 3 Obergerichtshöfe (Cours souveraines) in den neueroberten Provinzen beigezählt werden. Unter den Parlementen ist das Pariser das erste; in demselben haben die Prinzen von Geblüte und die Pairs (welches Herzoge, über 40 an der Zahl, sind) Sitz und Stimme; weshalb es sich auch das Gericht der Pairs nennt, welches ihm aber das Parlement von Bretagne hat streitig machen wollen. Die Parlemente erkennen erstlich als Oberappellazionsgerichte, und dann auch über hohe Kronbeamte und in wichtigen Sachen (als Regalien,) in erster Instanz.

Mit den Reichsversammlungen, Assemblées d'Etats Généraux, ging es in Frankreich, wie fast allenthalben. Sie wurden seit dem 14ten Jahrhundert zwar gehalten, aber verloren doch immer mehr von ihrem Ansehn. Mit der Zeit wurden sie nur zusammen berufen, um Steuern zu bewilligen und deren Hebung einzurichten. Nachher waren sie völlig von der Krone abhängig, und wurden bloß zum Scheine berufen; und endlich hörten sie ganz auf. Unter Ludwig XIII. ist 1614 der letzte allgemeine Reichstag gehalten worden. Dieser König und noch mehr sein Sohn Ludwig XIV, oder vielmehr die Kardinäle Richelieu und Mazarin, erkannten keine Rechte und Freiheiten der Nazion mehr. Aber in den neuesten Zeiten hat Ludwig XVI gemäßigtere Gesinnungen gezeigt, und will sein Volk befragen, wie auch schon in der bekannten Assemblée des Notables geschehen ist. — Uebrigens werden, obgleich die allgemeinen Reichstage aufgehört haben, noch in gewissen Provinzen (als Bourgogne, Bretagne, u. s. w.) Provinzialständeversammlungen oder Landtage gehalten, die sich hauptsächlich aber nur mit der Vertheilung der Steuern beschäftigen.

Soll eine Monarchie, damit sie nie in Despotismus ausarte, eingeschränkt sein, so kann sie dies nur bloß durch Stände sein, nicht aber füglich durch einen Gerichtshof. Indeß werden wohl in allen Staaten die obersten Verwalter der Justiz

den

den Regenten Vorstellungen machen, wenn deren Befehle den Gesetzen und der Gerechtigkeit geradezu zuwider laufen. — So viel ist aber gewiß: daß das Pariser Parlement das Vorrecht hat, daß in demselben alle königliche Verordnungen, Edikte, und offene Briefe beglaubigt und eingezeichnet werden müssen; auch daß es das Recht hat, Vorstellungen gegen die Königl. Verordnungen und Befehle zu thun, wenn es dieselben dem Wohl des Staats nachtheilig hält. Auch in den andern Parlementen müssen die in die Provinzen erlassenen Verordnungen eingezeichnet werden; und sie besitzen ebenfalls das Recht, Vorstellungen dagegen zu thun. Wie hartnäkkig sie sich in neuern Zeiten bisweilen geweigert haben, Königl. Verordnungen zu registriren, vorzüglich am Ende der vorigen Regierung und unter der itzigen, ist bekannt.

So offenbar nun auch scheinen sollte, daß ein hoher Gerichtshof, welcher einem Monarchen Vorstellungen thun darf, immer in diesen Vorstellungen das Beste der Nazion besorgen werde; so wollen Andere dies doch von den französischen Parlementen leugnen. Sie sagen: so wenig die Parlemente, ihrer ersten Abstammung und ihrer wirklichen Einrichtung nach, die Nazion repräsentirten*); so wenig sorgten sie auch für die Na-

 zion

*) Weder Geburt (die Prinzen und Pairs im Pariser Parlemente ausgenommen), noch Landeigenthum,

zion, sondern, sondern nur bloß für ihre eigenen, oft nur vermeintlichen, Vorrechte. Wann die Krone wahre Verbesserungen für die Nazion vornimmt, z. B. durch zweckmäßigere Einrichtung der Gerichte, und vorzüglich des Kriminalprozesses; so widersetzen sich die Parlemente, weil sie nichts in ihrer hergebrachten fehlerhaften Verfassung wollen geändert wissen. Man beschuldigt sie, daß sie sich gleichsam mit der Krone nur darum streiten, wer das Volk bedrükken soll; obgleich sie geschikt genug gewesen sind, dem Volke einzubilden, als stritten sie für dasselbe. Man weiß eine Menge Exempel von ihren übereilten und harten Aussprüchen anzuführen. Man will durchaus behaupten: das einzige wahre, zweckmäßige, und einer grossen Nazion anständige Mittel, ihre Vorrechte zu erhalten und den Regenten schikliche Vorstellungen zu thun, bestehe in der Versammlung eines allgemei-

thum, noch die Wahl der Nazion, bestimmen die Ernennung der Parlementsglieder. Ehedem wurden diese Magistratspersonen vom König unentgeltlich ernannt; in neuern Zeiten aber sind ihre Aemter verkauft worden: so wie in Frankreich fast alle Aemter, gerade wie Häuser oder andere Sachen, öffentlich zu Kaufe gesucht und zum Verkaufen angeboten werden. Durch diesen Kauf verlor die Krone ein wichtiges Majestätsrecht, weil die Käufer nun Eigenthümer wurden. Auch konnten sie sich dem Monarchen dreister widersetzen, weil derselbe ihnen ihre Stelle nicht nehmen konnte.

meinen Ausschusses der Stände dieser Nazion selbst; und man lobt die gegenwärtige Regierung, daß sie dieses Mittel selbst hat veranstalten wollen. Desto mehr aber tadelt man eben das Parlement, welches sich dieser heilsamen Anstalt so heftig widersetzte, daß die angeordneten Assemblées provinciales nicht zu Stande kamen, aus welchen hernach, der alten Verfassung gemäß, die Abgeordneten zu den Etats Généraux hätten können gezogen werden. Man giebt dem Parlemente Schuld: es habe sich der Errichtung dieser Corps intermediaires zwischen der Krone und der Nazion nur darum entgegen gestellt, um in dem, ihm vermeintlich zukommenden, ausschließlichen Besitz dieses Mitramts zu verbleiben; es habe den Provinzen die Gelegenheit benehmen wollen, ihre Beschwerden unmittelbar an den König zu bringen, damit es den Stoff zu seinen Remontrances ungetheilt behalte; es habe die Möglichkeit hindern wollen, dem Staate Geld auf den Kredit einzelner Provinzen zu verschaffen, damit die Anleihen immer nur auf seinen Enregistremens beruhen; es habe nicht gewollt, daß die Landstände die ihnen durch die Königl. Intendans entrissene Verwaltung der Provinzen wieder bekämen, wodurch freilich die Macht und das Ansehn der Intendans (wozu immer nur Parlementsglieder genommen werden) geschwächt werden würde. Auch sind einsichtsvolle Männer mit den Beweggründen der neuen Wider-

ſetzlichkeit der Parlemente nicht zufrieden, und klagen über deren Verbindung mit der Geiſtlichkeit, über die Weigerung gegen die Aufnahme der Proteſtanten, u.ſ.w. u. ſ.w. Man ſagt: diejenigen, welche ſich für die Parlemente erklären, thäten es nur entweder, wie das Volk, aus Unkunde und aus Vorurtheil, oder aus Intereſſe, wie alle mit den Parlementen verbundene Perſonen und Familien, oder endlich aus Partellichkeit und aus Luſt zu Paradoxieen, wie der bekannte Graf Mirabeau.

7.

Ueber Winkelmanns Religionsveränderung.

Die Geſchichte von des berühmten Winkelmanns Bekehrung verhält ſich auf folgende Art. — Winkelmann war ein wenig unzufrieden mit ſeiner Lage in Nöthenitz *): ſei es, weil er der Arbeiten

*) Der berühmte Graf Bünau hatte in Nöthenitz ſeine auserleſene und zahlreiche Bibliothek, an welcher Franke und Winkelmann als Bibliothekare ſtanden. Franke war Direktor derſelben, und Verfaſſer des bekannten Katalogs der Bünauiſchen Bibliothek. Man ſehe, was dieſer Mann ſelbſt über ſeine Kälte gegen W. erzählt, in Daßdorfs Sammlung Winkelmanniſcher Briefe Th. I. S. 109. f.

ten bei der Bibliothek zu viele hatte (er mußte Auszüge aus Geschichtschreibern für den Grafen von Bünau, zu dessen deutscher Geschichte, machen); oder weil er mit dem sel. Franke, seinem Vorgesetzten, überhaupt nicht stimmte; vielleicht nicht stimmte, weil dieser ihn nicht so behandelte, als er behandelt werden wollte, als er behandelt werden zu müssen glaubte. Wie sein Mißvergnügen zunahm, trug er kein Bedenken es merken zu lassen; oder vielmehr, es ließ sich ihm abmerken: er klagte über die Beschränktheit seiner Lage, zeigte Unzufriedenheit über das wenige Ansehen, das er genösse *), u. d. gl. m. — Es kam hinzu, daß, bei seiner Vorliebe für die Alten, ihm der Wohnsitz der alten Größe, Rom, von je her wichtig gewesen war; und daß er, durch die Nähe der Dresdner Gallerie und den damals herrschenden Geschmak an Kunstwerken, und der Beschäftigung

*) In dem merkwürdigen Briefe, welchen Winkelmann selbst, gleich nach seiner Religionsveränderung, und zur Entschuldigung derselben, an seinen Wohlthäter den Grafen Bünau schrieb (m. s. Hasdorfs Sammlung Winkelmannischer Briefe, Th. I. S. 17. f.), finden sich auffallende romantische, aber auch ambitiöse Gesinnungen. Z. B. S. 18.: "Eine gewisse Art aber zu denken und "zu handeln, von welcher ich schwerlich abgehen "mögte, verbietet mir gleichsam, denen in der "gewöhnlichen Ordnung mir zuträglichen Wegen "zu folgen. Ich glaube, daß Ew. Excellenz in "diesem Punkte von mir unterrichtet sind."

mit der Kunst, auch Geschmak an und in den Künsten gewann *). Er konnte aber nicht Geschmak für die Kunst gewinnen, ohne daß nicht die Sehnsucht nach Italien, in einem Manne von seinem Charakter, hätte sehr groß werden, und sich also auch äußern müssen. Nur dort waren die Antiken selbst, nur dort die großen Kunstwerke eines Raphael, eines Michel Angelo zu sehen; denn nur in ihren Freskogemälden ist ihr ganzer Geist, der ganze Umfang und die Größe der Kunst, wahrzunehmen.

Nöthenitz liegt, wie bekannt, nicht weit von Dresden; Neugier, Müßiggang und die Bibliothek zogen viele Menschen, und auch katholische Geistliche, so wie den Hofrath Bianconi **), heraus. Und was war nun natürlicher, als daß, wie Winkelmann seine Unzufriedenheit merken, Kla-

*) Mir sind hierüber eine Menge Anekdoten bekannt, welche, wie Winkelmanns Seele zur Kunst gebildet ward, sehr anschaulich machen; hier aber nicht her gehören. Nur so viel im Vorbeigehen: daß der Verfasser seines Lebens, vor der Wiener Ausgabe seiner Kunstgeschichte, sehr schlecht berichtet gewesen ist; wenn er unter andern einem Manne ein Verdienst darum zuschreibt, der keines darum hatte; vielleicht nicht einmal darum haben konnte. Doch, dieser, sonst schätzbare verdienstvolle, Mann ist todt.

**) Königl. Polnischen und Kurfürstl. Sächsischen Leibarzt.

Klagen sich entfallen ließ, die Sehnsucht, Rom zu sehen, äußerte; man ihm, gelegentlich, und nicht etwa gerade als Antwort darauf, sagte: „Schade, daß ein Mann, wie Sie, nicht in Rom „lebt!“ — Warum? Freilich wollte ich es wohl einmal sehen. — „O, Sie müssen dort leben. „Wie würde man einen Mann von Ihren Kennt„nissen, Ihren Einsichten, dort schätzen!“ — Meinen Sie? — „Der Zutritt zu Allem würde Ih„nen offen stehen; die Großen, alle Kardinäle, „alle Fürsten, würden sich um Ihre Freund„schaft bewerben, würden sich eine Ehre daraus „machen mit Ihnen umzugehen, würden Sie auf„suchen“ — Und ich würde, also freie Hand in den Bibliotheken haben? — „Allerdings“! — Dieß, öfter wiederholt, von Verschiedenen gesagt, so ganz, dem Anschein nach, unabsichtlich gesagt, mit Anspielungen, und Blikken auf seine gegenwärtige Lage, auf seinen ganzen Aufzug, gewürzt, wirkte; so wie, von einer andern Seite, seine Unzufriedenheit mit Franken diese Wirkung stärkte und vermehrte, und Jenes wiederum diese Unzufriedenheit vergrösserte, und Veranlassungen zu Mißverständnissen herbei zog und beförderte. — Ob nicht auch auf Franken gewirkt, ob nicht auch dieser veranlaßt worden, sich übel gegen Winkelmann zu nehmen, lasse ich dahin gestellt sein; mir ist es wahrscheinlich genug: denn ich habe ähnliche Dinge erlebt. Doch das weiß ich nicht; wohl

aber

aber jene Gespräche aus dem Munde von Ohrenzeugen!

Genug, nun fing Winkelmann ernstlicher und bestimmter an, nach Italien sich zu sehnen; er erkundigte sich: wie man dort lebe? durch welche Mittel man zur Einsicht und Bekanntschaft mit allen Kunstwerken und Bibliotheken gelangen könne? welche Wege man einschlagen müsse? u. d. gl. m. Anfänglich hielt man ihn mit allgemeinen, unbefriedigenden Antworten hin; aber W. ward natürlich immer dringender; und nun sagte man ihm denn, daß — freilich das beste Mittel, Zutritt zu Allem und zu aller Zeit zu haben, eine Uebereinstimmung in der Religion mit den Vorstehern und Besitzern jener Schätze sei. — Winkelmann, wie Sie leicht denken können, stutzt; und nun protestirt man: daß man ihn nicht etwa gar bekehren wolle; daß nur von dem besten sichersten Mittel, jene Schätze kennen zu lernen, die Rede sei; daß diese Schätze freilich wohl etwas werth seien; und nun — und bei allen schicklichen Gelegenheiten, eine Lobpreisung dieser Schätze und Herrlichkeiten. — — Nun fing Winkelmann an, von diesem Schritte zu sprechen: daß er denn doch so mißlich sei, u. s. w.; und man erwiderte: "daß "ein Mann, wie Er, ja doch schon wisse, wie "man mit der Religion daran sei; daß eine äußere "Veränderung doch wohl für ihn nichts so Bedeu"tendes sein könne." Dieses sind wirklich von seinen

ihren Bekehrern geäußerte Ideen; und sind dem, der die Gewandtheit und Schlauigkeit dieser Herren kennt, begreiflich genug; Andre mögen sie daraus kennen lernen.

Endlich besucht der Nuntzius Archinto selbst die Bibliothek, oder vielmehr Winkelmannen; dieser wird jenem, von seinen frühern katholischen Freunden, als der erste und größte Gelehrte Europens dargestellt. Der Nuntzius erzählt, daß er von seinem Ruhme bereits gehört; geht so gleich auf die freundschaftlichste herablassendste Art mit ihm um; bezeugt ihm seine Theilnehmung, so bald Winkelmann, nach seiner Natürlichkeit, sich es merken läßt, daß seine Lage ihm nicht gefällt; jener aber bringt ihn zu dieser Aeußerung, indem er sich nach der Geschichte der Bibliothek, nach seinem Amte und seinen Beschäftigungen dabei u. d. gl. erkundigt; bezeugt seine Verwunderung, daß man einen Mann, wie ihn, so wenig zu schätzen scheine; bittet um seine Freundschaft, um die Ehre seines Besuchs. Ein paar Tage darauf wird Winkelmann bei ihm zu Tische geladen, und mit der größten Achtung empfangen. Von Rom, und den Schätzen Roms, und der Annehmlichkeit des dortigen Aufenthaltes, und der Freiheit und Ungezwungenheit dabei, und von der Ehre, welche die Gelehrten dort genießen, wird viel bei Tische gesprochen; aber, versteht sich, ohne alle Beziehung auf Winkelmann, und so, als ob man von

sei-

seinen Wünschen nichts wisse. Diese werden nun immer größer; ein Andrer unterrichtet, dem Anschein nach, so ganz unabsichtlich, in seinem Beisein, bei einem der folgenden Besuche, den Nunzius davon, der sie anfänglich so ziemlich kalt anhört, dann ihn deswegen lobt, und hinzu setzt, daß W. freilich dort glüklicher leben, daß sein Verdienst, seine Kenntnisse dort mehr angesehen und geschätzt sein würden, u. d. gl. m. Nun brennt der gute Winkelmann: fort will er von Nöthenitz, hin nach Rom; nur seine Religionsveränderung.... Wie er Bianconi seine Bedenklichkeiten äußert, und, ob denn keine Möglichkeit sei, ohne jenen Schritt, dort zu leben, verweist ihn dieser an den Nunzius selbst, nachdem er ihm vorher gelegentlich erzählt hat, wie sehr der Nunzius ihn (W.) schätze und liebe, und der Nunzius, durch das freundschaftlichste Betragen, des ehrlichen Deutschen ganzes Vertrauen gewonnen hat. Durch dieses wird er endlich dahin gebracht, den Nunzius selbst zu fragen: erst horcht er bloß bei ihm an; thut allgemeine Fragen, und die Antworten des Nunzius führen ihn endlich zum eigenen Geständnisse seines Wunsches. Hier hört er, was er vorher gehört hatte, daß, ohne Religionsänderung, seine Absichten schwerlich zu erreichen wären; und, wie Winkelmann Bedenklichkeiten äußert, die vorige Antwort, mit einem lächelnden Blikke: "ein „Mann wie er, müsse ja längst wohl wissen, wor-

an

„er sei; einem Manne wie ihm, könne dieser „oder jener äußere Gebrauch doch wohl gleichgül„tig sein.“ Und wie Winkelmann von dem Aufsehen spricht, das die Sache machen könne, versichert ihm der Nunzius, daß Er selbst es sich für eine Ehre halten würde, ihn in seiner Hauskapelle (wie es auch geschehen) aufzunehmen, und bezeugt seine Verwunderung, daß Winkelmann durch dergleichen Bedenklichkeiten sich abhalten lassen wolle, Verdienste um die Welt und die Wissenschaften sich zu erwerben, und sein Glük zu machen; daß die Abschwörung der protestantischen und Annahme der katholischen Religion ja nur eine Ceremonie sei, u. d. gl. — Genug die Ceremonie erfolgt, — und Winkelmann war Katholik *).

Aber

*) Der oben angeführte Brief, S. 21. f: „Ich „ging einige Zeit nach den Anfällen die meine Ge„sundheit erlitten, zu dem gewesenen Nunzio, „Hrn. Archinto, den ich in Jahr und Tag nicht „gesprochen: bloß in der Absicht, mich über mei„nen Rükritt“ (von der angerathenen Bekehrung) „zu entschuldigen und Abschied zu nehmen“ (der Nunzius wollte nach Rom zurükkehren) „ja, „wenn es, ohne weiter zu gehn“ (ohne Bekehrung) „möglich sein könnte, mir den Weg nach „Rom offen zu erhalten. Sein Bezeigen gegen „mich war gütiger als es mir selbst lieb war; er „suchte mich durch Bitten und Versprechen zu „bewegen, ihm zu folgen. Er sah meinen ausge„zehrten Körper, und machte mir keine Hofnung „zur Genesung, als durch eine Veränderung der „Lebensart und eine Erholung von der Arbeit.

„Ihm

Aber das Merkwürdige bei der Sache kömmt noch. Wir wissen alle, daß W. katholisch ward, um in Rom Wissenschaften und Künsten obliegen zu können; aber, wir wissen auch alle, daß er, nach seiner Bekehrung, noch eine lange Zeit *) in

„Ihm zu folgen schlug ich rund ab, und wandte, „wie billig, vor, daß ich meine Arbeit" (in der Gräflichen Bibliothek, vorzüglich die Verfertigung der Katalogen,) „unmöglich unbeendiget könnte „liegen lassen; und was die Sache überhaupt betraf, bat ich mir Bedenkzeit aus. Des Nun„zius Abreise ward" (darnach?) „aufgeschoben; und innerhalb dieser Zeit, ehe ich mich erklärte, brachte ich den Catalogum Iuris publici „mehrentheils zu Stande, und machte den Anfang „mit dem Catalogo Historicor. Italiae, welcher auch „beinahe geendigt ist; und ich suchte gewisse Nachrichten von dem einen meiner Freunde einzuziehn, „die mir aber noch zur Zeit nichts versprechen „konnten. Endlich erklärte ich mich —"

*) Ein volles Jahr. I. Im September 1754 trat Winkelmann zur katholischen Religion über (der oft angeführte Brief ist vom 17. Sept.); er blieb hierauf noch bis zu Anfang Novembers in Nöthenitz, wo er dann wegging, und nach Dresden zog. In der letzten Hälfte des Septembers 1755. reiste er von Dresden nach Rom ab, wo er den 18 November ankam. Zwar hatte er, bei seinem Uebertritt, sich selbst ausbedungen, bis Ostern in Sachsen zu bleiben; aber er blieb auf diese Art ein ganzes halbes Jahr länger, als er gerechnet hatte. Auch schrieb er schon im Anfang Juni 1755 aus Dresden dem Grafen (S. 24:) „es sei nun„mehr beschlossen, daß er, vielleicht in 14 Tagen „von hier nach Rom gehen solle, wo er mit einer „sehr

in Dresden blieb. Seinem Biographen scheint dies gar nicht aufgefallen zu sein; für mich war dieser Umstand Veranlassung, nach der Geschichte seiner Religionsveränderung mich genau zu erkundigen, wodurch ich denn das Vorhergehende, aus noch lebender Zeugen Munde, heraus gebracht habe; denn allerdings ist dieses sonderbar. Es versteht sich von selbst, daß man Winkelmann, ehe er den Schritt that, alle mögliche Empfehlung, alle mögliche Unterstützung zu seiner Reise, zu seinem Unterkommen in Rom versprach *); und bei seinem Charakter war es sehr natürlich, daß er sogleich hätte abreisen müssen. Warum blieb er also sitzen? Und wie ging es zu, daß er in Dresden, in diesem Zeitraume, so kümmerlich lebte? Wie konnte man einen solchen Proselyten so dahin darben lassen, daß er größtentheils mit seiner eigenen Hand seine Kost sich zubereiten mußte? sich zuerst, wofern ich nicht irre, bei seinem Schneider, kümmerlich einmiethen mußte? — Zwar ist die Dankbarkeit der katholischen Kirche bekannt: man erinnere sich, unter andern, nur an Rousseau's Confessions

„sehr mäßigen Pension auf 2 Jahre ruhig leben „und studiren werde."

*) In jenem Briefe, S. 22: „Endlich erklärte ich mich" (nemlich zur katholischen Religion); „aber so, daß ich mir vorbehielt, bis künftige „Ostern in Sachsen zu bleiben. Se. Königliche „Majestät" (von Polen) „erklärten Sich, da „dieses geschehen, zu den Reisekosten; und der „Beichtvater versichert mich, daß es mir außer„dem an nichts fehlen solle."

fessions; auch wird sie Schritte dieser Art, und muß sie im Grunde, als Pflicht ansehen; wer zu ihr übergeht, denkt sie, thut nichts, als seine Schuldigkeit: was bedarf es da für Lohn? Allein aus den angeführten Gründen, erregt es denn doch Aufmerksamkeit, wenn ein Winkelmann nun nichts von dem anfänglich erreicht, was er durch Religionsveränderung erreichen will.

Doch die Sache wird, durch den Verfolg, helle genug; und die Herren, welche sich das Ansehen gaben, mit der Religion bei dieser Sache bloß zu spielen — zu spielen, weil sie, auf diese Art, am besten dem guten W. beizukommen glaubten; — diese Herren waren, wenn nicht um der Sache selbst, um der Religion willen, doch vielleicht (wie es scheint) wegen des Politischen bei der Sache, ernstlich genug bei diesem Unternehmen. Fast sollte man glauben: Religion brauche, nach dem Dünken dieser Herren, kein Mensch in der Welt zu haben; aber katholisch sollte denn doch die ganze Welt, wo möglich, sein. — Denn, hören Sie nur. Kaum hatte W. den Schritt gethan, und ließ etwas von Unbehäglichkeit darüber merken, als man ihm schon sagte, daß dieser Schritt ja leicht zu rechtfertigen sei, und daß er ihn rechtfertigen solle; und endlich verlangte man, mit troknen dürren Worten, von ihm: daß er zu Gunsten der von ihm angenommenen Religion schreiben, ihre Wahrheit, ihre Vortreflichkeit erweisen — mit einem Worte, ein Werkzeug zur Ausbreitung des Katholizismus in Deutschland, und vorzüglich in dem Lande, worin er lebte, werden sollte. Dies ist eine reine Thatsache, die ich ganz zuverlässig weiß; obgleich ich nicht genau weiß: wer, ob einer allein, oder mehrere, ob nur der

Hof-

Hofrath Bianconi, oder auch sein Beichtvater, ihm dieses zugemuthet. Nur so viel weiß ich, daß man nicht gleich von dieser Zumuthung abstand, sondern in ihn drang. Verschlagen genug war dieses; ein Gelehrter, wie Er, der für die katholische Religion geschrieben hätte, würde, unter den damaligen Umständen, auf manche Schwachköpfe haben wirken müssen. Auch war die Wendung verschlagen, durch welche man ihn dazu treiben wollte: „er mußte sich ja rechtfertigen; es „war ja billig, der Welt seine Gründe vorzulegen; „sein guter Namen, seine Ehre hing ja an dieser „Rechtfertigung; bei seiner Gelehrsamkeit und „seinen Kenntnissen müsse ihm ja dieses eine Kleinigkeit sein" u. s. w. Daß W. diese Zumuthung mit Unwillen von sich stieß, darf ich nicht erst sagen; aber nun werden Sie auch begreifen, warum man ihn in Dresden schmachten und zappeln ließ? Man hatte von Anfang an, und gleich nach seinem Uebergange, nicht viel für ihn gethan; vielleicht, um ihn in unmittelbarer Abhängigkeit zu erhalten, und dadurch zu nöthigen, daß er sich in Allem vorschreiben lassen müßte; vielleicht wollte man ihn sogar zwingen, seine Bekehrer selbst zu fragen, was sie von ihm gethan haben wollten: aber nun, da er dem Winke, den Anmahnungen nicht Gehör gab, that man noch weniger. — Manches, in Winkelmanns folgender Geschichte, seiner bürgerlichen sowohl, als der Geschichte seines Geistes, und seiner Bildung zu dem, was er ward, läßt sich ganz augenscheinlich hieraus herleiten; doch die Zeit, seine Biographie zu schreiben, ist noch nicht da. So viel ist indessen gewiß, daß, ohne diesen Umstand, ohne seine Verzögerung in Dresden, W. allem Anscheine nach, nichts als ein

Antiquar geworden sein würde, wie es die Antiquare gewöhnlich sind. *)

Nur eines Umstandes will ich noch erwähnen. Der Graf von Bünau erhielt die Nachricht von Winkelmanns Uebergang zur katholischen Religion auf einem seiner Güter (mich dünkt, in Dahlen); und nachdem er, im Beisein Mehrerer seine Unzufriedenheit darüber, und daß ein Gelehrter, wie dieser, und welcher bei ihm in Diensten gestanden, und gerade in Sachsen, diesen Schritt gethan, bezeugt, sagte er einem der Anwesenden, welcher zu Winkelmanns Freunden gehörte, nach Tische: „daß er noch eine besondere Ursache habe, Winkelmanns Unbesonnenheit zu bedauern; denn er sähe „zum voraus, daß man den guten Mann um keiner andern Ursache willen zu fangen gesucht habe, „als um aus ihm ein Werkzeug der Proselyterei „zu machen, um durch ihn für die katholische Religion schreiben zu lassen;“ — und Graf Bünau hatte Recht. — So gut kannte er seine Leute; und so konnte er sie doch nicht kennen, ohne ähnliche Beobachtungen und Erfahrungen gemacht zu haben. — — Aber, haben denn nun auch nicht diejenigen Recht, welche Deutschland warnen? Ist es nicht Wohlthat für Deutschland, wenn man die oft sehr künstlich angelegten Plane der geheimen Bekehrer immer mehr und mehr ans Tageslicht zieht?

Aus Sachsen.

*) Nehmlich W. würde bloß ein Mann von Litteratur gewesen sein, ohne Kenntnisse der Kunst, welche er erst während dieses verzögerten Aufenthalts in Dresden erlernte.

8.

Berichtigung der beiden Erklärungen des Herrn Doktor Olbers über den sogenannten thierischen Magnetismus im Okt. 1787 und im Mai 1788 des deutschen Museums.

Bei der Aufmerksamkeit, welche fast ganz Deutschland auf den von drei Aerzten in Bremen versuchten Magnetismus gewandt hat, wird kein Billigdenkender die Vermuthung hegen, daß es bloß auf die Unterhaltung müßiger Lesegesellschaften abgezielt sei, wenn man es für anständig hält, den Gang zu beobachten, welchen die durch diese neue Kur erregten Verwirrungen nahmen, und wie sie ihre Endschaft erreicht haben. Mit einiger Gewißheit kann man von dem Ende der Kunst allhier reden, welche durch halbzirkelförmige Berührungen, durch ein sanftes Drükken und Handhaben neue Kräfte in den Menschen erwekken, oder zur Heilung nervensiecher Personen eine allgemein verbreitete aber vorher nie entdekte Materie in Bewegung setzen sollte. Das, was man unter dem Bremischen Magnetismus bisher kannte, da der Kranke durch das in ihm erregte Divinationsvermögen den Arzt leitete, ist nicht mehr; wenn gleich Herr Dr. Weinholt das wohlthätige Bestreichen und Drükken der Patientinnen noch als ein kräftiges Mittel wider die Epilepsie gebraucht, und sogar eine Somnambule hat, die ihre Schwester manipulirt. So merkwürdig die Gelenksamkeit dieser neuen Entdekkung ist, daß sie sich an die jedesmaligen Einsichten des Magnetisi-

rers anschmiegt; so wird dennoch durch diese Veränderung des Lavaterschen oder Puysegurschen Magnetismus in den Gmelinschen oder ursprünglichen Meßmerschen das Publikum, besonders da abes im Stillen getrieben wird, nicht beunruhigt.

Diese Wiederherstellung der Ruhe verdankt man hauptsächlich den Briefen, Beiträgen und Erklärungen, welche die Herrn Magnetisirer selbst nach einander gegeben haben, und wozu sie zum Theil durch die wohlgemeinten Erinnerungen vernünftig zweifelnder Männer, welche man aber hin und wieder mit harten Benennungen zu belegen sucht, genöthiget wurden. Denn nun wurden die, welche die neuen und überirdischen Dinge selbst sehen, fühlen, empfinden und erfahren wollten, von dem, wodurch ihre Sinne sie bisher täuschten, zurük gehalten; und die Vernunft mußte bei denen, die über die eigenen Worte und Auslegungen der Magnetisirer nachdenken wollten, die ihr eigenthümlichen Rechte wieder behaupten, wornach sie, weit eher einen natürlichen und gegründeten Zusammenhang der Dinge wahrzunehmen, als Widersprüche mit allen bisher bekannten Erscheinungen zu ertragen geneigt ist. Unverkennbar ist in diesem Betracht der Werth aller von den bremischen Magnetisirern ans Licht gestellten Schriften, weil sie die durch das blinde Anstaunen unerhört scheinender Dinge unterdrükte Urtheilskraft bei vielen wieder erwekten, und die Untersuchungen veranlaßten, welche Männer, die die Zierde unsrer Nazion sind, in periodischen Schriften und besondern Abhandlungen anstellten. Zu den letztern ist vornehmlich die vortrefliche Schrift zu rechnen, die Herr Prof. Meiners diese Ostermesse über den thierischen Magnetismus herausgegeben hat, worin

beson-

besonders der 10 Bogen lange Brief des Herrn Doktor Wienholt an Herrn Hofr. Feder beleuchtet ist, so daß alle, die es wollen, nun darüber zu urtheilen im Stande sind, ob der kurze Auszug aus demselben, der im August der Berl. Monatsschrift vor. Jahrs sich findet, entstellt sei, wie es Hr. Dr. Wienholt S. 10 seines Vorberichts angiebt, und ob ihm Behauptungen darin beigelegt werden, an die er nie gedacht hat.

Ruhig konnte man daher die neue Wunderkur auf ihren Ungrund hinsinken sehen, da auch die erklärtesten Anhänger derselben sich zu besinnen anfingen, oder doch nicht wußten, wie sie das, was sie ehemals so eifrig behauptet hatten, nun ferner vertheidigen konnten. Da aber Hr. Dr. Wienholt es für gut gefunden hatte, meinen Brief an ihn weitläuftig zu beantworten; so hielt ich es für anständig, bloß gegen seine Beschuldigung, daß ich ohne Kenntniß der Sache geurtheilt hätte, mich zu vertheidigen, und die gehäßigen Absichten, deren er mich bei meiner Bestreitung des Unwesens beschuldigte, von mir abzulehnen, so wie auch meine und anderer Anonymität gegen die ganz verworrenen Begriffe, die er davon hegte, zu rechtfertigen. Ich that dies im Jänner der Berl. Monatsschrift d. Jahres, und hütete mich dabei sorgfältig, die, welche durch ihre schriftlichen Aufsätze ihrer neuen Kunst alles Ansehen am meisten raubten, durch Aufzählung der von ihnen begangenen Widersprüche noch mehr zu betrüben.

Allein indem ich den Forderungen und Wünschen des Hrn. D. W. Genüge gethan zu haben glaubte, sehe ich nun im Mai des d. Museum, daß Hr. D. Olbers (der noch für gut findet, diese nun schon fast ganz verlegene Waare annoch anzu-

preisen) äusserst unzufrieden damit ist, daß ich bei Abfassung meines Briefes seine Unterredung zum Grunde gelegt habe. Er nennt es unbillig und wider das moralische Gefühl, daß ich das, was er mit mir gesprochen hatte, für mich aufschreiben konnte; da es doch keine Geheimnisse betraf, die ich mir selbst hätte verschweigen müssen, sondern stadtkundige Dinge, wodurch Tausende in Erstaunen und Bestürzung gesetzt waren: und da die allhier durch den Magnetismus angerichtete Verwirrung hauptsächlich daher rührte, daß gerade Er seine Einwilligung dazu gegeben. Er glaubt, daß es nicht jedem anständig und edel vorkommen müsse, wenn ich aus dieser Unterredung öffentlich argumentire; da doch alles Urtheil über Dinge, welche die Magnetisirer nicht selbst berichten, bloß aus diesem einzigen Grunde von ihnen für verwerflich geachtet wird *): und da er mir selbst einräumt, daß ich dabei nur die (doch gewiß anständige und edle) Absicht gehabt habe, die durch den Magnetismus hervorgebrachten abenteuerlichen und schwärmerischen Ideen, die einer vernünftigen und gereinigten Religion eben so sehr als den ersten philosophischen Sätzen widersprechen, durch meine Gegenvorstellung weg zuschaffen. Auch zeigt es wohl keine Verletzung der Freundschaft an, wenn mein

*) Aber auch die Argumente aus ihren eigenen Berichten verwerfen sie itzt, indem sie ihre Berichte zurük nehmen und abändern. S. H. Dr. Bicker über das freie und ungezwungene Betragen der manipulirten Frauenzimmer; und H. Dr. Olbers über die Erregung der Imaginazion. Was soll man von solchen Berichten und deren Abänderm denken?

ein ganzer Brief so wenig Beziehung auf seine Person hatte, daß, da es länger als ein Jahr nachher erst bekannt wird, wer der Verfasser desselben sei, H. Dr. O. an die durch ihn erhaltenen Nachrichten sich erinnern lassen muß, und es noch nicht wissen würde, wenn nicht Hr. W. oder wer sein Waffenträger ist, mit ungezogenem Schimpfen und Schmähen mich aufgefodert hätte, mich zu nennen, und die Quellen, woher ich die Data hatte, anzugeben. Nach der hohen Sprache, welche sich die Magnetisten angewöhnet haben, ist es Mangel an Scharfsinn, und streitet wider den moralischen Charakter, was man gegen den Magnetismus redet oder schreibt; und wenn vollends Hr. Dr. W. seine rauhern Töne hören läßt, so spricht er den Gegnern seiner Kunst Kopf und Herz ab, und klagt über unaussprechliche Lieblosigkeit; wie ein Kind, dem man die Puppe, womit es unvorsichtig spielte, wegnehmen will.

Gewohnt war man an die Ausdrükke der Bremischen Magnetisirer, daß alles, was die Gegner vorbrachten, unrichtig, unbestimmt und halbwahr sei. Es wäre daher ein neues Wunder gewesen, wenn nicht auch ein gleicher Vorwurf meinen Brief getroffen hätte. Allein, gleichsam als wenn Widerlegungen dieser Art keines Beweises bedürften, glaubt Hr. Dr. O. keine erhebliche Unrichtigkeit anführen zu müssen. Die Konvulsionen sollen vor dem magnetischen Schlaf bei der ersten Patientinn sich nicht eingefunden haben, wie ich berichte; und doch machte er mich so aufmerksam darauf, daß die durch das Manipuliren erwekten Zukkungen während der Abwesenheit des Hrn. Dr. W. in Hamburg unterblieben. Das war doch vor dem magnetischen Schlaf; und wie konnten sie unter-

bleiben, wenn sie nicht vorher dadurch erregt w
ren? Die Tirade, wozu das Wort Delirium G
legenheit giebt, will er nicht verantworten.
läßt also das Wort Delirium stehen, da Hr. S
es S 17. eine falsche Voraussetzung und erdichte
Thatsache nennt. Verlangen wird er doch nic
daß ich in der Mitte des Dec. 1786 wissen soll
ob er im Febr. 1788. dies Delirium merkwürd
oder zufällig und individuell nennen würde. D
Worte: Ekstase, Divinazion u. s. w, soll ich u
recht als Definizionen der zu bezeichnenden Sac
angesehen, und Divinazion nicht mit Recht dur
Weissagen übersetzt haben. Also sind auch die
Worte von ihm; und ich konnte sie doch, ohn
Furcht einen Irrthum zu begehen, in dem Sinn
nehmen, worin der Lehrer des Bremischen Ma
gnetismus in seinem bekannten Briefe an den Ho
medikus Marcard sie gebraucht hatte. Und da
sind die Irrthümer alle, die ich begangen habe
soll, und die Hr. Dr. Olbers auf eine unbegreif
liche Weise „Unrichtigkeiten in den Thatsachen"
nennt.

Die Neigung der magnetisirten Personen, den
Lauf ihrer Krankheit vorher zu sagen, die zu ge
brauchenden Heilmittel selbst anzugeben, und sich
ihre Diät vorzuschreiben, nebst allen übrigen auf
serordentlichen Erscheinungen hatten bisher alle,
welche die durch das Manipuliren in der Seele er
weckten neuen Kräfte verwarfen, der Einbildungs
kraft zugeschrieben, so daß die Phantasie, wenn sie
auch nicht durch die Magnetisirer besonders gereizt
wäre, die vorgegebenen erstaunlichen Wirkungen
hätte hervor bringen mögen. Allein merkwürdig
war es, daß die Magnetisirer gestanden, die Ima
ginazion bei ihren Kranken auf alle mögliche Weise
in

n Bewegung gesetzt zu haben; woraus denn die chnlichkeit der hier wahrgenommenen Erschei-ungen mit denen, welche Lavater von seiner Frau richtete, einem jedem deutlich werden konnte. as Geständniß hievon kann Hr. Dr. Olbers nicht ugnen. Allein dennoch weiß er die hiedurch ge-hwächte Ehre des bremischen Magnetismus durch ne der scharfsinnigsten Erklärungen zu retten. r allein hat die Leute irre geführt. Er hat zu en Anreizungen der Einbildungskraft gerathen, r hätte gern den ganzen Meßmerschen Apparat ebraucht, die heilsamen Wirkungen des Magne-ismus zu befördern; aber es ist von allem dem, was er vorschlug, nicht das mindeste geschehen. Daher konnte der eine Brief in dem Hannöverschen Magazin die Erregung der Einbildungskraft be-haupten, und der andre die Behauptung zurük nehmen. Wäre es erlaubt, an der Wahrheit ei-ner Versicherung, die von einem Magnetisirer selbst herrühret, zu zweifeln, so könnten wohl viele Zwei-fel gegen diese Erklärung entstehen. Herr Dr. O. ist der Arzt der ersten Patientin, und hört nicht auf ihr Arzt zu sein, da er durch einen in der Mitte des Mais 1786 sich ereignenden traurigen Vor-fall abgehalten wird, sie zu besuchen, weil er glaubt, daß eine Zusammenkunft für sie gefährlich sein könne. Mit seiner Einwilligung wird der Magnetismus gleich nachher eingeführt, als Lava-ter den 7ten Jul. von hier ging. Er räth an, ihre Einbildungskraft in Bewegung zu setzen, weil er seine ganze Hofnung darauf bauet, wenn der Ma-gnetismus wirken soll. Er spricht von Zeit zu Zeit mit Hrn. Dr. Wienholt über die Krankheit, und fragt nicht, ob das Mittel, wovon er alle Wirksamkeit allein hofft, gebraucht sei? Dr. W. ist auf 8 oder

14 Ta-

14 Tage abwesend, und Hr. Dr. Olbers verläßt auch itzt seine Patientin: da er bei dieser heiligen Kur nach seiner Versicherung nicht selbst manipuliren durfte, sondern dem die Fortsetzung überlassen mußte, der den Anfang damit gemacht hatte. Er verläßt die Kranke: und sieht sie (wie seine abermalige Erklärung sagt,) nicht eher wieder, als bis sie in den magnetischen Schlaf gefallen war. Und auch da noch fragt er nicht, wie viel sein alles versprechendes Mittel, die Einbildungskraft zu erregen, dazu beigetragen habe. Da er in der Erklärung so bedenklich von Nebenumständen geredet hatte, welche die einzelne Erfahrung trüglich machen könnten, so scheint er noch im Jun. 1787 damit auf die Erregung der Phantasie hinzudeuten. Noch im Anfange des Jahrs 1787 sprach er gemeinschaftlich von sich und dem Hrn. Dr. Wienholt, "wir räsonnirten damals: wenn das Magne"tisiren einige Wirkung hervor bringt, so wirkt es "durch die Einbildungskraft; diese suchten wir also "in Bewegung zu setzen." Allein, damit nichts von allem dem etwas beweisen könne, so hat er erst nach Verfließung von Jahr und Tag sich nach dem Gebrauch des von ihm angepriesnen Mittels erkundigt, und nun erfahren, daß absichtlich auf die Einbildungskraft der Patientinn nicht gewirkt sei. Dies zusammen zu reimen, wird vielleicht ein so starker Glaube erfordert, als ihn der Magnetismus überhaupt nöthig hat! Dr. W. der auch die Erregung der Einbildungskraft leugnet, führt doch im Vorbericht S. 52 an, daß die Patientin die beiden berühmten Briefe von Lavater und Marcard und Lavaters Rechenschaft erstes Blatt, ausserdem auch noch von ungefähr den ersten Bogen der Theorie sur le somnambulisme magne-

gnetique wirklich gelesen habe. Wenn nun diese Schriften nicht sonderlich zum Vortheil des Magnetismus auf sie gewirkt hatten, wie Hr. Dr. W. bemerkt; so bleibt doch die Frage wieder unbeantwortet: woher ihr Zutrauen zu dieser Heilmethode denn endlich gekommen sei?

Doch der Hr. Dr. O. mag in diesem Punkt allein die Leute irre geführt haben; so wird ihm wohl niemand darinn beitreten, daß er mit Marcard geglaubt, etwas Gutes zu thun die Einbildungskraft zu erregen; indem dieser erste öffentliche Gegner in Deutschland alle nach der Magnetisation erfolgten Erscheinungen für bloße Wirkungen einer in Aufruhr gebrachten und auf einen Punkt geleiteten Imagination erklärt, und kurz nachher hinzugesetzt: "Niemand thue etwas, auch "nicht das Geringste, um diesen Unfug zu befördern, oder er sei sich des Unwilleus der Zeitgenossen und der Mißbilligung der Nachwelt gewiß!" Heißt nun das glauben, durch Anspannung einer so leicht zügellos werdenden Kraft etwas Gutes thun? Oder wer wird so schließen: weil die Pariser Kommissarien aus der Einbildungskraft die Wirkungen des Magnetismus erklärten, so sind wir befugt, die Imaginazion auf alle mögliche Weise zu reizen? Scheint es doch, als ob die bremischen Magnetisirer es für die unschuldigste Sache von der Welt gehalten haben, die Phantasie der Kranken in Aufruhr zu bringen; und nur erst, da ihnen von allen Seiten das Gefährliche und Schädliche dieses Unternehmens gezeigt wird, sagen sie, daß es auch nicht geschehen sei.

Es ist also nicht geschehen; aber aus der Meinung, daß es geschehen sei, sollen zwo neue Unrichtigkeiten in meinen Brief eingeflossen sein.

Die

Die erste Patientinn ist nicht nach der Zuhaufkunft des Hrn. Dr. W. gereizt, ihre Einbildungskraft anzuspannen; und doch geschah das, was man von der Erregung der Imaginazion erwartete. Eine andere Unrichtigkeit des Protokolls soll das sein, daß die zwote Patientinn durch magnetische Schriften zu ihrem Schlaf vorbereitet ist. Das weiß der Hr. Dr. O. nun ganz zuverlässig, denn er ist ihr Arzt gewesen. Zweifler, die doch wohl nicht alle zu tadeln sind, würden sagen, daß man mit Gewißheit nichts versichern kann, wobei man nicht beständig selbst gegenwärtig gewesen ist. So wenig aber Hr. Dr. Olbers in seinen Behauptungen irren kann; so wenig ist es mir möglich, ihn mißverstanden zu haben: denn mir war es keine so gleichgültige Sache, die Imaginazion der Kranken zu verwirren, und die Antwort auf meine deswegen in Ansehung der zwoten Kranken ihm vorgelegte Frage konnte meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen. Wozu denn auch das eingestandene Hintragen der d'Eslonschen Erfahrungen nach ihrem Hause, wenn sie nicht gelesen werden sollten, und woher die Unmöglichkeit, daß zu dem Buche das hinzugesetzt würde, was noch daran fehlte, den Lavaterschen Magnetismus hervorzubringen? Dem ungeachtet soll alles Mißverständniß, alles aus unlautern Quellen geschöpft sein; da ich doch zu der reinen kristallhellen Quelle des geläutertsten Magnetisirers mich begeben hatte, und nichts darbot, als was er in meine Bäche geleitet hatte.

Da nun die Thatsachen also beschaffen sind, so glaubt Hr. Dr. Olbers, mit vornehmer Miene sagen zu können: daß er für mein Räsonnement über diese Thatsachen nicht haften dürfe, daß Hr.

Dr.

Hr. Wienholt treffende Gegengründe gebraucht, nd daß ich sehr wohl that, denselben nichts entgegen zu setzen. Was konnte ich auch auf die Verscherung antworten: daß die dem Magnetismus ugeschriebenen Wirkungen ihm beigelegt werden üssen, weil die Hrn. W. und O. davon überugt waren, und der letztere nun gar betheuert, aß er davon so gewiß sei als von seinem eigenen Dasein? Denn hätte ich gesagt, daß es Leute geeben, die so gut als von ihrem Dasein sich überugt gehalten, daß sie stroherne Beine hätten, uf welchen sie nicht stehen könnten, oder gar einen läsernen Körper; so hätte ich hören müssen, daß e Vergleichung plump und unanständig sei. Was onnte ich dem Grunde entgegen setzen: daß wir rme Sterbliche wegen unsrer Unbekanntschaft mit en Kräften der Natur und wegen des von vielen hilosophen angenommenen Ahndungsvermögens, uch glauben müssen, daß wir — und zwar durch Manipulazion! — in einen Zustand versetzt werden können, worin wir, bald Tage bald Wochen nd Monate vorher, zukünftige Dinge mit Gehrheit vorherverkündigen, und Arzeneimittel vorlagen lernen, wovon wir nie etwas gehört haen: wenn man nicht gar ein zukünftiges Leben ugnen, und die Möglichkeit eines von dem gegenärtigen verschiedenen Zustandes in Zweifel ziehen ill? Solche bündige Schlüsse, wodurch man ohl gar in Gefahr geräth, ein Gotteslängner zu eißen, wenn man sie bezweifelt, läßt man gern egen. So ist es bei Hrn. W. auch unrecht, wenn ch die Erregung der Konvulsionen zur Bestätigung es Magnetismus lieber an Thieren als an Menchen versucht zu sehen wünsche. Weise ist die ntwort: daß der Zwek der Magnetisirer gewesen

sei,

sei, die Kranken gesund zu machen, nicht als (wie es doch scheinen sollte), als Beförderungsmi tel ihrer Gesundheit, den Zustand des famöse Schlafredens hervorzubringen. Alle jene Erschei nungen, sagt Hr. W., werden ja auch bei nich magnetisirten Nervensiechen angetroffen; nur da alle vernünftige Aerzte alsdann bloß den Zustan eines aus dem Gleichgewicht gesetzten Gemüth daran erkennen, nicht aber mehr darin suchen ode gar einen solchen Zustand mit Fleiß erwekke Wer das thut, den trift der Vorwurf der Unar ständigkeit unsers Decennii gegen die weibliche le bende Unschuld; nicht aber den Erzähler, der denen die einen widernatürlichen Zustand zu erregen su chen, die Schuld davon beimißt. Auch ist die Be hauptung wohl nicht einerlei: daß die Einbil dungskraft herrscht; oder, daß die Vernunf Herrscht, und freie Wirkung hat, ja gar viel glän zender als je zu andern Zeiten ist. Soll man di feine Antwort bewundern: daß die Magnetisire die weissagenden Personen nur darum haben le ten wollen, um desto besser auf den Grund de Sache zu kommen? Soll man in das Zeugniß ein stimmen, daß die Magnetisirer jeden Mann vo Kopf und Herzen, wenn er untersuchen wollte gerne zu den Kranken ließen, da die vorgeschlagen Untersuchung des Hrn. Dr. Dunze als beleidigen verworfen, und die Entdekkung des H. Dr. Roht mit so großem Unwillen von Hrn. Dr. W. aufg nommen ward? Wie kann Hr. Dr. W. sich an Hrn. Geh. Rath Hofmann berufen, ohne dara zu denken, daß dieser den Magnetismus in d Klasse der Charlatanerie setzt, so lange als ma ihm die zum Beweise desselben ausgesetzten 100 Du katen nicht abgenommen hat?

Sold

Solche Gründe nennt indeß Hr. Dr. O. triftig, und sieht sie als unwiderleglich an; ja er führet sie noch weiter aus. Wenn ich in meiner Einfalt glaubte: ein Arzt müsse nur von Aerzten lernen, er dürfe keinem Manne blindlings zufallen, der sich durch seinen Hang zum Wunderbaren und durch seinen Eifer für alle berüchtigte Schwärmer unsrer Zeit verdächtig gemacht hat; so kehrt Herr Dr. Olbers den Satz um, und behauptet: der Arzt müsse von Allen lernen, auch von denen, die keine Aerzte sind, der Arzt aber solle nur über den Arzt und die Mittel, die er anwendet, urtheilen. Die Rede war davon, daß ein Arzt nicht vorsichtig genug gegen einen Wunder suchenden Mann sein könne, so bald er ihm Heilmittel vorschlägt, wobei der Zusammenhang von Ursache und Wirkung nicht gleich in die Augen fällt. Dr. Olbers redet von den Untersuchungen und Prüfungen, die ein vernünftiger Arzt anstellt; verläßt aber bald diese Wahrheit, und giebt seinem Satz eine solche Ausdehnung, daß nach seiner Regel ein Arzt die muthwilligsten Verstümmlungen vornehmen, und die unsittlichsten Handlungen anrathen könnte, ohne Furcht von einem andern als von einem Arzt getadelt zu werden. Ungeheurer kann doch keine Anmaßung seyn, als die, daß ein Arzt alles richten und von niemand gerichtet werden solle. So hat wohl noch kein vernünftiger Arzt geurtheilt, und es ist nur einem Magnetisirer möglich, der sich von seinen Patienten richten, und von ihnen Rezepte vorschreiben läßt! Darauf macht er es mir bemerklich, daß ich kein Arzt und vielleicht auch kein Physiker bin, und wiederholt seine frommen Wünsche, daß Leute die weder Naturlehre noch Physiologie hinreichend kennen, künftig nichts ent-

scheidend über Magnetismus urtheilen sollen. Sollte man hiebei nicht fast auf die Gedanken kommen, als ob alle Aerzte und Naturkündiger von irgend einem Gewicht sich entscheidend für den Magnetismus erklärt hätten? Oder will er damit leugnen, daß der Magnetismus seine Seiten habe, woran eine gesunde Logik, Moral und Religion so vieles auszusetzen findet? Sollen denn auch diese wichtigen Seiten nicht von denen, welche nicht Aerzte sind, oder sich nicht für so große Physiker als die Magnetisirer ausgeben, berührt werden können?

Aber Hr. Olbers klagt, daß, die Pariser Kommissarien ausgenommen, alle übrige, die so laut und entscheidend gegen den Magnetismus reden, ihn alle nicht untersucht haben. Aber, darf man sich nicht bei der Untersuchung eines Benjamin Franklin, den doch wohl Hr. Dr. Olbers für einen Naturkündiger gelten lassen wird, beruhigen; darf man, wenn deren Resultat mit einer gesunden Einsicht in alle uns bekannt gewordene Wahrheiten zusammen hängt, nicht glauben, daß es nun weiter nichts als eigenes Nachdenken brauche, um die dadurch gemißbilligten Erscheinungen, wobei der Verstand sich so sehr empört, zu verwerfen? — Mir soll es noch zu einem besondern Vorwurf gereichen, daß ich den Magnetismus nur "aus der "Unterredung einer Stunde" kenne. Aber als ich mit Hrn. Olbers eine Unterredung von einer ganzen Stunde hierüber hielt, hatten wir ja bis dahin so einstimmig über die Richtigkeit des Magnetismus gedacht. Das setzt also eine Bekanntschaft mit der Sache voraus, und eine Erwägung der Gründe, die für und wider sie vorgebracht waren. Es wußte der Sachverständige, daß er nicht

etwas

etwas neues und unerhörtes vortrug, zu dessen Erlernung Monate oder Jahre erfordert wurden. Nur um die besondern Ereignisse dieses Phänomens in Bremen war es mir zu thun, und diese konnte ich aus seinem zusammenhangenden Vortrage in einer Stunde besser fassen, als wenn einer, der sich leicht verwirrt, Tage lang mit mir darüber geredet hätte. Wenn ich also nur aus dieser seiner Unterredung die Fakta genommen habe, wie er dies nicht abläugnen kann; so bin ich gewiß, daß jeder mit mir aus derselben mehr über die wahre Beschaffenheit des bremischen Magnetismus hätte fassen können, als aus seiner ganzen ersten Erklärung im deutschen Museum, die man doch auch wohl in einer ganzen Stunde wird lesen können. Denn was hat er darinn von der Entstehung des Magnetismus in Bremen erklärt? Er redet daselbst von Meßmern, und auch von Puysegür; aber warum gar nicht von dem Manne, welcher von Puysegur dieses ihm wegen seines Wunderglaubens so viel versprechende Heilmittel empfing, und es die bremischen Aerzte wiederum lehrte; an den Hrn. Dr. Weinholt so fest glaubte, daß Marcards Beurtheilung für ihn unbefriedigend war? Wer ist der Mann, mit dem man vor seiner Anwesenheit in Bremen über die Patientinn korrespondirte; der als er hier kam, den Aerzten viel und mit kaltem überzeugendem Ton von der Wirkung dieser neuen Kurart erzählte, die Kranke sah, und es den Eltern zur Pflicht machte, die Kranke magnetisiren zu lassen, wovon er nach den vielen Erfahrungen seines Bruders, gewisse Hülfe versprach? Dies alles wird meisterhaft in Schatten gestellt, um das Auge keines Sterblichen zu beleidigen. Es heißt bloß: Männer von Rang, Na-

men, Gelehrsamkeit und unbescholtner Wahrheitsliebe veranlaßten die Versuche mit dem verschrieenen Magnetismus in Bremen. Das heißt verdolmetscht: Vorurtheile waren Ursache an der Einführung dieser Kunst; Vorurtheile, so groß als die waren, wodurch die Wunder am Grabe des Abts Paris bestätigt wurden, wofür sich auch zum allgemeinen Erstaunen Männer von Rang*), Namen, Gelehrsamkeit und unbescholtner Wahrheitsliebe erklärten, wobei sich Zeugnisse auf Zeugnisse häuften, die oft obrigkeitlich oft durch bekannte und genannte Männer bestätigt wurden.

Allein, der Vorwurf: durch das Vorurtheil des Ansehens geblendet zu sein, trift Hrn. Dr. O. nicht. Er widersprach dem Mann, den wir nicht nennen dürfen, vernichtete seine Beweise — und doch gab er seine Einwilligung zu der Kur. Ich muß gestehen, dies ist mir schrecklich! Zu der Kur, deren Nichtigkeit er gezeigt hatte, giebt er seine Einwilligung? Zu diesem ihm unwirksam scheinenden Hülfsmittel räth er, weil es „gewiß nicht „schaden würde." Gewiß nicht? Kannte er es denn schon aus der Erfahrung? Räth er auch zu jedem sympathetischen Mittel, weil es nicht schaden wird? Läßt es sich denken, daß ein Ding das zu kraftlos ist, um je schädlich zu sein, doch kräftig genug sein könne, um je nützlich zu sein? Er giebt seine Einwilligung, weil er weder als Arzt noch als Mensch die geringste Bedenklichkeit dabei findet. Nicht als Arzt? und so viele Aerz-

hab-

*) Soll nun gar der Rang etwas beweisen? Glaubt Hr O. auch wohl an die Goldmacherei d Price, wobei Männer vom höchsten Range a Zeugen waren?

haben so große Bedenklichkeit dabei gefunden, und lehren uns, wie viel bei schweren und eingewurzelten Krankheiten durch Beharrlichkeit im Gebrauch angemessener und auf den Grund des Uebels gerichteter Mittel sowohl von Seiten des Patienten als des Arztes auszurichten stehe. Nicht als Mensch? Da alles Gefühl für Wahrheit bei der Erweckung neuer Seelenkräfte leidet, und die Berührungen und Betastungen an der Stirn, auf der Herzgrube, auf dem Unterleibe, auf den Knieen und Armen so lange unanständig bleiben, als die Sittlichkeit noch überhaupt ihren Werth hat. Dennoch ist Hr. Dr. O. damit fertig. „Wir haben hier, durch zureichende Gründe bewogen, bei drei Kranken den sogenannten animalischen Magnetismus versucht.“ Welche Gründe sollen denn unzureichend heißen, wenn die von ihm angeführten den Namen nicht verdienen? Wahrlich es giebt Fälle im menschlichen Leben, worin man sich vornehmlich als Mann zeigen, seinen Grundsätzen treu bleiben, die aus einer gefährlichen und schädlichen Sache entspringenden Folgen mit einem Blik übersehen, und sich denen widersetzen muß, die sich entschließen, aus Vorurtheil für Leute, die sonst ihre guten Seiten haben mögen, zu handeln!

Seit dieser Zeit der Einwilligung nun, will Hr. O. alles genau geprüft, alles kaltblütig untersucht haben, um Aufklärung über eine bisher so zweifelhafte Sache auszubreiten. Und was hat er denn aufgeklärt; welche neue Kräfte hat er entdekt?... „Erstaunliche, äußerst auffallende und merkwürdige Wirkungen, so daß man von der Wirksamkeit dieses Mittels mehr als von den meisten neuer physikalischen Entdekkungen rühmen kann, und sie daher als groß wichtig und wohlthä-

tig gepriesen werden muß. Dies ist das reiche Korn der Wahrheit, das unter dem Spreu des lächerlich abergläubischen und theosophischen Unsinnes verborgen ist, die wahre Zeichnung, die unter der grotesken Karikatur von Aberglauben, Charlatanerie, Unwissenheit, Schwärmerei und Vorurtheil zum Grunde liegt." — Aber wo ist denn das reine Korn, daß wir es auch kosten? wo ist die wahre Zeichnung, daß wir uns auch daran ergötzen? Ach! er ist des Lobes seiner neuen Erfindung so voll, daß er die Fakta, worauf es beruht, anzuführen vergißt. Nur das magnetisirte Wasser liegt ihm in der abermaligen Erklärung also am Herzen, daß er ein solches Phänomen, das er gesehen und beobachtet hatte, und das ihm noch immer zweifelhaft und ungewiß vorkam, mit Vergnügen bestätigt sieht. Wäre es noch Weihwasser, so wollte ich, obwohl nicht mit Vergnügen, erstaunen; aber daß ein protestantischer Arzt über das Wasser so viel Kraft als ein geweihter katholischer Priester besitzen soll, das ist ärgerlich: weil die Versuche das zu prüfen so gar leicht sind, da kein Gebot der Kirche diese leicht anzustellenden Versuche untersagt.

Statt dieses schalen Wassers beruft er sich in der ersten Erklärung auf eine umständliche Erzählung der merkwürdigsten während der Anwendung des Magnetisirens beobachteten Thatsachen; und in der abermaligen Erklärung auf ihre drei bekannt gemachten Beobachtungen. Wo ist denn das Protokoll der drei Krankheitsgeschichten, die die Magnetisirer versprachen? Wenn sie nichts mehr als eine Speziesfacti dem Publikum zu liefern verpflichtet waren; so hätten sie sich entweder dieser ihrer Pflicht nicht entziehen, oder nicht ein halbes

Jahr

Jahr hernach darauf trotzen sollen, als ob sie die Erwartung des Publikums befriedigt hätten. Wer wollte gegen seine Gläubiger sich rühmen, seine noch unbezahlte Schuld abgetragen zu haben? Der Schuldner schweigt lieber, daß man ihn nicht erinnere. Da nun Hr. Dr. W. uns bloß die Geschichte der zweiten Kranken zu liefern für gut gefunden hat, so können wir nicht anders als in derselben die erstaunlichen Phänomene des Magnetismus aufsuchen. Aber, wie wenig erfährt man hier? Die Kranke spricht recht artig im Schlaf. Sie empfindet Konvulsionen, Erschütterungen und Schmerz während des Magnetisirens. Sie unterscheidet niemals Licht und Finsterniß in ihrem magnetischen Schlaf, und kann keine Farben erkennen; sieht aber doch mit verschlossenen Augen einen weissen Mantel. Trotz aller Verkündigung, daß die Konvulsionen zu einer bestimmten Zeit aufhören sollen, stellten sie sich wieder ein. Sie verordnet sich mancherlei Arzeneien; und bald giebt, bald verweigert man ihr die ungeheuren Dosen, die sie fodert.

Kurz, man findet viel anstößiges, viel läppisches und tändelndes, viel unlogisches und unvorsichtiges, und viel von einer übelgewannten Einbildungskraft herrührendes; aber man muß mit Hrn. Dr. O. eins sein, daß hier keine Wunder anzunehmen sind. Aber wo bleibt denn das viele, das „den Magnetisirern mehr lehrreich als erklärbar" vorkömmt? Wo sind die unerwarteten Erscheinungen, von deren Wahrheit alle drei Magnetisirer überzeugt sind? Wo sind die ausserordentlichen Wirkungen, die man ehemals zum Erstaunen des Publikums davon rühmte? Worin zeigt hier der Magnetismus „eine eben so große, „so wichtige, so wohlthätige Entdekkung, als man

„ihn nur je vorgestellt hat; man mag ihn als Men„schenfreund oder Philosoph, als Arzt oder Na„turforscher oder Physiolog betrachten“? Ist aber, wie Hr. Dr. W. S. 44. bezeugt, bei dieser Kranken bloße Natur vorhanden gewesen, wo die, die angaften staunten und aus unedlen Absichten hingingen, Wunder sahen; so möchten doch auch andre gern die erstaunlichen Wirkungen aus der Spezies facti der andern Kranken kennen lernen, damit sie die Magnetisirer, die ihnen bloß ihre Resultate liefern, nicht als beständige Vormünder ihres Verstandes anzusehen hätten. Denn die erfolgte Besserung kann doch nicht als etwas erstaunliches angesehen werden, da so viele Aerzte, die nicht magnetisiren, von gleich heftigen Krankheiten ihre Patienten sich erholen sehen.

Will man aber die Fakta, welche die Magnetisirer selbst angeben, stehen lassen: daß nehmlich die magnetisirten Personen Dinge wissen, die in andern Zimmern vorgehen, daß sie von abwesenden und zukünftigen zufälligen Dingen mit Gewißheit reden, deutlich geschriebene Worte mit verschlossenen Augen entziffern, und durchs Gefühl oder auch in der Entfernung, Farben erkennen, Kenntnisse von Arzneimitteln, die sie nie gehört haben, zeigen, u. s. w.; will man das stehen lassen, und es dann Aufklärung heißen, daß die Ausdrükke hierüber nur sollen gemildert werden, daß man dies Wunderbare zum Sonderbaren, dies Uebernatürliche zum Auffallenden, dies Unmögliche zum Unerklärlichen umschaft: so wird man wohl weder dem gemeinen Menschenverstande noch dem Logiker und Philosophen Genüge leisten. Sind das Entdekkungen, die man nur noch nicht begreift? Sind das Erscheinungen, wobei es uns

nur

nur daran fehlt, daß wir ihr Verhältniß zu andern bekannten Wahrheiten noch nicht angeben können? Ist denn das Verhältniß des Auges zum Sehen, und der übrigen Sinne zu den Dingen, die wir durch sie wahrnehmen, noch unbestimmt? ist die Möglichkeit, bloß auf die Körper, die uns gegenwärtig sind, zu wirken, noch ungewiß? Eine Philosophie, die alles unser Erkenntniß so schwankend macht, und uns den größten Verwirrungen im Denken aussetzt, sollte nicht excentrisch heißen? Es sollte eine beleidigende Lüge sein, das Wunder zu nennen, was den ersten Begriffen unsers Verstandes widerspricht, bloß weil Dr. Olbers allem Sprachgebrauch zuwider, das Wort Wunder nicht zulassen will? Weil Naturerscheinungen, deren Art der Wirkung wir nicht einsehen, nicht zu den Wundern gerechnet werden, so sollen die Magnetisirer sich nicht täuschen lassen können, wenn sie Dinge erzählen, die sich untereinander aufheben? Weil die Inokulation von denen, die vernünftigen Gründen nicht Gehör gaben, angegriffen ist; so soll das Forschen nach Ursache und Wirkung und nach dem ganzen Zusammenhang der Wahrheit auf den Magnetismus unrecht angewandt sein?

Aber nein! sagt Herr Doktor Olbers: "Wunder, Prophetengaben und Eingebungen haben wir "bei unsern Kranken nicht gesehen, noch weniger "behauptet und geglaubt; es sollten bei den Kran"ken keine schimärische Erwartungen von Wun"dern, Inspirationen und Visionen erregt wer"den". Wäre das; so hätte Lavater nicht zum Führer zu dem famösen Zustand des Schlafredens gewählt werden, und er hätte an seiner Frau die Divinationen und Visionen nicht wahrnehmen

sen. Es hätten die hiesigen Magnetisirer die Versuche, ob die Kranken durchs Gefühl lesen konnten, anzustellen nicht nöthig gehabt; oder die Rezepte von den Kranken sich nicht verordnen, und es nicht darauf ankommen lassen müssen, daß die Angabe der Arzeneien für recht zu halten, wenn es den Kranken war, als ob es ihnen jemand sagte. So lange die Magnetisirer also die verkehrte Welt spielten, wird man bei allen ihren Gegenversicherungen nicht daran zweifeln, daß sie auf Wunder ausgingen, wenn gleich niemand glaubt, daß sie solche verrichtet haben.

Was Hr. Dr. O. über die Theorieen des Magnetismus äußert, könnte wohl Anlaß zu gegründeten Anmerkungen geben. Die allgemein verbreitete feine Materie scheint mir noch zu dem Reiche der Möglichkeiten zu gehören, mit denen ich mich ungern beschäftige, weil der Weg von da bis zur Wirklichkeit äußerst schwer ist. Newtons Spiritus subtilissimus ist wohl mit dem Fluido magnetico nicht eins; und Messmer hat weit eher aus theosophischen und alchymistischen Schriften als aus dem Newton sein Fluidum entlehnt, wie neulich gegen den Hrn. Dr. O. im deutschen Museum bemerkt ist. Wie viel fehlt auch noch daran, unheilbare Krankheiten dadurch zu heben, und einigen ein Geheimniß der Natur anvertrauet zu sehen, wodurch sie ein gefährliches Uebergewicht über andere erhalten? — Doch, Hr. Dr. Olbers hat dies nur problematisch hingeworfen, ohne etwas festzusetzen; desto wichtiger ist ihm die bisherige Bestreitung des bremischen Magnetismus. Die Zeitschriften, worinn keine anonyme Briefe aus Bremen vorkommen, sind nach seinem Urtheil von verehrungswürdigen Männern geschrieben, deren

Zwei-

Zweifel und Bedenklichkeiten er dankbar annimmt: nur daß er sie nicht gebrauchen kann, weil sie auf den hiesigen speciellen Fall nicht anwendbar sind, ungeachtet sie doch allein darauf eingerichtet waren. Aber die Briefe der Ungenannten verdienen eine desto härtere Behandlung. Denn sie bezogen sich auf den hiesigen speciellen Fall, und sind daher aller Zuverläßigkeit verlustig. Sie sind unrichtig, unbestimmt, halbwahr. Herr Olbers rügt, daß der Ungenannte sagt: "Dr. Olbers hat es einem "Freunde gestanden, daß die zweite Kranke ma"gnetische Schriften gelesen". Nun denn! ich bin der Freund, dem er es gestand. Ist es nun noch eine "Unwahrheit mit Worten der Wahrheit?" Und da die Magnetisirer anfingen, ihre eignen einmaligen Behauptungen zurük zu nehmen, so war das Wort: gestehen, wohl nicht unschiklich gewählt. Der Ungenannte sagt: "Dr. O. fängt an, "sich zurük zu ziehen." Nun dieß haben ihm wohl mehrere verehrungswürdige Männer ins Gesicht gesagt: so daß es eine fast allgemein angenommene Meinung war. Warum man aber mit diesen Meinungen sich begnügen mußte, davon lag die Schuld doch wohl an keinem andern als an den Magnetisirern selbst. Sie bringen Thaten hervor, die den gesunden Menschenverstand aufs äusserste beleidigen, und noch dazu eine ganze ansehnliche Stadt in die größte Verwirrung setzen, so daß die Stauner und Gaffer, deren Zahl die beträchtlichste war, nicht mehr wissen, was sie glauben nnd denken sollen. Dennoch setzten die Magnetisirer, — wenn man die Bickerschen Briefe ausnimmt (wovon der erste noch dazu wider die Absicht des Verfassers gedrukt ward) — ihr die gesunde Vernunft so empörendes Werk ungescheut fort, ohne dem Publikum

kum, das sie verwirrten, die geringste Rechenschaft zu geben. Sollte nun nicht jeder, dessen Wahrheitsgefühl diesen Unternehmungen widersprach, das Recht haben, dieses Unwesen zu hintertreiben? und wenn er es wollte, so mußte er sich auf Data berufen. Bei aller seiner Gewissenhaftigkeit konnte er nur das, was an Ort und Stelle allgemein bekannt war, seinem Urtheil über das Magnetisirwesen zum Grunde legen, um dadurch die beiden Magnetisirer, die sich noch immer zurükhielten, endlich, so wie es über dreiviertel Jahr nach dem Anfang ihrer Verwirrung geschah, anzutreiben, daß sie ihre erstaunlichen Entdekkungen bekannt machten. Die Billigkeit dieser Forderung gesteht ja Hr. Dr. O. selbst im Anfange seiner ersten Erklärung ein. Der Ungenannte sagt ferner: „nun aber sucht Hr. Dr. Olbers alles auf die vielleicht heilsamen Wirkungen des Bestreichens zurük zu führen.“ Wie? ward denn das damals nicht erst bekannt? Die Sache selbst leugnet Hr. O. nicht, sondern stößt sich nur an das Wort: nun. Kann er aber von Jemand verlangen, daß er den Inhalt der noch ungedrukten Briefe, die er mit Hrn. Dr. W. gewechselt hat, wissen solle? Eben so wenig, dünkt mich, als man voraus sehen konnte, daß er dieser Hypothese nun die Wahrscheinlichkeit nicht mehr beilege. Hat er von Anfang an, da die Wunderkur bekannt ward, die Kranken, die sich in Menge zudrängten, sich magnetisiren zu lassen, abgewiesen, so lange er glaubte, ihnen noch durch andre Mittel helfen zu können; so hat er ja die Kur widerrathen, bei heilbaren Krankheiten natürliche Mittel verordnet, das übernatürliche Mittel des Magnetismus aber für unheilbare Krankheiten aufgespart: weswegen er denn mit den Aerzten

es ausmachen muß, was heilbar oder unheilbar genannt zu werden verdiene.

Sind es nun noch Fakta, die er in der ersten Erklärung widerlegt hat? Dies will ich andern zu entscheiden überlassen. Ich habe mich noch über das Wort diskret zu verantworten. Dies legte ich dem Betragen der Bremischen Gegner des Magnetismus in so fern bei, daß sie so wenig als möglich der magnetisirten Personen in dem, was sie drukken ließen, gedachten, und nie sich Wörter erlaubten, welche die Verfasser der Resultate so ungescheut hinwerfen, da sie so unschiklich sind, wie alle die bei ihrer Kur gebrauchten Wörter. Nun aber versteht mich Hr. Dr. O. also, daß ich allenthalben indiskret mit dem Magnetismus umgegangen bin. Dies letzte ist leider mehr als zu wahr. Denn so lange dieser nichts als Schwärmerei und Aberglauben zeigt, ist derselbe, und vorzüglich sein auffallender Mißbrauch, bei mir, und bei jedem der weiß, wie zu unserer Zeit geschwärmt wird, und in Bremen geschwärmt ward, völlig vogelfrei. Indeß scheint er Personen und Sache wieder zu vermischen, wenn er mir ein nie zu entschuldigendes Betragen gegen ein edles junges Frauenzimmer vorwirft. Ich möchte doch jeden Unparteiischen fragen, wer den magnetisirten Personen Beleidigung zugefügt habe? der, welcher eine Wunderkur mit ihnen vornimmt, und wenigstens darin einwilligt, oder der da sagt: die Aerzte thun Unrecht, die bei ihnen von dem Gebrauch natürlicher Mittel abgehen? Wenn nun einer von diesen in seinen öffentlichen Erklärungen nichts erklärt, man aber von namhaften Personen weiß, daß er behauptet habe: die Augenlieder der Kranken würden beim Magnetisiren durchsichtig; verdiente denn

dies

dies keine Rüge? Schiebt man ihm Behauptungen unter, wenn ihm das Magnetisiren mislingt, und man dies seinem Unglauben beimißt; da doch Varnier, der durch seine Deklamazion die „imposanten Gründe der Pariser Kommissarien widerlegt haben soll", den Glauben bei dieser Kur nothwendig erfordert? Hat er Recht, die anonymen Briefe aus Bremen für Pasquille zu erklären?

Doch genug! Die gute Sache der Vernunft hat ja itzt gesieget, und wie Hr. Dr. O. selbst bemerkt, hat sich die Lage des Magnetismus seit meinem ersten Briefe sehr verändert. Nur zu diesem Siege der Vernunft beizutragen war ja mein Wunsch, war meine Absicht.

Bremen. J. D. Nicolai.

9.

Ueber eine Stelle in des Herrn Oberhofpredigers Stark neuester Schrift.

Frau von der Recke hat eine vortrefliche Schrift herausgegeben, worinn sie dem Hrn. Oberhofprediger manche andringliche Wahrheiten ans Herz legt, ihn an manche Schritte, an mehrere mit Ihr Selbst gehaltene Unterredungen erinnert, welche ziemlich das Gegentheil von dem, was er so dreist behauptet, zeigen. (S. Mai, S. 564 f. und Junius, S. 630 f.) Der Herr Oberhofprediger hat dagegen geschrieben: "Auch Etwas wider das "Etwas der Frau von der Recke, Leipzig 1788. gr. "8." Ein Werklein, worin er in der That, was sehr schwer war, sich selbst übertroffen hat! — Doch mich geht itzt nur die Eine merkwürdige Stelle gegen

das

das Ende an. Frau von der Reke schickte, wie man hier liest, Hrn. Stark ihre Schrift, und legte ihrem Briefe noch einen andern Brief bei. Sie schrieb ihm (S. 176): "Ein Freund der Wahrheit, ein Mann der hier in Achtung steht, und der Sie genau und aus so manchen Verhältnissen Ihres Lebens kennt, der schrieb diesen Brief, in der Absicht, daß ich ihn meiner Schrift über Sie sollte beidrukken lassen; und machte sich zugleich anheischig, falls Sie ihn dazu aufforderten, sich öffentlich zu nennen und das Gesagte wahr zu machen." Und was enthält dieser Brief? Folgende Stelle (S. 177.): „Ich weiß zuverlässig, daß ein Kurländer, ein sehr rechtschaffener und determinirter Mann, der ihm von jeher ein Schrekken war, den sichersten Beweis von seinem Uebertritte zum Katholizismus geben könnte, wenn er es wollte, und ihm nicht sein Ehrenwort gegeben hätte, von diesem leichtsinnigen Schritte eines protestantischen Gottesgelehrten keinen öffentlichen Gebrauch zu machen."

Herr Stark hat für gut gefunden, diese beiden Briefe selbst drukken zu lassen. Er sucht sie auch, auf die selbige kurze und bündige Art, wie alle von der Fr. v. d. R. beigebrachten Fakta, zu widerlegen; indem er sagt: es ist nicht wahr! S. 182: „Höchst lächerlich ist mir, daß dieser angeblich rechtschaffene und determinirte Mann von dem mir angelogenen Katholizismus soll Beweis geben können. Was nicht existirt, bedarf keines Beweises, daß es existire; und was ich nicht gethan, darüber kann mir Niemand sein Ehrenwort geben, es nicht zu sagen." Also: es ist nicht wahr; es ist nicht einmal möglich! Diese Widerlegungsart ist in der Ordnung, und ist ganz im Charakter.

In-

Indeß scheint es, unglüklicher weise, auch nun
mal im Charakter des Herrn Oberhofpredigers zu
daß er die simpelsten Arten seiner Vertheidigung üb
sieht; wovon man in seinem bis itzt geführten Str
mehrere Beispiele hat. Ich will, da er nicht dar
gefallen ist, aus wahrer Liebe zur guten Sache, u
gewiß mit Beistimmung aller unparteiischen Leser, d
zeigen: welchen simpeln Weg man hier von ihm erw
tete, den er, wahrscheinlich nur in der Hitze des Str
tes, übersah. Er mußte freilich sagen, wie er es tho
„es existirt kein Mensch, welcher Beweis von meine
„Uebertritte zum Katholizismus geben könne, d
„ich aber ein Ehrenwort abgenommen hätte, daß
„diesen Beweis nie öffentlich geben solle; es exist
„kein solcher Mensch, es kann kein solcher existiren.
Aber, er mußte, glaube ich, hinzusetzen: „Sollte a
„die Unmöglichkeit möglich sein, sollte dennoch e
„solcher Mensch existiren, oder sich zu existiren n
„men, der von meinem Uebertritte zum Katholizism
„wüßte, oder auch der nur von einer empfangenen To
„sur, von einer etwas genauen Verbindung meiner mit
„tholischen Geistlichen oder Jesuiten, etwas wüßte; d
„rufe ich hiermit öffentlich auf, alles was er hiers
„weiß, es sei so viel oder so wenig es wolle, öffentli
„und umständlich zu erzählen! Sollte ich aber (w
„ches wiederum weder wirklich noch möglich ist) eine
„solchen Manne einen Eid, Ehrenwort, Versprech
„oder eine andere Verpflichtung zum Stillschweig
„abgenommen haben; so entbinde ich ihn hiermit öffe
„lich und feierlichst seines Eides, Ehrenwortes u
„Versprechens: er trete, da ich ihn selbst entbind
„nun ohne alle Furcht irgend einer Verletzung ein
„Pflicht auf, und rede!!“ — Da der Herr Oberh
prediger seiner Sachen so gewiß ist, so braucht er sich
lich nur an dieses simple und einleuchtende Mittel
innert zu werden, um es anzuwenden: damit endl
einmal des beunruhigenden schleichenden Geschwätzes
Ende sei!

Berlinische Monatsschrift.

1788.

Achtes Stük. August.

Die Stadt Hagen in der Westfälischen Grafschaft Mark an König Friedrich Wilhelm II.

Als der König in diesem Jahre seine Westfälischen Staaten bereisete, ward demselben zu Hagen den 7. Jun. nachstehendes Gedicht überreicht, welches sich zu sehr auszeichnet, um unter den Gelegenheitsgedichten verloren zu gehn, und zu dessen leichterem und angenehmern Verständniß wir Folgendes beifügen. — Sauerland, oder Süderland, ist der Theil der Grafschaft Mark, welcher an der Südseite der Ruhr liegt. König Friedrich Wilhelm I. begnadigte den Ort Hagen mit Stadtfreiheiten, da er vorhin nur ein Flekken gewesen war. Friedrich Wilhelm II. ist der erste Preußische König, welcher das Sauerland besucht hat. Es waren dem Könige mehrere Ehrenpforten errichtet, die zum Theil mit den dortigen Fabrikwaaren, von Eisen, Stahl, Kupfer, Wolle, Papier, behangen waren. Es wurden ihm Blumen gestreut;

und Lorbeerkränze mit Orangeband durchflochten, zu
geworfen. An der größten Ehrenpforte stand eine Ess
uebst Ambos und Blasebalg; ein junges Frauenzimme
zündete mit einer brennenden Fakkel die Schmiedeeß
an. Die vortreflichen Stahlarbeiten dieses gebirgigte
Landes sind bekannt; imgleichen dessen Papiermanu
fakturen Se. Majestät besahen auch mehrere Eise
und Sensenhämmer, und waren unter andern in de
zum Kirchspiel Hagen gehörigen Bauerschaft Eilpe, w
viele Degenklingen und Messer geschmiedet, auch schö
nes Papier gearbeitet wird. In der Bauerschaft Ey
penhausen wird schwarzer Alabaster mit weißen Ader
gegraben, und in Holthausen weißer Alabaster mit ro
then Adern. — Alle diese Umstände sind aufs feinst
in dem Gedichte benutzt und angegeben.

A. d. H.

„O seligster von allen Tagen,
„An welchem Friedrich Wilhelm hier erscheint!"
So ruft das ganze Sauerland mit uns vereint.

O Vater Deines Volkes! Dein getreues Hagen
Empfand solch eine Freude nie;
Auch da nicht, als Dein Ahnherr ihm voll Milde
Das Vorrecht einer Stadt verlieh!

O Du, der erste König, welcher dies Gefilde
Begrüßt! der erste, dem wir Ehrenpforten weihn!
Der erste, dem wir Blumen zu den Füßen streun!

Sieh,

Sieh, unſre frohen Feueressen wäthen
Zum Himmel ihre Flammen auf: Dir wollen ſie
Die beſten Schwerter wider Deine Feinde ſchmelzen
(Gerechter König, o bedürfteſt Du ſie nie!);
Dir wollen ſie mit Luſt Dein ganzes langes Leben
Hindurch friedvolle Sicheln geben.
Und nicht nur auf vergänglichem Papier,
Wie wir für Deine Länder zubereiten,
Erzählen wir dies Glük der goldnen Zeiten;
Nein, auch aus unſern Bergen graben wir
In Deinen Ehren Alabaſter aus, und ſagen
In dauerhafter Schrift der Nachwelt unſer Glük:
Der Preuſſens Titus liebt ſein kleines Hagen,
Und kehret oft zu ihm zurük. V.

2.

In wie fern können und müſſen Geſetze kurz ſein?

Geſetze müſſen kurz ſein. — Das iſt einer der gewöhnlichſten Gemeinplätze in den Werken unſrer alten und neuen Schriftſteller über Staatswiſſenſchaft und Geſetzgebung. Noch vor kurzem hat einer unſrer würdigen und wohldenkenden Mitbür-

ger, Herr Geh. Finanzrath von Ernsthausen*) wenige und kurze Gesetze zu den Erfordernissen eines wohl eingerichteten Staats gerechnet; und — um mich auf eine noch ehrwürdigere Auktorität zu beziehen, — als der zweite Theil von dem Entwurf des Allgemeinen Preußischen Gesetzbuchs dem Hochsel. Könige eingereicht ward, schrieb derselbe unter den Bericht: „Gut, aber es ist ja so dikke. „Gesetze müssen kurz sein.“ Und doch enthielt dieser Theil: die ganze Lehre von den Rechten und Pflichten des Bauer- des Bürger- und Kaufmanns- des adelichen und des geistlichen Standes; in noch nicht anderthalb Alphabeten.

Es ist nicht zu leugnen, daß jener Satz viel Wahres enthalte. Wenn Gesetze gegeben werden, so ist doch gewiß die Absicht dabei, daß solche von den Bürgern des Staats befolgt werden sollen. Da nun die wenigsten unter diesen auf die Kenntniß und das Studium der Gesetze viel Zeit verwenden können, so folgt natürlich, daß, je höher die Anzahl der Gesetze steigt, desto tiefer die Möglichkeit ihrer Erkenntniß und Beobachtung herabsinke. Nichts ist unbilliger, als Leute nach Gesetzen beurtheilen, die sie nicht kannten, und zu kennen nicht vermögend waren.

Gleich-

*) Man s. dessen: Abriß von einem Polizei- und Finanzsystem. Berlin 1788. 8.

Gleichwohl — so wie fast jedes Ding in der Welt seine zwei verschiednen Seiten hat — also auch hier. Daß ein Volk, welches noch auf den untersten Stufen der Kultur stehet; das ein enges, von allen Seiten her gleichsam abgerundetes, Gebiet bewohnt; dessen Beschäftigung Akkerbau und Krieg ist; das noch keine Verbindungen mit andern Völkern kennt, als welche durch die Waffen, oder mit den Waffen in der Hand geschlossen werden; wo noch Gleichheit, oder doch Verhältniß, in Vertheilung des Eigenthums Statt findet; wo Künste, Wissenschaften und Luxus entweder noch ganz unbekannt, oder noch in ihrer ersten Kindheit sind; — kurz, daß Rom unter den Zehnmännern mit zwölf Tafeln von Gesetzen zurecht kommen konnte: dies begreift sich leicht. Aber denken wir uns Rom unter den Kaisern, wo seine Herrschaft sich über den größten Theil des bekannten Erdkreises erstrekte; wo es bescheidene Einschränkung war, wenn man dieser Herrschaft auf der einen Seite den Euphrat und auf der andern den Rhein zur Gränze setzte; wo alle diese unzählbaren, so unendlich von einander verschiedenen Völker und Länder durch das Band einer gemeinschaftlichen Regierung, durch einen unaufhörlichen Tausch ihrer Bedürfnisse und ihres Ueberflusses in Verbindung gesetzt wurden; wo Luxus und der ihn fast immer begleitende Kunstfleiß den höchsten Gipfel erreicht hatten; wo der Handel

um deſto weitläuftiger und verwikkelter war, je weniger man noch die Mittel, ihn zu ſimplifizieren, und eben dadurch zu erleichtern, kannte: — ſo wird es eben ſo begreiflich, daß der Rükken vieler Kamele *) zur Fortſchaffung der für dieſen Staat gegebenen Geſetze nicht mehr hinreichte.

Was ſollen wir nun hierzu ſagen? Es iſt unſtreitig ein Uebel, wenn die Rechte und Pflichten der Bürger des Staats in ihren mannigfaltigen Verhältniſſen, die aus der Verſchiedenheit der Stände und Geſchäfte entſtehn, nicht mit Deutlichkeit und Gewißheit beſtimmt ſind, und alſo dieſe Beſtimmung bei vorfallendem Streite dem Befinden des Richters überlaſſen werden muß. Denn alsdann wird der Richter zum Geſetzgeber; und nichts kann der bürgerlichen Freiheit gefährlicher ſein, zumahl wenn der Richter ein beſoldeter Diener des Staats und das Richteramt lebenswierig, oder um mich eines neuerlich geſtempelten Ausdruks zu bedienen, inamovibel iſt. — Aber ein ſehr großes Uebel iſt und bleibt es doch auch immer, wenn die Sammlung der Geſetze zur Laſt vieler Kamele anſchwillt, und alſo die Unmöglichkeit eintritt, daß der Bürger des Staats die Norm ſeiner

*) Πολλων καμηλων αχθος, multorum camelorum onus: ein gewöhnlicher, zum Sprichwort gewordener, Ausdruk über die ungeheure Menge der Römiſchen Geſetze vor Juſtinians Sammlung.

seiner Handlungen kenne und zu befolgen im Stande sei.

Freilich schrumpft jener Berg von Gesetzen schon sehr zusammen, wenn man sich bemüht, die für eine Menge von einzelnen Fällen gegebenen Vorschriften auf gewisse allgemeine Grundsätze zurük zu führen; wenn man diese Grundsätze so bestimmt, fruchtbar und reichhaltig zu bilden sucht, daß daraus, mit Hülfe einer bloßen natürlichen Logik, sichre und zuverlässige Folgerungen für die einzelnen Fälle hergeleitet werden können; wenn man das, was nach den Begriffen eines richtigen gesunden Menschenverstandes, aus der Natur einer gewissen Art von Geschäften oder Verhältnissen folgt, nicht ohne die äußerste Noth, durch positive Bestimmungen verändert; wenn man also die Ausnahmen von der Regel des Gesetzes so sehr als möglich einschränkt, und auch diese Ausnahmen, nach den verschiedenen Gründen und Rüksichten, welche sie nöthig machten, zu klassifiziren und unter gewisse allgemeine Gesichtspunkte zu stellen sucht; wenn man endlich auch in der Sprache und im Ausdruk sich der Kürze und Präzision so sehr befleißet, als es irgend ohne Abbruch der so wesentlich nothwendigen Deutlichkeit und Gemeinverständlichkeit geschehen kann. — Nach diesem Plan ist bei der Ausarbeitung des bekannten Entwurfs zum allgemeinen Gesetzbuch verfahren worden; in wie fern man den Zwek dabei erreicht

reicht habe, darüber werden jetzt die Stimmen des Publikums gesammelt.

Aber die Erfahrung hat gelehrt, daß man auch auf diesem Wege nicht so weit gelangen könne, die Zahl der Gesetze dergestalt zu vermindern und einzuschränken, daß die Kenntniß derselben, ich will nicht sagen, allen, aber doch den meisten Staatsbürgern, wenigstens den gebildetern Klassen derselben möglich werde. Unter allen Ausstellungen, welche man jenem nunmehr vollendeten Entwurfe machen dürfte, würde die, daß solcher zu viel enthalte, gewiß am wenigsten gegründet sein; und doch besteht das Werk aus mehr als 130 Bogen. Wie kann man es dem mit seinem Amte, mit seinem Verkehr und Gewerbe vom Morgen bis auf den Abend beschäftigten Staatsbürger anmuthen, ein solches Werk, nicht bloß etwa einmal flüchtig durchzulesen, sondern dessen Inhalt sich dergestalt eigen zu machen, daß er in vorkommenden Fällen seine Handlungen darnach einrichten könne?

Alle diese Betrachtungen führen ganz natürlich auf den Gedanken, daß wir ein doppeltes Gesetzbuch nöthig haben: eines für den Richter und Rechtsgelehrten; und das andre für das Volk überhaupt. Jenes muß für alle Geschäfte und Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, in der möglichst größten Vollständigkeit, Vorschriften und Regeln enthalten, die für alle vorkommende Fälle, zwar nicht wörtlich, (denn das hieße Unmöglichkeiten

heiten fordern), aber doch vermögs einer nach richtigen philosophischen Regeln sich bestimmenden Schlußfolge, sichre und gleichförmige Entscheidungen an die Hand geben. Besonders muß darin alles Positive, das heißt, alles, was nicht aus der Natur der Sache und des Geschäftes erkannt werden kann, sondern was der Gesetzgeber aus gewissen andern Rükſichten hinzuzufügen nöthig findet, so deutlich und ausführlich vorgetragen sein, daß dabei der Willkühr des Richters so wenig als es irgend möglich ist, Raum gelassen werde.

Aber wie muß das zweite Gesetzbuch, oder der Volkskodex abgefaßt sein? Daß er nicht andre Vorschriften oder Anordnungen, als jenes größere Werk, enthalten könne, daß er ein bloßer Auszug desselben sein müsse: versteht sich von selbst. Aber nach welchem Plan, nach was für Regeln muß der Auszug abgefaßt werden? — Hier eröfnet sich ein Feld, das für die Gränzen einer solchen Abhandlung, wie die gegenwärtige, viel zu weit ist. Gern bediene ich mich dieser Ausflucht, um hinter derselben das Gefühl der Unzulänglichkeit meiner Kräfte zu verbergen, und mich nur mit einigen hingeworfenen Betrachtungen über diese Materie aus der Sache zu ziehen.

1) Gesetze, die nur für eine gewisse Klasse von Staatsbürgern, oder für gewisse Arten der derselben ausschließend überlassenen Geschäfte bestimmt sind, gehören nicht in den Volkskodex. So

müssen z. B. die Verordnungen über Haverei, Bodmerei, Assekuranz, ja selbst das kaufmänni-sche Wechselrecht aus dem Volkskodex wegbleiben. Die Verhältnisse zwischen Rhedern und Schiffern, Schiffern und Befrachtern, die Befugnisse und Obliegenheiten der privilegirten Pfandverleiher, u. s. w. gehören eben so wenig dahin. Wer sich einem solchen Gewerbe widmet, von dem kann man es, unter den übrigen Vorbereitungen dazu, ohne Unbilligkeit fordern, daß er sich die Gesetze, welche der Staat diesem Gewerbe vorzuschreiben für gut gefunden hat, aus der größern Gesetz-sammlung bekannt mache. Es ist also genug, wenn er in dem Volkskodex einen Fingerzeig findet, daß dergleichen Gesetze vorhanden sind, und wo er solche zu suchen habe.

2. Die Geschäfte des bürgerlichen Lebens, welche den Gegenstand der Gesetze ausmachen, sind von sehr verschiedener Art. Einige derselben sind so beschaffen, daß sie fast täglich vorkommen; daß nicht leicht ein Bürger des Staats es vermei-den kann, sich darauf einzulassen; daß sie vermöge ihrer Natur, oder vermöge des einmal eingeführ-ten und gewöhnlichen Laufs der Dinge, kurz und schnell abgeschlossen werden müssen, und also we-nig Raum zum Bedenken und Ueberlegen gestat-ten. Gesetze, welche diese Arten von Geschäften betreffen, müssen in dem Volkskodex mit möglich-ster Vollständigkeit enthalten sein. Aber bei Ge-

schäf-

schäften, die nur zuweilen vorfallen, wo es gewissermaßen von der Willkühr eines jeden abhängt, ob er sich darauf einlassen wolle oder nicht, wo wegen ihrer Wichtigkeit die Parteien ohnehin gewohnt sind, sich zur Ueberlegung Zeit zu nehmen: da können die Vorschriften des Volkskodex viel kürzer gefaßt und weit mehr eingeschränkt werden. Denn, da bei solchen Geschäften, welche gemeiniglich von zusammengesetzter und verwikkelter Natur sind, die Vorschriften der Gesetze nothwendig sehr bestimmt und umständlich sein müssen, so würde es wider das bei einem Volkskodex so nöthige Erforderniß der Kürze, und dabei für den großen Haufen der Leser doch ganz unnütz sein, wenn man alle diese Vorschriften hier aufnehmen wollte. Es ist also hinreichend, wenn nur deutliche Begriffe von solchen Geschäften festgesetzt, und die allgemeinsten Regeln darüber, mit Uebergehung der Ausnahmen, vorgetragen werden, übrigens aber dem Leser gesagt wird: daß über dies Geschäft, nach den verschiedenen Umständen und Verhältnissen, in welchen dasselbe vorgenommen wird, mancherlei besondere und nähere gesetzliche Bestimmungen vorhanden sind, und er also wohl thun werde, ehe er auf dergleichen Verhandlung sich einläßt, entweder aus der größern Gesetzsammlung, oder durch den Rath von Sachverständigen, nähere Belehrung einzuziehn.

3) Fast gleiche Bewandniß hat es mit denjenigen Gesetzen, welche die Form gewisser Handlungen bestimmen, von welcher die Gültigkeit oder Ungültigkeit derselben, oder doch gewisse andere rechtliche Folgen abhangen sollen. So wie überhaupt der Gesetzgeber eigentlich nur solche Handlungen an eine gewisse Form binden sollte, deren Folgen nicht, so zu sagen, stehenden Fußes abgethan werden können, sondern sich mehr oder weniger in die Zukunft hinaus erstrekken; so muß auch diese Form selbst, nach Verhältniß der Wichtigkeit des Gegenstands, und nach dem Umfang und der Dauer der Folgen, mehr oder weniger umständlich und feierlich sein. Da nun, nach diesem Grundsatz, die gemeinen und gewöhnlichen Geschäfte des bürgerlichen Lebens entweder an gar keine, oder nur an eine sehr einfache Form gebunden sind, so wird es auch keine Schwierigkeiten haben, die diese Form bestimmenden Vorschriften in einen Volkskodex aufzunehmen. Dagegen wird, bei Handlungen von entgegengesetzter Natur, der Staatsbürger entweder auf das größere Gesetzbuch, oder an sachverständige Rathgeber, oder auch bei den wichtigsten derselben, z. B. bei Testamenten, bei Fideikommißstiftungen, bei Veräußerungsverträgen über beträchtliche Grundstükke, an den Richter unmittelbar, unbedenklich verwiesen werden können. Der Volkskodex thut in diesem Falle, meines Erachtens, genug, wenn er dem

Leser

Leser nur sagt: diesem oder jenem Vertrage oder anderen Geschäfte haben die Gesetze eine gewisse Form vorgeschrieben. Du mußt also, wenn du dergleichen Handlung vornehmen willst, dich an Sachverständige, oder an den Richter verwenden.

4) Hieher rechne ich auch diejenigen Gesetze, welche die Form des gerichtlichen Verfahrens, besonders in streitigen Rechtsangelegenheiten, bestimmen. Davon gehört in den Volkskodex nur so viel, als ein jeder wissen muß, um seine Klage oder Vertheidigung in den gesetzmäßigen Weg einzuleiten; ferner die allgemeinen Grundsätze, die dem Richter im Gange des Verfahrens vorgeschrieben sind, und von welchen die Parteien um deswillen unterrichtet sein müssen, damit sie richterliche Gewalt von richterlicher Willkühr unterscheiden können; die Anweisungen der Wege, welche einer Partei offen stehn, um ihre Beschwerden, über ein von diesen Grundregeln abweichendes Verfahren des Richters, oder auch über den Inhalt seiner Entscheidungen, gehörigen Orts zur nähern Prüfung anzubringen; insonderheit aber die sogenannten Präjudizia, d. h. die nachtheiligen Folgen, welche eine Partei treffen, wenn sie dieser oder jener Anweisung des Gesetzes oder des Richters nicht Folge leistet. Alles übrige ist nur (besonders bei uns) Vorschrift für den Richter, und muß zwar, zu eines Jeden näherer Kenntniß

und

und Einsicht, offen liegen; kann aber in einem Volksgesetzbuche sehr füglich übergangen werden.

5) Noch ist eine Hauptklasse von Gesetzen zurük, von welcher man, auf den ersten Anblik, glauben sollte, daß sie nach ihrem ganzen Umfang in den Volkskodex gehöre; und das sind die Kriminalgesetze. In der That scheint nichts natürlicher zu sein, als daß Vorschriften, die jeder Einwohner des Staats, bei Vermeidung unangenehmer positiver Folgen an Leib, Gut oder Ehre, beobachten soll, auch einem jeden so deutlich, bestimmt und allgemein als möglich, bekannt gemacht werden müssen. Und hier erschrikt man freilich, wenn man findet, daß selbst in dem oft angeführten Entwurfe, dem doch hier besonders von seinen bisherigen Beurtheilern zu viele Kürze und zu vieles Anheimstellen in die Willkühr des Richters, theils mit, theils ohne Grund, vorgeworfen worden, die Lehre von Verbrechen und Strafen fast 1300 Paragraphen einnehmen. Doch auch hier scheinen mir noch Abkürzungsmittel für meinen Volkskodex, ohne Nachtheil des Endzweks, möglich. Ich halte es nemlich für hinreichend, wenn darinn nur die Klassen der verbotenen Handlungen, und in jeder Klasse die dahin gehörenden Hauptarten, angegeben sind; z. B. bei den Verbrechen, wodurch der Nächste an seinem Vermögen beschädigt wird: gemeiner Betrug (so weit positive Strafen darauf stehn); Verfälschung; gemeiner

meiner Diebstahl; Hausdiebstahl; Diebstahl an Sachen, die der öffentlichen Obhut anvertraut werden müssen; gewaltsamer Diebstahl; Raub; und wenn andrer Seits nur die Gattungen und Hauptstuffen der Strafen, die auf ein solches Verbrechen folgen, ausgedrükt werden. Die mancherlei Abartungen der Verbrechen, die verschiedenen Umstände, welche die Moralität dabei verstärken oder schwächen, und die daraus sich ergebenden genauern Abstuffungen der Strafen können aus dem Volkskodex füglich wegbleiben. Aber alle die Fälle, worauf in den Gesetzen zehnjähriger oder lebenswieriger Verlust der Freiheit, oder gar Lebensstrafe verordnet ist, müßten darinn so vollständig und bestimmt als möglich, ausgedrükt werden.

6) Eine Unterart der Verbotsgesetze enthält diejenigen, welche die Finanzeinrichtungen des Staats betreffen, und theils die Pflichten der Einwohner bei Entrichtung der öffentlichen Abgaben, theils die Strafen derjenigen, welche dabei nicht gehörig zu Werke gehn, theils die Artikel des Verkehrs, deren Aus- oder Einfuhr unter dergleichen Pönalsanktion verboten ist, vorschreiben. Wie man sich bei der Einschaltung dieser Klasse von Gesetzen in einen Volkskodex nehmen solle, dürfte um so schwerer zu bestimmen sein, als dieselben mehrentheils bloße Zeitgesetze sind, die nach den Umständen abgeändert, aufgehoben, ausgedehnt und eingeschränkt werden. Hier weiß ich keinen

andern

ändern Rath, als daß man auch hier diejenigen Finanzgesetze, welche nur gewisse Arten von Gewerben betreffen, von den übrigen absondere, in eine besondere Sammlung bringe, und die darin von Zeit zu Zeit sich ereignenden Veränderungen in jährlichen Supplementen dazu aufbewahre. Aus den übrigen Gesetzen, welche von jedem Bürger des Staats beobachtet werden sollen, müßte man gewisse allgemeine Regeln zu abstrahiren suchen, und nur diese dem Volkskodex einverleiben; übrigens aber den festen Grundsatz annehmen: daß ein Bürger des Staats, welcher nicht von einer gewissen Art des Gewerbes Profession macht, alle die verschiedenen Akzise-, Zoll- und andere dergleichen Finanzgesetze unmöglich wissen könne; daß also von ihm in jedem vorkommenden Falle nur eine getreue Angabe der Umstände, unter welchen er, in Beziehung auf diesen Fall, sich befindet, verlangt werden könne; daß es alsdann den Beamten des Staats obliege, ihn wegen seines Verhaltens dabei zu belehren; und daß er, sobald diese Belehrung von ihm befolgt worden, vor Verantwortung und Strafe sicher sei.

Endlich hätte ich auch über den Stil und Ton, in welchem der Volkskodex abzufassen wäre, noch manches auf dem Herzen. Aber aus gegründeter Besorgniß, den Leser auf einmal zu sehr zu ermüden, will ich mir dessen Mittheilung zu einem künftigen Stük vorbehalten.

S.

Der Prozeß.

Ein Schwank.

Nach Weſſel.

Daß Menſchen oft ihr Lieblingsvieh,
Als ihres Hauſes Götzen,
Weit über ihren Nächſten ſetzen,
Iſt leider hier, im Deutſchen Land,
In Frankreich, Spanien, und überall bekannt:
Und leider! ſelbſt der Mutter-Weisheit Lehren
In ihres Ehlers Mund bekehren
Dergleichen Herren nie.
Drum mag wer will für ſie Poſtillen ſchreiben!
Ich will bei meinem Schwanke bleiben.

Es war einmal ein Zimmermann,
Den fiel ein Fleiſcherhund mit blanken Zähnen an.
Allein ein Zimmermann, ſo wie wir alle wiſſen,
Iſt eben auch nicht gern gebiſſen.
Drum ſchlug er raſch ſein ſcharfes Beil,
Und ſchnellen Tod mit ihm in ſeines Feindes Schädel;

Vielleicht war dies nicht gar zu edel;
Doch wer besinnt sich gleich auf Großmuth in der Eil!
Genug, Bramarbas bellte nun nicht mehr.
Allein zum Unglük kam sein Herr daher,
Und trieb an seiner Stelle
Ein schrekliches Gebelle.
Er schimpfte, drohte, fluchte hoch
Und theuer diesem Mörder — — — doch
Ihr schenkt mir wohl des Schlächters Fluch?
Wer nimmer noch am *) Hopfenmarkt gewesen,
Mag sich an solcher Sprache satt genug
Im Adam Friedrich Geißler **) lesen!

Um

*) Der Hopfenmarkt in Hamburg ist, wie Sachsenhausen in Frankfurt am Main, berühmt wegen der Stärke der Hökerweiber und Karrenzieher in Grobheiten.

**) Noch richtiger hieße vielleicht dieser Vers: Im Johann August Starke lesen. Denn wer hat jemals es in der Kunst zu schimpfen so weit gebracht als der Herr Oberhofprediger und Definitor Dr Stark, den Herr Schlosser für einen der würdigsten protestantischen Theologen erklärt? Es scheint indessen, daß Herr Schlosser, der so oft ganz anders denkt, als andere vernünftige Menschen, auch von der Würdigkeit eines Theologen seine ganz eigenen Begriffe habe. A. d. H.

Umsonst bewies der Sieger da
Mit einem Axiom der Arithmetika:
Zwei Hälften machten doch ein Ganzes.
Sein Feind war auch ein Feind gelehrten Firlefanzes;
Und lud ihn — zum Duell? — so vornehm war er nicht. . .
Und lud ihn alsobald auf morgen vor Gericht.

Der Morgen kam: und die Parteien
Erschienen, um sich hier mit Fug und Recht zu zweien.
Titant begann den Reigen so:
„Wohlweiser Magistrat, da steht ein Schadenfroh — ꝛc.
„Er durfte gern, den Hund zu jagen,
„Ihn einmal in die Rippen schlagen:
„Ich hätte selbst gesagt, mein lieber Urian,
„Da thut Er Recht daran!
„Allein ihm Kopf und Schädel zu zerspalten,
„Und meinen besten Hund so sonder Sang und Klang
„Zu Grabe führen: nein! mein Lebelang
„Kan das kein Christ für christlich halten!“ —
Der Burgermeister nahm das Wort:
„Warum, mein lieber Zimmermann,

„Jagt er den Hund nicht mit dem Schäfte fort?“ —
„Warum?“ erwiederte der Held: „Herr Burgermeister,
„Wie beißt ein Hund?“ — „Ih! wunderbar gefragt,
„Mit seinen Zähnen beißt er!“ —
„Nun, hätte mich das tolle Vieh
„Mit seinem Schwanze beißen wollen,
„So hätten Sie schon sehen sollen,
„Er wäre mit dem Schafte fortgejagt!“ —
Der Richter Star begrif die Rede,
Und sprach das Urthel ab, so sehr der Schlächter schrie:
„Scharf wider Scharf, mein Freund! Geschoren wird, wer schert.
„Ein schärfer Zahn ist stets des scharfen Beiles werth!
„Deshalb, mein lieber Meister, zahl' Er
„Für seine frevelhafte Fehde
„Nach Urthel und nach Recht so gleich zwei baare Thaler!

Es hieß wol sonst: für dieses mal
Erfahren wir dem Leser die Moral.
Allein, Versprechen ist wohl ehrlich;
Doch Halten zu beschwerlich.
Moral, Moral war stets mein Steckenpferd.

Und

Und wenn Herr Lessing gleich von einer Mähr
Nur einen Sittenspruch begehrt;
So giebt mein Schwank doch gerne zwanzig her,
Und auch der kleinste dünkt mich seiner Stelle
werth.
Nur einen, Freund! — Du seist nun Recensent,
Seist Bürger, Bauer, oder gar Regent,
Lies hier gedrukt: man soll um Kleinigkeiten
Nicht strax
Mit seinem Nächsten streiten, —
Gebeut der Erbe von Hans Sachs.

Kopenhagen. Sander.

4.

Ueber die Bewahrung der Gefangenen.

An die Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Es kommt beinahe kein Zeitungsblatt in Berlin zum Vorschein, in welchem sich nicht ein Avertissement von irgend einem Patrimonialgerichte, Stadtgerichte, oder gar Justizamte befände, wodurch das Publikum benachrichtiget wird, daß dieser oder jener Delinquent oder Inquisit Mittel

gefunden, sich der Ketten zu entledigen, und aus dem Arrest zu entweichen. Dieses Uebel wird so allgemein, daß die Folgen davon bedenklich werden müssen, und die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers rege zu machen verdienen, um dasselbe in Zukunft abzuwenden. Niemand wird verkennen, daß alles, was der öffentlichen Sicherheit Störung drohet, ein Hauptvorwurf der öffentlichen Fürsorge ist; welche auf Mittel bedacht sein muß, wie alles dasjenige aus dem Wege geräumet werkönne, was der Sicherheit und Ruhe des Vermögens oder der Person aller Staatsbürger gefährlich werden kann. Kaum aber ist etwas gefährlicheres zu gedenken, als wann es fast zur allgemeinen Gewohnheit wird, daß Inquisiten, welche grober Vergehungen gegen die Landesgesetze angeklagt, oder gar schon überführt und verurtheilt sind, aus den Gefängnissen entweichen, und nun mit der Ueberzeugung nicht anders als durch Uebelthaten subsistiren zu können, die vermehrte Dreistigkeit und Kühnheit verbinden, welche die Leichtigkeit, die sie fanden der ihnen drohenden Strafe zu entgehen, nothwendig erzeugen muß. Aus solchen entkommenen Inquisiten entstehen natürlicherweise die gefährlichsten Landstreicher, und die Anführer minder geübter Spitzbuben.

Um diesem Uebel, welches für einen wohl polizirten Staat so entehrend, und für die Einwohner so lästig und beschwerlich ist, abzuhelfen: ist zuför-

zuförderst nöthig, die Ursachen zu untersuchen, aus welchen es entsteht. Diese sind vielfach; allein Unvermögen der Gerichtsherrschaften, und Mangel an guten Gefängnissen, sind die hauptsächlichsten und allgemeinsten. Jeder, der selbst Rittergüter besitzt, oder mit solchen Gütern und in kleinen Landstädten bekannt ist, wird wissen, wie viel gebietende Herren über acht oder zehn Bauern, und wie viel Obrigkeiten von Städten, die 80 oder 100 Akkersbürger zählen, mit Ober- und Untergerichten begabt sind, und das Vorrecht der Civil- und Kriminal-Jurisdiktion auf ihrer eingeschränkten Feldmark besitzen. Fällt nun an solchen Orten eine kriminelle Handlung vor, und man wird den oder die Thäter habhaft; so ist gewiß eben so große Noth und Allarm im Dörflein oder Städtlein, als wann das Gewitter eingeschlagen hätte: alles läuft zusammen, und niemand weiß, was er anfangen soll. Denn — es fehlt an allem. Kein festes Gefängniß ist vorhanden; kein Fond zur Bekösstigung: diese fällt dem Gerichtsherrn zur Last; Leute, die die Gefangenen bewachen könnten, giebt es noch weniger: dies wird also ein beschwerliches Amt für die Gemeinsleute, raubt ihnen die zur Wirthschaft und zum Akkerbau nöthige Zeit, und presset ihnen die herzlichsten Flüche gegen die unbesonnenen Menschen ab, welche die Frevler zur Haft gebracht haben.

Auf dem Lande ist dieses noch weit empfindlicher, als in kleinen Städten. Denn die entfernte Wohnung der Justizlarien, die Kosten des Fuhrwerks um sie zur Gerichtsstelle zu bringen, und die eingeschränkte Anzahl der Gemeinsleute, welche sich zur Bewachung der Inquisiten ablösen müssen: verlängern die Prozeduren, erschweren die Kosten, und vermehren die Last der Gemeinde. Ist es denn Wunder, daß an solchen Orten, vom Obersten bis zum Geringsten, jedermann wünscht, der Gefangenen, auf was für Art es sei, je eher je lieber los zu werden? Auch müssen diese in der That sehr schwachsinnig oder gebrechlich sein, wenn sie nicht von den vielfältigen Gelegenheiten Gebrauch machen wollten, wodurch sie sich in Freiheit setzen können. Geschieht es, so ist jedermann froh; und das Gericht ist außer Verantwortung, wenn es die Beilage zur Berliner Zeitung mit einem Avertissement bereichert, in welchem es die körperliche und Gesichtsbildung des entwichenen Inquisiten fein genau beschreibt, alle Obrigkeiten ihn zu arretiren ersuchet, und sich ad reciproca, nebst Erstattung der Kosten, und Ertheilung von Revers alien erbietet. — Wie wenig aber dergleichen Avertissemente zu Erreichung des beabsichtigten Endzweks fruchten können, leuchtet schon daraus ein: daß eine solche Nachricht, wenn ihre Einrükkung auch noch so sehr beschleuniget wird, nicht eher als etwa 6 oder 8 Tage, nachdem der Inquisit

quisit entwischt ist, den Gerichtsobrigkeiten an den Gränzen, die etwas zu seiner Wiederergreifung beitragen könnten, bekannt werden kann. Wie ungeschikt müßte nicht ein Inquisit sein, welcher in unserm mit fremden Gränzen durchwebten Lande sich nicht in 2 bis 3 Tagen, und folglich in der halben Zeit, welche ihm gelassen wird, in Sicherheit setzen könnte! Es wird ihm dieses um so viel leichter, da er kein äußerliches Zeichen an sich trägt, welches ihn ohne vorherige Warnung an den Orten, welche er durchwandert, für einen entwichenen Gefangnen zu erkennen gebe.

Alle diese Umstände, wird der Leser sagen, sind unläugbar, und beinahe so allgemein bekannt, daß es kaum der Mühe werth war, das Papier mit deren Aufzählung zu beschwärzen. Wie ist aber dem allgemeinen fühlbaren Uebel, welches daraus entstehet, abzuhelfen, ohne daß die auf Privilegien und altes Herkommen gegründeten Rechte der Gerichtsobrigkeiten eingeschränkt oder geschmälert, und auch andererseits die noch ehrfurchtswürdigern Rechte der Menschheit bei den Inquisiten gekränket werden? . . . . Einige leicht ausführbare Vorschläge dazu zu thun, ist mein Vorsatz; ich will sie hierdurch mittheilen, und wünschen, daß solche unparteiisch und mit einem der Wichtigkeit der Sache entsprechenden Eifer für das gemeine Beste von denenjenigen geprüfet werden, in deren Macht es stehet, sie zur

Wirklichkeit zu bringen. Da ich nicht gewoh
bin, bloß spekulative Ideen vorzutragen; so wi
alles, was ich vorschlagen werde, auch nich
neues, sondern bloß solches sein, was bereits
andern Orten versuchet und durch die Erfahrun
als gut erprobet worden ist.

Ich bin in einer Provinz der preußischen M
narchie begütert, wo das Lokale der Rittergüter u
Städte noch in einer vorzüglichern Verfassun
als in den hiesigen märkischen und pommersch
Landen, ist. Die adlichen Schlösser liegen gr
tentheils, so wohl als die Städte, in Wall u
Gräben; es fehlt ihnen weder an Thürmen übe
noch an Gewölben unter der Erde. Die sicher
Bewahrung der Delinquenten ist also daselbst we
geringeren Schwierigkeiten, als in hiesigen Gege
den, unterworfen. Dennoch aber hat die Plag
der den Gemeinden zur Last fallenden Bewachun
der Inquisiten und die Langwierigkeit und die K
sten der Kriminalprozesse solche laute Klagen ve
anlaßt, daß die Landstände sich bewogen gefunde
haben, auf Mittel zu denken, diesen allgemeinen
Beschwerden abzuhelfen; und es ist mit Königl.
Gutheißung auf folgende Art glüklich zu Stande
gebracht worden.

Sobald ein Exceß oder ein Verbrechen, von
welcher Art es sei, begangen worden: und man
den Thäter habhaft werden kann; so wird er vor
den ordentlichen Richter des Orts gebracht; es sei

derselbe Königlich, Adelich, Städtisch oder Landgerichtlich. (Denn wir haben auch in dieser Provinz einige Landgerichte, unter deren Gerichtszwang — nicht ohne manche Beschwerde — diejenigen gehören, deren Obern nicht mit der lästigen Herrlichkeit der Ober- und Untergerichte beliehen sind.) Dieser Richter verhört summarisch den Delinquenten und die Zeugen; und mittelt aus, von welcher Art das Verbrechen sei. Finden sich die Umstände so beschaffen, daß die Sache durch Privatsatisfaktion, geringe Geldstrafe, oder 3, 8, höchstens 14 tägiges Gefängniß bei Wasser und Brot kann abgemachet werden; so ist der Prozeß in einer Session zu Ende. Ist aber das Vergehen von wichtigerer Art, oder der Angeklagte legt sich aufs Leugnen, oder zeigt mehrere Mitschuldige an, deren man nicht sogleich habhaft werden kann, ist endlich überhaupt die Sache so verwikkelt, daß sie einer langwierigen und weitläuftigen Inquisizion bedarf; so wird der Delinquent sofort, mit abschriftlicher Beifügung der aufgenommenen Protokolle, nach dem Orte gebracht, wo sich ein von sämmtlichen Jurisdiktionsberechtigten bevollmächtigtes, und vom Landesherrn autorisirtes Peinliches Gericht befindet; welches ihn in den unter demselben stehenden Kriminalgefängnissen in Verwahrung nehmen lässet, und ihm auf gemeine Landeskosten nach gewohnter Weise den Prozeß macht.

Hier-

Hierdurch ist nun nicht allein allen den üb
Folgen vorgebeuget, welche in hiesigen Landen a
dem wenigen Eifer der Gerichtsobrigkeiten und G
meinden in Verhaftnehmung und Festhaltung
Delinquenten, und aus ihrem vielfältigen U
vermögen dieselbe zu bewerkstelligen, entspring
können; sondern es wird auch dadurch allen d
Illegalitäten, Parteilichkeiten und Personalitä
der Untergerichte ein wirksames Hinderniß in d
Weg gelegeet. — Auch kann sich auf der ande
Seite Niemand beschweren, daß seinen Jurisd
tionsgerechtsamen dadurch das mindeste entge
Denn da jeder Inkulpat, der sich einer gesetzw
drigen Handlung in seinem Gerichtssprengel sch
dig oder verdächtig gemacht hat, zuerst in dems
ben Rede und Antwort geben muß; und es v
dem Ortsgerichte und Gerichtsherrn abhängt,
Sache summarisch als zur Polizei gehörig, od
als einen Civilprozeß zu behandeln, oder endl
kriminaliter dabei zu verfahren und dem peinlich
Richter zu übergeben: so bleibt ihnen die vo
Ausübung ihrer Rechte, denn sie allein könn
züchtigen und loslassen! — Die unglüklichen Ge
genstände der rächenden Gerechtigkeit stehen sich
bei dieser Einrichtung nicht minder wohl. Denn
sie werden durch keine unnütze Weitläuftigkeiten
ermüdet, und haben in dem Falle, daß der Rich
ter des Orts sich eines Erkenntnisses gegen sie an
maßet, auf alle Weise die Befugniß, an die höhe
ren

den Kollegia zu appelliren; und falls dieses nicht geschiehet, sondern die Sache als kriminel verhandelt wird, so finden sie an dem Gerichte, dem sie gewiß der Person nach unbekannt sind, den sanftesten und unparteiischsten Richter.

Die Kosten dieser Einrichtung schränken sich darauf ein, daß im Hauptorte jeder Provinz ein Haus für das Kriminalgericht gebauet werde, dessen größter Theil zu den Gefängnissen selbst eingerichtet sei. Dieses kann mit großer Sparsamkeit so bewerkstelligt werden, und ist in der Provinz, von welcher ich rede, so bewerkstelligt worden, daß es allen beabsichtigten Endzwekken entspricht. Das Kriminalgericht selbst ist auch nicht kostbar; denn, da es bloß zur Instruktion der Sachen gestiftet ist, so bestehet es nur aus 1 Richter, 2 Beisitzern, 1 Schreiber, 1 Kopisten, 1 Schließer, und 2 Knechten.

Sollte man fragen: woher in hiesigen märkischen Provinzen die Fonds zu den unumgänglichen Kosten einer solchen Einrichtung sollen genommen werden; so antworte ich: daß dieser Fond sich schon gesetz- und verfassungsmäßig bei der Kurmärkischen Landschaft befindet. Es ist bekannt, daß die bei derselben einlaufenden Abgaben des Hufen- und Giebelschosses und des Biergeldes von Anfang her zu Anlagen zum öffentlichen Besten sind gestiftet worden. Es ist auch nicht weniger bekannt, daß diese Abgaben weit mehr ein-

brin-

bringen, als die nothwendigen Ausgaben der landschaftlichen Kasse betragen, und daß aus den ansehnlichen Ueberschüssen der sogenannten Städte-Kasse von Zeit zu Zeit sehr große Summen zu Endzwekken, welche der Landesherr gemeinnützig befunden hat, als z. B. das Geraische Kolonisten-etablissement zu Lukkenwalde, der Häuserbau zu Brandenburg, Treuenbrietzen und andern Städten, ja selbst eine Tonne Goldes zum ersten Fond der Manufakturenkasse, von der Landschaft willig sind hergegeben worden. Sollte diese nun wohl Bedenken finden, zu einer Einrichtung, bei welcher alle diejenigen städtischen oder ländlichen Kommunen, welche zu den landschaftlichen Abgaben beitragen, so merklich erleichtert würden, und wobei auf der andern Seite so wirksam für die öffentliche Ruhe und Sicherheit gesorgt sein würde, die nöthigen Kosten aus ihren durch die Abzahlung landschaftlicher Obligazionen jährlich anwachsenden Ueberschüssen zu bewilligen? Ich kann dies nicht glauben; und zweifle keinesweges, daß die Vorsteher und Deputirte des Adels und die Magistrate der stimmführenden Städte Eifer genug für das öffentliche Beste haben werden, um falls die Sache in Betrachtung gezogen wird, mit Freuden ihre Stimme dazu zu geben.

Falls nun hierin meine Hofnung nicht sollte getäuschet werden, so würde ich vorschlagen, noch eine andre Einrichtung zu treffen, welche ich zur

Amsti-

Amsterdam gefunden habe, und welche unter vielen andern guten Wirkungen auch diese hat, daß sie das Entweichen der Kriminalgefangenen beinahe unmöglich macht. Sie bestehet darin: daß, sobald eine in Verhaft genommene Person vom befugten Richter zum Kriminalgefängniß verurtheilt ist, und dahin gebracht wird, man selbige nackt auszieht, und ihr eine für alle Inquisiten bestimmte, gleichförmige Gefängnißkleidung anlegt. Diese muß reinlich, leicht, dauerhaft, warm, und von dem sonst gebräuchlichen Kleiderschnitte dergestalt abweichend sein, daß ein Inquisit, wenn er aus dem Gefängnisse zu entkommen Gelegenheit und Mittel finden sollte, an dem geringsten Kleidungsstükke, von welchem er sich los zu machen vergessen hat, oder verhindert worden ist, für dasjenige, was er ist, von jedermann könne erkannt werden. Die beste Farbe in hiesigen Landen dazu würde die Krappfarbe sein, weil selbige so dauerhaft als in der allgemeinen Volkstracht wenig gebräuchlich, auch noch weniger kostbar, als die im allgemeinen Gebrauch befindliche blaue Indigofarbe ist. Die Kosten dieser Bekleidung eines Inquisiten würden sich höchstens auf zehn Reichsthaler belaufen; — und diese sind mit den Vortheilen, so daraus entspringen, in keinen Vergleich zu setzen. Denn, ohne zu wiederholen, daß durch selbige das Entweichen und das Fortkommen der schon aus den Gefängnissen selbst ent-

entwichten Inquisiten dergestalt erschweret wird, daß beinahe eine Unmöglichkeit aus dem Land zu entkommen, daraus erwächst; so dient die Anlegung einer solchen Gefängnißkleidung noch dazu, daß

1) die Inquisiten keine Briefschaften verbergen und mit sich ins Gefängniß nehmen können.

2) Daß sie, um sich selbst durch einen gewaltsamen Tod der gesetzlichen Strafe zu entziehen, kein Gift oder Dolch noch anderes Gewehr bei sich führen können.

3) Daß, wenn sie bei ihrer Arretirung mit Gelde versehen sind, sie solches gleichfalls nicht verbergen, und mit ins Gefängniß nehmen können.

4) Daß wenn der Prozeß geendiget ist, und sie entweder freigesprochen, oder begnadiget, oder auch zur Festungsarbeit abgeliefert werden, sie alsdann wenigstens in ihren erhaltenen Kleidungsstükken und dem bei sich geführten Gelde und Effekten eine Nothhülfe finden, die ihnen bei der Festungsarbeit zum Trost und Unterstützung, und bei ihrer Rukkehr in die bürgerliche Gesellschaft zum Erhaltungsmittel dienen kann, bis sie sich ein ehrliches Erwerbsmittel wiederum verschaffen können.

Eine Erfahrung von mehrern Jahrhunderten hat zu Amsterdam erwiesen, daß diese Einrichtung alle obbenannte und noch mehrere gute Folgen ge-

habt

habt hat. Allein es sind dabei Vorsichtsregeln nöthig, damit den Inquisiten, welche ungeachtet ihrer Verbrechen, doch allemal Gegenstände der Menschenliebe und des allgemeinen Mitleids bleiben, unter keinerlei Vorwand etwas von den bei ihnen gefundenen Habseligkeiten, durch die Untreue der Gerichtsbedienten entfremdet werde. Diese Vorsichtsregeln wird die Weisheit eines jeden Gesetzgebers wohl vorzuschreiben wissen; so wie man auch wohl überall, wo man die Sache einführen will, wissen wird, die Inquisitenkleidung dergestalt einzurichten, daß selbige dem beabsichtigten menschenfreundlichen Endzwek, entspreche: weßhalb ich denn unnöthig finde, durch dahin zielende Vorschläge gegenwärtigen Aufsatz zu verlängern.

Berlin. v. B.

§.

Schreiben der Kaiserinn von Rußland an Frau von der Recke.

Es ist bekannt, wie die Erhabne Kaiserin von Rußland die Schrift der Frau von der Recke über Cagliostro wohl aufgenommen, sie zur Warnung gegen solchen Aberglauben ins Rußische übersetzen lassen, und den Uebersetzer reichlich belohnet hat. Auch

die neueste Schrift derselben Verfasserin gegen Hrn. Oberhofprediger Stark zu Darmstadt, hat den ganzen Beifall der Großen Monarchinn erhalten, wie folgendes eigenhändiges Schreiben Derselben an die edle Verfasserinn zeigt.

* * *

Frau von der Recke. Die zweite von Ihnen erhaltene Schrift hat mir eben so viel Vergnügen, wie die erste, gemacht. Beide tragen das Gepräge eines für die Wahrheit tief fühlenden Herzens, und zugleich eines aufgeklärten und viel umfassenden Geistes, an sich. Es ist freilich zu beklagen, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts sich neuerdings Meinungen ausbreiten, die schon seit Jahrtausenden als falsch und vernunftwidrig anerkannt, und als solche von allen verständigen Leuten, auch in den Zeiten die noch von so manchem den menschlichen Geist entehrenden Aberglauben angefochten gewesen, verworfen und verachtet worden sind.

Allein, wenn auch schon die Schaar der Betrüger wieder überhand genommen, und die Anzahl der Betrogenen gleichmäßig zugenommen hat; so ist dennoch zu hoffen, daß allen diesen Anhängern der Isis-Tempelei, ihrem Aberglauben, und allen damit verbundenen Träumereien eben der Verfall bevorstehe, dem sie vorzeiten unterworfen gewesen; absonderlich, wenn so gute Federn, wie die Ihrige, den Schleier des Unsinns,

worein sich diese geheimen Gaukeleien einhüllen, von denselben abzunehmen, und den Weltbürgern so kräftige Gegengründe dawider darzureichen, fortfahren werden. Hiermit empfehle ich Sie, Frau von der Recke, der göttlichen Obhut, und verbleibe Ihre wohl affektionirte

Czarskoje-Selo, den 17. Jun. 1788. Katharina.

6.

Schreiben der Exegetischen und Philanthropischen Gesellschaft an die Herausgeber.

Die Exegetische und Philanthropische Gesellschaft in Stokholm, welche sich vereinigt hat, um die Swedenborgischen Lehren auszubreiten, und welche ein neues Jerusalem, als schon wirklich und körperlich auf Erden befindlich, suchet, — ist unsern Lesern bekannt. Im Jännerstükke dieses Jahrs ward von ihr, so wie von mehrern Swedenborgischen Gesellschaften in England, in Frankreich, in Polen, u. s. w. Nachricht ertheilt (S. 4—38); und im Junius befindet sich Klopstocks Antwort an dieselbe (S. 514. f.), als sie Ihm,

wie mehreren berühmten Gelehrten, ihren Aufsa
zur Erklärung und Anpreisung des itzt schon zie
lich gesunkenen Magnetismus zugesandt hatte.

Dieser Gesellschaft scheint jenes genannte Jä
nerstük zu Gesicht gekommen zu sein; und sie ha
uns darüber, in vier Posttagen hinter einande
vier Briefe zugesandt: mit andringender Bit
sie in das nächste Stük unsrer Monatschrift auf
nehmen. Diese Briefe enthalten nichts vom Ma
gnetismus, nichts vom Neuen Jerusalem auf Er
den; sondern sollen nur die in der Menschenge
schlechte durch Swedenborg geordene Neue Of
fenbarung Gottes, zur Stiftung einer neuen Kir
che des Herrn, lehren und erläutern. Zu dem
Ende sind 97 Paragraphen, aus Swedenborgs
Schriften ausgezogen, den Briefen beigefügt.
Wir halten es unsrer gewöhnlichen Unparteilichkei
gemäß, dem andringenden Verlangen der Gesel
schaft in so weit zu willfahren, daß wir wenigste
itzt den ersten Brief derselben — und zwar wö
lich und unverändert im Originale, — hier li
fern; wobei wir am Ende nur einige allgemeine
Anmerkungen hinzufügen wollen. — Im drit
ten Briefe vom 4. Jul. sagt diese Stokholmer
Gesellschaft: „daß die Zahl ihrer Mitglieder,
„rechtschaffener und ehrliebender Männer, an
„zweihundert betrage."

* * *

A. M.

A. M. M. Gedike & Bieſter, à Berlin.

Lettre I.

Stockholm le 27 Iuin 1788.

MESSIEURS,

Lorſque ſur un ſujet quelconque il s'éleve diverſité de ſentimens, tout ami ſincere de la vérité doit s'eſtimer heureux d'avoir à diſcuter les matières litigieuſes avec des antagoniſtes éclairés & judicieux autant que juſtes & équitables. Nous nous félicitons, Meſſieurs, de nous trouver dans cette agréable poſition vis-à vis de Vous, dans ce moment que nous Vous ſupplions de nous accorder *la ſatisfaction d'être nous-mêmes les interprêtes de nos ſentimens*, ſatisfaction que Votre probité reconnue & Votre zèle inébranlable pour les dróits ſacrés de la vérité nous ſont des ſûrs garans que Vous voulez ni ne pouvez jamais nous réfuſer.

Reconnoiſſant, comme Vous ſavez, Meſſieurs, qu'il a plu à la Divinité de manifeſter actuellement aux hommes le ſens pur, vrai, clair & ſuivi de ſa ſainte Parole, révélée dans la Bible, qu'il nous ſoit permis de tirer de cette manifeſtation, conſignée dans *la Doctrine du SEIGNEUR*

pour ſa Nouvelle Egliſe, quelques propoſitions générales propres à éclaircir le fond réel de nos ſentimens, ſur leſquels il paroit, Meſſieurs, par la notion que Vous en inſinuez dans Votre *Journal*, que Vous n'avez point conçu l'idée préciſe & exacte qui ſeule eſt capable de Vous mettre à portée de les apprécier avec la droiture & l'impartialité dont Votre vertu & Votre ſageſſe Vous font une loi capitale & inviolable de ne Vous jamais départir volontairement. Nous prenons en effet un intérêt trop vif à la bonne cauſe qui évidemment fait l'objet principal de Vos utiles & inſtructives diſcuſſions dans l'excellent Journal, à la publication duquel Vous conſacrez Vos ſoins, ſavoir: le combat de l'homme de bien, du bon Citoyen & du Chrétien ſincère, contre les abominations du fanatiſme, de la ſuperſtition & de la magie, pour ne nous pas faire un devoir de Vous deſabuſer à cet égard ſur notre chapitre, Meſſieurs, ainſi que la partie reſpectable du public qui lit Votre Journal, & qui fait eſtimer & chérir le but ſupérieur & glorieux auquel il tend, celui de venger la religion & la ſociété contre ſes ennemis les plus funeſtes & les plus envenimés: les fanatiques, les ſuperſtitieux, & les magiciens.

Venons

Venons au fait. Et daignez ſouffrir que nous Vous tranſcrivons les propoſitions que nous allons tirer des ouvrages ci-deſſus mentionnés, ſur leſquels nos ſentimens ſe fondent, en la langue de l'original même.

1) Quae Gens in univerſo terrarum Orbe, cui eſt religio et ſana ratio, datur, quae non ſcit et credit, *quod unus Deus ſit, et quod facere mala ſit contra ipſum ac facere bona ſit cum ipſo, et quod homo haec et illa facturus ſit ex ſua anima ex ſuo corde et ſuis viribus, tametſi influunt a Deo: et quod haec ſint Religio.*

2) Quis itaque non videt, *quod confiteri tres Perſonas in Divinitate, et quod declarare bonis operibus nihil ſalutis ineſſe, ſit ſeparare Religionem ab Eccleſia?* Vid. Summaria Expoſitio Doctrinae Novae Eccleſiae. Amſtelod. 1789. n. 46. p. 23.

3) Omnia quae in univerſo Coelo ſunt, et omnia quae in univerſo Mundo, non ſunt niſi quam Conjugium boni et veri, quoniam omnia et ſingula, tam quae vivunt et animant, quam quae non vivunt et non animant, ex Conjugio boni et veri, et in illud creata ſunt; non datur cuicquam creatum in ſolum verum, nec quicquam in ſolum Bonum, hoc et illud ſolitarium non eſt aliquid, ſed exiſtunt et fiunt per conjugium tale aliquid, quale eſt conjugium: in Domino Creatore eſt Divinum Bonum et Divinum Verum in ipſa ſua Subſtantia; Subſtantiae ipſius *Eſſe* eſt Divinum Bonum, et Subſtantiae Ipſius *Exiſtere* eſt Divinum Verum, et quoque eſt in ipſa ſua Unione, nam in ipſo infinite unum faciunt; quoniam illa duo in ipſo Creatore unum ſunt, ideo etiam in omnibus et ſingulis creatis ab ipſo unum ſunt; per id quoque Creator cum omnibus a ſe creatis aeterno fœdere ſicut Conjugii conjunctus eſt. Vid. Deliciae Sapientiae. Amſtelod. 1768. n. 115. p. 79.

4) Scriptura Sacra, quae immediate a Domino processit, est in communi et in parte Conjugium Boni et Veri; et quia *Ecclesia*, quae *formatur per Verum Doctrinae*, et *Religio*, quae *formatur per Bonum vitae secundum Verum Doctrinae*, apud Christianos est unice a Scriptura Sacra, constare potest quod Ecclesia in communi et in parte sit Conjugium Boni et Veri. ibid.

5) Idem quod dictum est de Conjugio Boni et Veri, dictum etiam *est de* Conjugio Charitatis et *Fidei*, quoniam Bonum est Charitatis, et Verum est Fidei. ibid.

6) In Libro, vocato *Formula Concordiae*, qui a viris Augustanae Confessioni addictis conscriptus (Ed. Lipsiae 1756.) declaratur: *Quod fides absque bonis operibus justificet*. p. 78. *Quod opera non necessaria sint ad salutem, nec ad fidem, quia salus et fides per bona opera nec conservantur, nec retinentur*. p. 589. Proinde *quod non sit vinculum conjunctionis fidei cum bonis operibus:* si postliminio dicitur, *quod bona opera usque sponte sequantur fidem, sicut fructus ex arbore*, (p. 596.) tunc quis facit illa, imo quis cogitat de illis, et quis sponte fertur ad illa, dum scit et credit, *quod nihil ad salutem conferant*, et adhuc *quod nemo possit aliquod bonum salutis facere ex se*, aut *in spiritualibus aliquid intelligere, credere, amplecti, cogitare, velle, inchoare, perficere, agere, operari, cooperari, aut se ad gratiam applicare aut accommodare*. p. 656. Vid. Sum. Expos. Doct. Nov. Ecc. n. 46. p. 23.

7) Omnium aequilibrium erit, ut aliquid existat; absque aequilibrio non est actio et reactio, nam aequilibrium est inter binas vires, quarum una agit, et altera reagit, quies ex simili agentia et reagentia vocatur aequilibrium.

8) In Mundo naturali est aequilibrium in omnibus et singulis; in genere in ipsis Athmosphaeris, in quibus inferiora reagunt et resistunt, quantum superiora agunt et incumbunt est quoque aequilibrium in omnibus subjectis Regnorum Naturae, nempe Minerale, Vegetabile

et

et Animale; nam absque aequilibrio in illis nihil existit et subsistit.

9) Est ubivis sicut conatus ab una parte agens et ab altera reagens. Omnis existentia seu omnis effectus fit in aequilibrio, sed fit per id quod una vis agat & altera patiatur se agi, seu quod una vis agendo influat, et altera recipiat et convenienter cedat.

10) *In Mundo naturali* id quod *agit* et quod *reagit* vocatur *vis* et quoque *conatus*, sed *in Mundo spirituali* id quod *agit* et quod *reagit*, vocatur *vita* et *voluntas*, *vita* ibi *est vis viva*, et *voluntas est conatus vivus*, et *ipsum aequilibrium* vocatur *Liberum*.

11) Existit itaque et subsistit aequilibrium spirituale seu Liberum, inter bonum ab una parte agens, et malum ab altera parte reagens, vel inter malum ab una parte agens et bonum ab altera parte reagens. Aequilibrium inter bonum agens et malum reagens est apud bonos, et aequilibrium inter malum agens et bonum reagens est apud malos.

12) Est quoque aequilibrium inter verum et falsum, sed hoc dependet ab aequilibrio inter bonum et malum. Vid. De Cœlo et ejus Mirabilibus, Londini 1758. n. 589.

13) Quis non scit et scire potest, quod mala impediunt quin Dominus ad hominem intrare possit: *Malum* enim *est infernum*, et *Dominus est Cœlum*, ac infernum et Cœlum opposita sunt; quantum itaque homo est in uno, tantum non potest esse altero: unum enim agit contra alterum, et destruit.

14) Homo quam diu est in *Mundo naturali*, est in medio inter Cœlum et infernum, et tunc tenetur in Libero convertendi se aut ad infernum aut ad Cœlum; seu quod idem est, stat in medio inter Dominum et diabolum, seu inter bonum et malum.

15) Quod homo teneatur in Libero convertendi se huc illuc hoc liberum est cuivis homini non ab ipso, sed a Domino, quare dicitur quod teneatur in illo, et hoc Liberum nemini auferatur. V. Doctrina Vitae pro Nova Hierosolyma. Amsterd. 1763. n. 18-20.

16) Ex his manifeste patet, quod quantum homo fugit mala, tantum apud Dominum et in Domino sit, et quantum in Domino est, tantum faciat bona non a se, sed a Domino. Inde haec communis Lex resultat: *Quod quantum quis fugit mala, tantum faciat bona*, ib. n. 21.

17) Sed *duo Requisita* sunt: *Unum*, quod homo fugere debeat mala quia peccata sunt, hoc est, quia sunt infernalia et diabolica, ita contra Dominum et contra Leges Divinas: *Alterum*, quod homo debeat fugere mala ut peccata sicut ab seipso, sed sciat et credat quod a Domino: ib. n. 22.

18) Ex his sunt *Tria* haec *Consequentia*. I. Quod si homo bona vult et facit antequam fugit mala ut peccata, bona non sint bona. II. Quod si homo pia cogitat et loquitur, et non fugit mala ut peccata, pia non sint pia. III. Quod si homo scit et sapit multa, et non fugit mala ut peccata, usque non sapiat. ib. n. 23.

Observons, que c'est là ce qui caractérise les *fataniques*, les *superstitieux* & les *magiciens*. Le *fanatique* est l'opposé du *Chrétien vertueux*; le *superstitieux* est l'opposé du *Chrétien*, *adorateur de Dieu en Esprit & en Vérité*, (Jean. 4. 23. 24.); & le *magicien* est l'opposé du *Chrétien Ami de la Sagesse*. S'il arrive jamais à quelqu'un d'entre ceux qui confessent *la Doctrine de la Nouvelle Eglise du SEIGNEUR* de se livrer au fanatisme, à la superstition ou à la magie, ce ne peut certainement pas être par une suite des principes contenus dans cette Doctrine, qui y sont diametralement opposés, mais par une con-

condemnable perverſité de ſon propre cœur, *qui le rend* par cela même apoſtat par ſes actions à la Doctrine ſacrée qu'il oſe profaner en la confeſſant par ſes diſcours.

19) Eſt perpetuum aequilibrium inter coelum & infernum: ex inferno continue exſpirat & aſcendit conatus faciendi malum, & ex coelo continue exſpirat & deſcendit conatus faciendi bonum; in illo aequilibrio eſt *Mundus Spirituum qui eſt medius inter Coelum & inter infernum.*

20) Quod Mundus Spirituum in eo aequilibrio ſit, eſt quia omnis homo poſt mortem primum intrat Mundum Spirituum & ibi tenetur in ſimili ſtatu in quo fuit in Mundo naturali, quod fieri nequiret niſi ibi ſummum aequilibrium eſſet: per id enim explorantur omnes quales ſunt, relicti enim ibi ſunt ſuo Libero, in quali fuerunt in Mundo naturali.

21) Aequilibrium ſpirituale eſt Liberum apud hominem & ſpiritum. Quale cujusvis liberum eſt, cognoſcitur in Mundo ſpirituum ab angelis in coelo per communicationem affectionum & cogitationum inde; & id apparet ad viſum coram ſpiritibus angelicis per vias quas vadunt: qui boni ſpiritus ſunt, illi eunt vias quae tendunt ad coelum; at mali ſpiritus eunt vias quae tendunt ad infernum.

22) Quod malum continue exſpirat & aſcendit ex inferno, & bonum continue exſpirat & deſcendit ex Coelo, eſt quia ſpiritualis ſphaera circumdat unumquemvis, & illa ſphaera effluit et exundat ex vita affectionum & inde cogitationum; & quia talis vitae ſphaera effluit ex unoquovis, inde quoque effluit ex unaquavis Societate coeleſti, & ex una quavis Societate infernali, conſequenter ex omnibus ſimul, hoc eſt, ex toto coelo & ex toto inferno. Quod bonum effluat ex coelo, eſt quia omnes ibi in bono ſunt, & quod malum ex inferno, eſt quia omnes ibi in malo ſunt; bonum quod e coelo, eſt

omne

omne a Domino, nam Angeli qui in coelis ſunt, detinentur omnes a ſuo proprio, ac tenentur in Proprio Domino, quod eſt ipſum Bonum; at ſpiritus qui in infernis ſunt, omnes in ſuo proprio ſunt, ac proprium cujusvis non eſt niſi quam malum, et quia non niſi quam malum, eſt infernum.

23) Ex his conſtare poteſt, quod aequilibrium in quo tenentur Angeli in Coelis & Spiritus in infernis, non ſit ſicut aequilibrium in Mundo Spirituum: aequilibrium Angelorum in Coelis eſt quantum in bono voluerunt eſſe, ſeu quantum in bono vixerunt in Mundo naturali, ita quoque quantum averſati ſunt malum; aequilibrium autem Spirituum in inferno, eſt quantum in malo voluerunt eſſe, ſeu quantum in malo vixerunt in Mundo naturali, ita quoque quantum corde & ſpiritu contra bonum fuerunt.

24) Niſi Dominus regeret tam Coelos quam inferna, non foret aliquod aequilibrium, & ſi non aequilibrium, non foret Coelum & infernum; omnia enim & ſingula in univerſo, hoc eſt, tam in Mundo naturali quam in Mundo ſpirituali conſiſtunt ex aequilibrio: quod ita ſit, omnis rationalis homo poteſt percipere; da modo ſuperpondium ab una parte, & nihil reſiſtentiae ab altera, annon periret utrumque: ita foret in ſpirituali Mundo, ſi non reageret bonum contra malum, ac inſurrectionem ejus jugiter coerceret: niſi hoc unice Divinum faceret, periret & Coelum & infernum, & cum his totum genus humanum: niſi hoc unice Divinum faceret, dicitur, quia proprium cujusvis tam Angeli, quam ſpiritus, & hominis, non eſt niſi quam malum, quare nuſquam aliqui Angeli & Spiritus reſiſtere poſſunt malis continue exhalatis ab infernis, quoniam ex proprio tendunt omnes ad infernum. Ex his patet, quod niſi Solus Dominus regeret tam Coelos quam inferna, nuſquam foret alicui ſalus. Praeterea omnia inferna unum agunt, nam mala in infernis connexa ſunt, ſicut bona in Coelis; ac reſiſtere omnibus infernis, quae innumera ſunt, & quae ſimul agunt contra coelum, & contra omnes qui ibi ſunt, non poteſt niſi ſolum Divinum, quod unice procedit ex Domino.

25) Ac-

25) Aequilibrium inter Coelos & inferna diminuitur & accrescit secundum numerum illorum qui intrant Coelum, ac intrant infernum, quod fit quotidie ad plura millia: hoc scire & percipere, & hoc ad trutinam ponderari & aequare, non potest ullus Angelus, sed solus Dominus, nam Divinum procedens a Domino omnipraesens est, ac ubivis videt ubinam aliquid nutat. Dominus solus provident, ut ubivis aequilibrium inter bonum & malum sit, ita inter coelum & infernum; nam supra aequilibrio tali fundatur salus omnium in Coelis, & omnium in Terris. V. De Coelo. n. 590. seq. p. 265 seq.

26) Quod aequilibrium spirituale in sua essentia sit Liberum, est quia est inter bonum et malum, ac inter verum et falsum, et haec sunt spiritualia; qua propter posse velle bonum aut malum, et cogitare verum aut falsum, ac eligere unum pro altero, est Liberum. Hoc Liberum datur unicuivis homini a Domino, nec usquam auferetur: est quidem ex sua origine non hominis sed Domini, quia est a Domino; ac usque cum vita donatur homini sicut suum: et hoc ex causa, ut homo possit reformari et salvari, nam absque Libero nulla reformatio et salvatio. ib. n. 597. p. 28.

27) Quod homo non possit reformari nisi ei sit Liberum, est quia nascitur in omnis generis mala, quae tamen removenda sunt ut salvari possit: nec removeri possunt, etsi videat illa in se, et agnoscat illa, et dein nolit illa, et tandem aversetur illa; tunc primum removentur; hoc non fieri potest, nisi homo tam in bono quam in malo sit, ex bono enim potest videre mala, sed non, a malo bona: bona spiritualia quae homo cogitare potest, discit ex lectione Verbi Domini seu scripturae sacrae, ac bona moralia et civilia ex vita in mundo: hoc primum est, cur homo in libero esse debet: alterum est, quod nihil approprietur homini nisi quod sit ex affectione quae amoris; reliqua quidem intrare possunt, sed non ultra quam in cogitationem, et non in voluntatem. et quod non intrat usque in voluntatem hominis, non fit ejus; nam *cogitatio trahit suum ex memoria*, sed *voluntas ex ipsa vita*. ib. n. 598.

28) Ut homo in libero sit, ex causa ut reformetur, ideo conjungitur ille quoad spiritum suum cum Coelo

et

et cum inferno; sunt enim apud unumquemvis hominem spiritus ex inferno et Angeli e Coelo? *per Spiritus ex inferno est homo in suo malo, per Angelos autem e Coelo est homo in bono a Domino; ita in aequilibrio spirituali, hoc est in Libero.* ib. 599.

89) Sciendum est quod conjunctio hominis cum Coelo et cum inferno non sit immediate cum illis, sed mediate per Spiritus qui in Mundo Spirituum sunt: per Spiritus malos in Mundo Spirituum conjungitur homo cum inferno, et per Spiritus bonos qui ibi sunt, cum coelo: quia ita se res habet, ideo mundus Spirituum est medius inter coelum & infernum, & ibi est ipsum aequilibrium. Ex his nunc patet, unde homini est Liberum: ib. n 600.

Si Vous daignez accorder une place à ces propositions dans Votre estimable & intéressant Journal, Messieurs Vous donnerez par là une nouvelle preuve de Votre amour pour la justice & pour l'équité, & Vous nous accorderez la satisfaction de fournir occasion à Vos Lecteurs de recourir eux-mêmes aux sources où de pareils principes sont puisés, lesquelles ils trouveront très-dignes de fixer leur attention. Nous avons l'honneur d'être avec la plus parfaite estime Messieurs vos très humbles & très-obéissans serviteurs! *La Société Exégétique & Philanthropique.*

* * *

Aus diesem ersten Viertel mögen die Leser einigermaßen vom Ganzen urtheilen. — Daß Swedenborgen, dem doch alles offenbart ward*), sein Latein nicht muß offenbart worden sein, leh-

*) Er schrieb nach Deutschland, an Superint. Oetinger im Wirtembergischen: „Gott hat mir „alles

lehret der Augenschein: so barbarisch, widerlich, und wirklich oft unverständlich, schrieb fast kein Scholastiker diese Sprache. — — Indeß, das ist Kleinigkeit. Die Hauptfragen bleiben immer: Woher kann man überzeugt sein, 1) daß Swedenborg wirklich Offenbarungen hatte? Woher beweißt man vollends, daß wir andern Christen alle uns nach seinen Offenbarungen auch zu richten haben? daß Gott durch ihn seine Kirche für den ganzen Erdboden neu und anders einrichten wollte? daß itzt gerade dieser Zeitpunkt der neuen Lehre, der neuen Kirche, des neuen Jerusalems auf Erden, sei? ... Diese höchstwichtige Frage bleibt noch immer unbeantwortet: Swedenborg fertigte sie kurz ab *); Die Stokholmer Gesellschaft hält nicht einmal nöthig, sie zu berühren. Unbegreiflich! — 2) Was ist denn das Neue, was Swedenborg uns, als bessere Religion, als richtigere, ihm allein offenbarte, und durch ihn auf uns gekommene Heilsordnung, lehren will? .... Dieses findet man in seinen Schriften; und die Philanthropische und Exegetische Gesellschaft liefert uns einen Auszug davon. Diesen müssen wir also genauer ansehn.

Neu genug, ist so ziemlich alles. Wie aber itzend etwas dieser höchst seltsamen, und dabei so zu-

„alles offenbart; und darum bedarf ich keines „Wunderzeichens meiner Sendung". B. Monatsschr. Jänner 1788, S. 24.

*) S. die vorige Note.

zuversichtlichen, Behauptungen zu einer Verbesserung in der Religion Gelegenheit geben könne, wie irgend eine fruchtbare nützliche Betrachtung, irgend ein kräftiger Beweggrund zum Guten daraus zu schöpfen sei: vermögen wir nicht einzusehn. Und bessere Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge, bessere Triebfedern zur Tugend und zur moralischen Vollkommenheit, edlere Gedanken und Gefühle, deutlichere Einsicht über die wichtigsten Gegenstände des Denkens: das kann doch nur der Zweck, und das muß wahrlich auch das Kennzeichen dessen sein, was man bis itzt Religion genannt hat, wenn man nicht einen unerhörten Mißbrauch mit diesem ehrwürdigen Worte treiben will. Von dergleichen finden wir hier aber nichts; wohl aber dreiste Behauptungen, unnütze Spekulazion, wunderlichen und verkehrten Sprachgebrauch, unverständliches Gerede, und was die gewöhnlichen Ingredienzien der Schwärmerei weiter sind. Wo wäre auch wohl ein Mensch, der bei Lesung dessen, was in vorstehenden Swedenborgischen Sätzen neu ist, seinen Verstand erleuchtet und sein Herz erwärmet fühlte? — Wir überlassen ruhig die Entscheidung den Lesern selbst, und wollen nur folgendes kurz anführen.

Daß, zufolge §. 1. „ein einziger Gott ist, daß „Bösesthun ihm zuwiderläuft, und Gutesthun mit ihm ist" (wahrscheinlich: seinem Willen entspricht),

spricht), ist ungezweifelt richtig, und wird von jedem vernünftigen und religiösen Menschen anerkannt; oder sollte wenigstens von jedem v. u. r. M. anerkannt werden. Die letzte Hälfte dieses §., welche die Freiheit des Menschen erklären soll, wollen wir, ihrer Unverständlichkeit wegen, lieber nicht übersetzen. Wer nun aber aus jenem richtigen Satze mit einmal so kurz weg die Verwerfung der Lehre von der Dreieinigkeit (§. 2.) mit einem itaque folgern will; der wird wohl dem Vorwurf der Anmaßung schwerlich entgehen können. Dies ist bei Sw. noch auffallender, da er beständig von dem Herrn, von Jesus, als dem wahrhaftigen, ja dem einzig-wahren Gott, spricht. Nach seiner Lehre heißt es nicht: Jesus ist Gott; sondern: Gott ist Jesus; der einzige, nicht dreieinige Gott, ist Jesus, auch Jesus-Jehova, oder Jehova-Jesus genannt. Eine unverständliche, überraffinirte, Grille eines schwärmerischen Kopfes! — Eben so stark erklärt er sich gegen die Lehre von der Unnützlichkeit der guten Werke; man s. auch §. 6 gegen die Formula Concordiae. — Seltsam ist noch der Ausdruk: daß diese irrige Lehren die Religion von der Kirche trennen.

Doch bald verläßt er die simpeln und großen Lehren von Gott, die Betrachtung über die Handlungen der Menschen; und erhebt sich in seine gewöhnliche Sphäre von Himmeln, Geistern und Engeln, wo nun alles (gesezt es sei auch wahr)

vollends schwer und unverständlich, spitzfindig, und ganz ohne praktischen Nutzen ist. Da lernen wir § 3. „im ganzen Himmel sei Verkettung des Wahren und Guten.“ Im Himmel? Was ist der Himmel? Das blaue Luftgewölbe? Oder gar die Bewohner des Himmels, zu welchen Sw. in seinen Visionen will entzükt worden sein? Ach, wir haben noch genug hienieden auf Erden zu lernen; wir haben genug mit unserm eigenen Herzen zu thun! Wenn er uns doch lehrte, ob es noch kräftigere Motive zur Selbstbesserung, ob es noch bessere Wege Gott wohlgefällig zu werden, gäbe, als was Bibel und Vernunft die Christen bisher gelehrt hat. Auch das Lebloſe, sagt er, besteht durch die nemliche Verkettung. Welch eine Anweisung zur Religion! Nach welchem seltsamen Sprachgebrauche ist ferner die Güte und die Wahrheit so von einander verschieden, oder gar sich einander entgegen gesetzt? — Man sieht wohl, der Mann weiß genau über Sachen Bescheid, die sonst kein Mensch weiß: er will über den Himmel, über lebloſe Dinge, selbst über Gott (welch eine Spitzfindigkeit über dessen Sein und Dasein!) uns Dinge lehren, die wir nicht begreifen können, die aber, Gott sei Dank, weder zur Tugend noch zur Seligkeit nöthig sind. So ist auch §. 7 die Lehre von dem Gleichgewicht beschaffen; denn was heißt es: „Es muß ein Gleichgewicht aller „Dinge sein, damit etwas existire“? So die Nachricht

richt §. 10: daß, „was in der natürlichen Welt“ (etwa Körperwelt?) „Kraft heiße, in der Geisterwelt Leben sei„ — Daß nach §. 13. „das Böse (die Laster) „hindere, daß Gott nicht in den Menschen komme“, ist, so seltsam es auch ausgedrükt worden, doch wohl verständlich, wenn man auch nicht annimmt: „daß das Böse die Hölle, und „Gott der Himmel ist“, woraus hier jener Satz hergeleitet wird.

Ganz seltsam sind die Sätze in §. 18 vorgetragen: „Wenn der Mensch noch so viel weiß und „kennt, ja selbst, wenn er Frommes denkt, wenn „er Gutes will, wenn er dies Gute auch thut; so „ist dies Gute nicht gut, dies Fromme nicht fromm, „wenn er das Böse nicht wie Sünde flieht.“ Mit welcher Zuverlässigkeit gesagt! Woher weiß er, wie Gott richten wird? Das Gute bleibt wohl immer gut, wenn ein Mensch auch, seiner schwachen Natur gemäß, anderweitig Böses thut; obgleich es eigentlich nur Eine Tugend, nur Eine Vollkommenheit giebt. Der Satz sagt entweder etwas sehr Gemeines und Bekanntes, oder etwas Falsches — wie oft der Fall bei den Behauptungen der Schwärmer ist. Nach welcher Exegese aber vollends dieser Satz, wie die Exegetische Gesellschaft behauptet, gegen die Abergläubischen, die Schwärmer, und die Magiker streiten soll; vermögen wir nicht einzusehn.

Nun folgen wieder die seltsamsten Behauptungen vom Gleichgewicht, von Himmel, Hölle, und Geistern. §. 19. „Es giebt ein Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle! Die Geisterwelt steht „zwischen Himmel und Hölle inne! §. 20. Es „kömmt der Mensch, nach seinem Tode, in die Geisterwelt“ — (§. 70 im dritten Briefe, wird hinzugesetzt: „und heißt alsdann Geist. Von da kömmt „er, nach Verhältniß, in den Himmel, wo er „ein Engel, oder in die Hölle, wo er Satan oder „Teufel heißt“. Ist denn die Geisterwelt eine Art von Fegefeuer?) — §. 21 — 26. „Das Gleichgewicht zwischen Himmel und Hölle wird durch „die Anzahl derer verändert, welche hinein kommen; welches täglich mehrere Tausende thun. „Aber Gott sorgt alsdann dafür, das Gleichgewicht wieder herzustellen. §. 28. Des Gleichgewichtes wegen, sind bei jedem Menschen Geister (in der mehrern Zahl) „aus der Hölle und Engel „aus dem Himmel“! — Oh, genug und übergenug!

Solche Sätze können für unsern Verstand nicht Religion, nicht die dritte Offenbarung Gottes, heißen; und ihren Lehrer können wir nicht als einen Propheten, als einen von Gott gesandten Mann erkennen. Diese seltsamen, unverständlichen, und unnützen Lehren, und zumal den anmaßenden Vortrag derselben, und die Behauptung des Besuches der Geisterwelt und der unmittelbaren Offenbarung Gottes, — wissen wir nicht an-

ders

ders als Schwärmerei zu benennen, vor welcher wir unsere Leser warnen müssen. Solche Schwärmereien können die traurigsten Folgen in Absicht des Verstandes und selbst der Moralität haben; obgleich wir gerne zugeben, daß manche Anhänger derselben, durch anderweitige Ausbildung ihrer Denkkraft und Gesinnungsart, vor groben und gefährlichen Ausschweifungen gesichert, und rechtschaffene verständige und liebenswürdige Menschen sein können.

Die Herausgeber.

7.

Vom Seitenpflaster an den Häusern in einer schönen und volkreichen Stadt.

Des Herrn Justizraths Willebrand Grundriß einer schönen Stadt, in Absicht ihrer Anlage und Einrichtung zur Bequemlichkeit, zum Vergnügen, zum Anwachs und zur Erhaltung ihrer Einwohner, ist ein vortreffliches Buch, das allen denen, welchen die Aufsicht auf das Bau- und Polizeiwesen in den Städten anvertrauet ist, nicht genug empfohlen werden kann. Ich will hier einige Stellen aus demselben anführen, die das Seitenpflaster an den Häusern betreffen, und mein Ur-

theil über die Brauchbarkeit des Buches bestätiget werden; sodann aber einige Bemerkungen hinzufügen. Er sagt nehmlich im ersten Theile, § 79 und 81:

„An beiden Seiten der Häuser muß ein sehr „bequemes aber nicht zu schräge ablaufendes Pflas„ster geleget werden, und die Bretter dieses Weges „muß wenigstens ein und eine halbe Ruthe betragen.

„Kann, wie in London, in Braunschweig, und „in Göttingen, dieser Nebenweg mit breiten Felsen„steinen, oder wie in den Holländischen Städten, „in Amsterdam, Leiden, Haag, Alkmar, Gro„ningen und s. f. mit platten Ziegelsteinen oder „Klingern belegt werden, so macht es der Stadt „eine Zierde, und gereicht den Wandernden zum „Vergnügen. *)

„Wo die Polizei sehr aufmerksam ist, da wer„den diese Fußwege im Winter, insbesondere „zu den Kirchen führenden Wege, beides in „Gassen als Vorplätzen, wenn sie mit Glatt„beleget sind, mit Sand oder Asche bestreuet, „Unglüksfällen sehr alter und schwangerer Per„nen vorzubeugen. Nie aber wird gestattet, daß „die

*) In Augsburg sind an den Seiten der Straßen sehr gemächliche Gänge von Backsteinen. Nicolai Beschreibung einer Reise durch Deutschland, 7ter Band, S. 42.

„die Gassenbuben durch ihre Spiele auf den Gas-
„sen oder Fußwegen Glitschen machen dürfen.

„Die hurtige Wegschaffung des gefrornen
„Schnees von den Haupt- und Nebengassen
„und Fußwegen ist ein fast untrügliches Merkmal
„einer aufmerksamen Polizeiverwaltung in den
„Städten.

„Damit die Nebenwege auf den Gassen nicht
„verunreiniget und unsicher gemachet werden, so
„müssen nachdrükliche Polizeibefehle es jedem Ein-
„wohner untersagen, so wenig aus den Thüren,
„als aus den Fenstern Unrath auf die Haupt- und
„Nebengassen zu schütten, oder wohl gar Stein-
„grus, Auskehrigt, und verrektes Vieh darauf
„werfen zu lassen.

„Am allerwenigsten aber müssen ausgebauete
„Kellerausstritte, oder Gallerieen und Staketwerke,
„und die Aussicht und den freien Gang verhin-
„dernde Gebäude an den Häusern in den Gassen
„geduldet werden; wie denn auch in den mehrsten
„Städten die Vorsteher solches nicht gestatten,
„wenn sie nicht ausdrüklich einen Nebenfußweg
„dabei vorausbedingen, oder sich die Verschrei-
„bung geben lassen, daß dergleichen Ausgebauetes
„wieder weggerissen werden soll, so bald es obrig-
„keitlich begehret wird.“

In diesen wenigen Worten hat Herr Wille-
brand alle Erfordernisse eines seiner Bestimmung
angemessenen Seitenpflasters, nebst den damit

verbundenen Veranstaltungen einer für das Beste der Fußgänger besorgten Polizei, deutlich und bestimmt angegeben. Ueberhaupt kann wohl nicht in Zweifel gezogen werden, daß das Seitenpflaster lediglich zum Nutzen der Fußgänger bestimmet ist. Diesen soll es nehmlich die Bequemlichkeit und Sicherheit gewähren, woran es ihnen auf den Fahrdämmen, wegen der Wagen und Reuter, fehlet; und das Wohl dieser Personen, die doch immer den größten Theil des Publikums in jeder Stadt ausmachen, leidet bald mehr bald minder Gefahr, wenn es entweder an der nöthigen Sorgfalt für die gehörige Anlage und Unterhaltung des Seitenpflasters mangelt, oder dasselbe durch Gitterwerke, hohe Einfuhrten in die Häuser u. s. w. ganz unwegsam gemacht werden darf.

Sowohl aus der Bestimmung des Seitenpflasters, als aus den darüber vorhandnen musterhaften Polizei-Verfassungen folgt von selbst, daß seine Anlage, Einrichtung und Unterhaltung zu den öffentlichen und gemeinnützigen Anstalten gehören, deren Besorgung der Obrigkeit zum Besten des Publikums oblieget: daher denn auch die dazu erforderlichen Kosten aus derselben Kasse fließen sollten, welche die ebenfalls zum Gebrauche des Publikums dienende Fahrdämme anlegt und erhält.

In Berlin hat indessen dies bisher nicht Statt gefunden; sondern jeder Eigenthümer eines Hau-

ses

ses muß längst demselben das Seitenpflaster auf seine Kosten unterhalten. Eine gesetzliche Vorschrift in dieser Sache ist mir nicht bekannt; und ich glaube, daß die Einrichtung bloß auf einer Observanz beruhet, die dadurch entstanden sein mag, daß man eine öffentliche Kasse von jenen Kosten befreien wollen. Hieraus haben einige Besitzer der Häuser den unrichtigen Schluß gezogen: daß ihnen das Eigenthumsrecht über das Seitenpflaster zustehe, und sie dasselbe nach ihrer Willkühr nutzen und sich zueignen könnten.

Bei dieser Anmaßung, der ich, wiewohl ich selbst ein Haus besitze, das Wort nicht reden kann, achten sie nicht an den Einwand: daß ihnen die Unterhaltung des Seitenpflasters vielleicht aus dem Grunde zugemuthet werde, weil es ihnen vorzüglich nutzbar sei. Es ist nehmlich keine geringe Bequemlichkeit für die Bewohner eines Hauses, wenn sie, in so fern nur nicht den Fußgängern der Weg versperret wird, darauf Holz abladen und klein hauen, oder ihre Wagen stehen lassen können, und daß sie der großen Unannehmlichkeit überhoben sind, daß nicht, wie es in Paris der Fall ist, *) der Fahrweg dicht an ihren Häusern vorbeigehet.

Ob nun gleich die Obrigkeit ihnen niemals das erwähnte Eigenthumsrecht eingeräumt hat, und

*) Tableau de Paris, tome I. page 118.

sie jederzeit, wenn sie vor ihren Häusern Brükken über die Rinnen, Gitterwerke, und dergl. anlegen wollen, dazu die Erlaubniß bei derselben nachsuchen und lösen müssen; so ist doch nicht zu leugnen, daß die Nachgiebigkeit in dieser Sache üble Folgen nach sich gezogen hat, indem die Stadt viel von ihrer Zierde verloren, und die Bequemlichkeit nebst der Sicherheit des Publikums oft den Privat-Vortheilen nachstehen müssen. Dies äussert sich darin, daß das Seitenpflaster theils so schräge angelegt ist, daß Niemand darauf gehen kann, theils mit vorgebaueten Kramläden, Gitterwerken, und hohen Einfahrten auf eine unschikliche Art beenget oder gar verbauet worden ist.

Selbst bei den Bauen, die Friedrich der Große in der höchstrühmlichen und weisen Absicht, unarme Bürger zu guten Häusern zu verhelfen, denen Handwerkern und Arbeitsleuten Brot zu verschaffen, und den gesammten Nahrungsstand durch den vermehrten Umlauf des Geldes zu beleben, mit wahrer Königlicher Freigebigkeit unternehmen ließ, beging man den großen Fehler, daß an vielen Orten das Seitenpflaster zu steil eingerichtet, und durch hohe Einfahrten oder sogenannte Appartements unwegsam gemachet ward. Das Unangenehme dieser sonderbaren Bauart kann ein Fußgänger in der Leipziger Straße am besten kennen lernen. Denn seitdem sie der Monarch durch neue Häuser verschönern lassen, ist zugleich das Seitenpflaster durch

durch die Appareils ganzlich verdorben worden. Es bestehet nunmehr aus Höhen und Tiefen. Die ersteren sind zum Theil von dem Fahrdamme an heraus gearbeitet worden, so daß das Fuhrwerk auf demselben ähnliche Erschütterungen leidet, als wenn es auf dem Felde über Akkerstükke gehet. Jeder Fußgänger, der nicht Hang und Kraft zum Klettern und Springen hat, wird gewiß dies Seitenpflaster meiden; und wehe dem Fremden, der im Finstern, wenn die Straßen durch die Laternen nicht erleuchtet sind, oder Wind und Wetter die Wirkungen ihres Lichtes schwächen, darauf gehet! Er kann leicht von einem Appareil herunter stürzen, und sich glüklich preisen, wenn er nur mit einer geringen Beschädigung davon kommt.

Auch den Bewohnern der Häuser ist durch die Appareils schlecht gedienet worden. Dies wird ein jeder bezeugen, der die Mühseligkeit kennet, womit im Winter, wenn es glatt ist, oder auch zu andern Zeiten die schwer beladnen Fuhrwerke über dergleichen Hügel in die Thorwege gelangen, und es ist zu bewundern, daß die Eigenthümer der Häuser die ihnen und ihren Miethsleuten äußerst unbequemen Appareils so lieb gewonnen haben, daß ihnen von Seiten des Gouvernements und Polizeidirektoriums durch eine eigene Verordnung vom 5ten März 1787 bekannt gemachet werden mußte: Daß künftig bei den Bauen schlechterdings keine Appareils oder sogenannte er-

höhere Rampen vor den Thorwegen angeleget, auch zur Bequemlichkeit der Fußgänger keine Erlaubniß zu Pfosten oder Pfählen auf dem Bürgersteige, oder vor den Rennsteinbrükken gegeben werden solle.

Schon dies, daß ein solcher Befehl ergangen ist, beweiset, daß es mit den verbotenen Apparellen weit gekommen ist; und da er die preiswürdige Absicht des Gouvernements und des Polizeidirektoriums: die Bequemlichkeit der Fußgänger auf dem Bürgersteige zu befördern, deutlich an den Tag leget, so können wir auf mehrere dieser Absicht entsprechende, gemeinnützige Verfügungen hoffen.

Das Seitenpflaster wird in den hiesigen Polizeiverordnungen gemeiniglich der Bürgersteig genannt, und diese Benennung kömmt von dem richtigen Begriffe her, daß es den zu Fuße gehenden Bürgern gewidmet sein soll.

Keine Privatperson müßte daher befugt sein, dem zahlreichsten Theile des Publikums den Nutzen einer Anstalt zu entziehen, die nicht bloß zur Bequemlichkeit, sondern auch zur Sicherheit so vieler Menschen unumgänglich nöthig ist. Unter den Fußgängern befinden sich Kinder, alte, unvermögende, taube, und gebrechliche Leute. Ihre Anzahl ist nicht klein; und wenn sie, wegen der Unbrauchbarkeit des Seitenpflasters, auf dem Fahrdamme gehen müssen, so sind sie stets der Gefahr,

übergeritten oder übergefahren zu werden, ausgesetzet: und es kann nicht fehlen, daß sich dergleichen Unglüksfälle oft ereignen, die einer für das Wohl und die Sicherheit der Einwohner besorgten Obrigkeit, äußerst unangenehm sein müssen.

In diesem Betracht verspreche ich mir den Beifall der Sachverständigen im Polizeifache, wenn ich den Wunsch äussere, daß doch auch Berlin bald zu einem seiner Absicht angemessenen Seitenpflaster an den Häusern gelangen möge! und ich hoffe, daß meine uneigennützigen Mitbürger demselben beistimmen werden.

Freilich sind zu diesem nützlichen Unternehmen reiflich überlegte und ernstliche Verfügungen, wie auch beträchtliche Kosten erforderlich, weil das abzustellende Uebel nichts weniger als unbedeutend ist. Da aber des jetzigen Königs Majestät ebenfals jährlich mit so vieler Milde und Großmuth ansehnliche Summen für die hiesigen Bauen, und zu immer mehrerer Verschönerung und Bequemlichkeit unsrer Stadt huldreichst anweisen, so darf man hoffen, daß auch dieser Gegenstand gewiß nicht aus der Acht gelassen werden wird. Es ist in der That sehr zu wünschen, daß alsdann das Seitenpflaster in allen Straßen, wo es schlecht und unwegsam ist, bequem und ordentlich eingerichtet, daß eine schikliche Breite desselben bestimmt, und unter keinem Verwande so wenig seine Beengung, als eine den Fußgängern unbequeme Erhöhung

nach-

nachgegeben werde. Auch würde, wofern d freie Gang längst den Häusern durch das da Vorgebauete gehindert würde, es nicht unmö sein, die daraus entstehenden Unbequemlichke abzustellen; wenigstens ist zu wünschen, da Zukunft jede Bebauung oder Beengung des S tenpflasters gänzlich und ohne Gestattung ei Ausnahme verboten werden mögte.

Berlin,
den 20 Mai 1788. von Lamot

8.

Ueber den Starkischen Injurienproz

An die Herrn Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Herr Oberhofprediger Stark hat seinen Proze gegen Sie verloren; und er glaubt nun, den Gru den, welche er, in dem dikken Nachtrage seine weitläuftigen Vertheidigungsschrift, dem Erkennt nisse entgegensetzen will, dadurch etwas Gewicht beizulegen, daß er die Form des Verfahrens ver dächtig zu machen sucht.

Die Entscheidung selbst bedarf keiner Rechtfer tigung. Allein da diejenigen, welche keine hin

läng

länglicke Kenntniß von der Prozedur der Preuſſiſchen Gerichtshöfe haben, durch Herrn Starks dreiſte Behauptungen leicht irre geführt werden könnten,*) ſo dürften folgende Erläuterungen darüber nicht ohne Nutzen ſein.

Die Injurienſachen ſind von jeher ſummariſch, das iſt, ohne Verſtattung der im gewöhnlichen Prozeß üblichen Friſten und Rechtsmittel, verhandelt worden. So verordnete es ſchon die Coccejaniſche Prozeßordnung Th. IV. Titel 4.; und in der neuen Prozeßordnung iſt P. IV. T. 10. in Anſehung der Injurienprozeſſe gleichfalls ein kürzeres Verfahren vorgeſchrieben. Demungeachtet aber iſt dieſe Sache, wegen ihrer beſondern Wichtigkeit, auf Anſuchen der Parteien, mit aller der Sorgfalt behandelt worden, welche im ordentlichen Prozeſſe vorgeſchrieben iſt.

Die Hauptſache bei jedem Prozeſſe iſt die Ausmittelung des Faktums, ſoweit es auf die Entſcheidung

*) Wie der Fall bei dem Verfaſſer der kleinen Schrift: Der Berliniſmus; Templin und Epheſus, 1788. geweſen zu ſein ſcheint. Daß er irrt, iſt bloß ſeinem Mangel an Einſicht und Ueberlegung, ſeiner Parteilichkeit für Stark, oder vielmehr ſeiner Parteilichkeit gegen die Berliner, zuzuſchreiben. Allein, er ſollte doch, wenn er ein Mann von Ehre iſt, bedenken, daß ſolche Ausdrükke und Wendungen, wie er ſich auf den letzten Seiten ſeiner Broſchüre erlaubt, gegen einen edlen und ſtets unbeſcholtenen Gerichtshof ſehr ungeziemend, ſehr unanſtändig ſind.

dung der Sache Einfluß hat. Zu diesem Ende wird einem Abgeordneten des Gerichts aufgetragen, die Parteien zu vernehmen; und nachdem dieses geschehen ist, werden die Streitpunkte festgesetzt, und der Beweis regulirt. Dieses geschieht zufolge der jetzigen Prozeßordnung auf folgende Art. Es wird die Geschichtserzählung, so weit die Parteien darin übereinkommen, von dem Abgeordneten des Gerichts zu Papier gebracht; es wird vermerkt, worüber die Parteien einig oder uneinig sind; es werden die Punkte bestimmt, worüber es noch eines Beweises bedarf, und die Mittel des Beweises angegeben. — Dies geschieht mit Zuziehung der Parteien und ihrer rechtlichen Beistände. Sind die Interessenten mit dem Abgeordneten des Gerichts darin einig, daß nichts weiter in Fakto zu untersuchen sei; so wird die Instruktion für beschlossen angenommen, und die Entscheidung der aus den zugestandenen Faktis sich ergebenden Folgen dem Richter überlassen. Doch steht den Parteien in den meisten Fällen frei, die für sie ihrer Meinung nach streitenden Rechtsgründe zum Protokolle zu geben, oder (wenn es die Wichtigkeit der Sache erfordert) sie in einer schriftlichen Deduktion auszuführen.

Dies letztere wird zwar, der Regel nach, bei Injurienprozessen nicht verstattet; man hat aber wegen der besondern Eigenschaft dieses Rechtsstreits den Parteien die Einreichung einer Deduktion bei-

vorbehalten. Dergleichen Deduktionen können keine neue Fakta enthalten: sie müssen sich bloß auf die bei der Instruktion der Sache erörterten Umstände und die Gesetze gründen; und da sie von beiden Theilen zu gleicher Zeit eingereicht werden müssen, so kann keiner dabei die von dem andern etwa gegebene Blöße benutzen, sondern beide Theile müssen sich auf die wesentliche Ausführung ihrer Rechte einschränken.

Dieses vorausgesetzt, lassen sich nun die von Herrn Stark vorgetragenen Beschwerden leicht beurtheilen. Er beklagt sich, daß ihm keine Zeit gelassen worden, die Sache aufzuklären und sein Recht auszuführen: indem man auf seine weite Entfernung von Berlin keine Rükficht genommen habe.

Herr Stark war Kläger, und mußte, vor Zufertigung der Klage an den Gegentheil, seinen Mandatarius mit der nöthigen Instruktion versehen. Wenn dieses geschehen ist, so muß alsdann der Machthaber die Stelle der abwesenden Partei vertreten; und es wird daher zwischen den an- und den abwesenden Parteien nur in so fern ein Unterschied gemacht, als sich Umstände ereignen, weswegen eine Rükfrage nöthig ist. Herr Stark aber verlangte diese Rükfrage immer: sein Machthaber hatte von ihm gar keine Anweisung; durch ihn gingen bloß die Briefe und die Schriften von Herrn Stark und an Herrn Stark. Der Macht-

haber bat bloß um Abschrift der Protokolle, welche die Antworten der Beklagten enthielten, und sandte sie Herrn Stark zum Repliziren zu. Das Gericht und die Beklagten ließen sich dieses nicht ganz ordnungsmäßige Verfahren gefallen, da schon die Sache dadurch ungleich ward: indem Beklagte nun mündlich vernommen wurden, Kläger aber mit mehrerer Gemächlichkeit und Besonnenheit seine Schriften aufsetzen konnte. So wenig ward Herr Stark übervortheilt! Allein wundern darf er sich nicht, daß, durch das Dekret vom 2ten April 1787. eine gleiche Frist vergönnt worden. Beide Theile mußten ja in einem Termine vernommen werden. Als aber sein Mandatarius eine längere Frist nachsuchte, ward sie ihm auch verstattet: der auf den 11. April angesetzte Termin ward bis zum 28sten hinaus gesetzt, wo auch die Erklärung des Klägers über den Status Kontroversiä wirklich einlief. (S. 125, 144, 153. der gedrukten Prozeßakten.)

Von einem Manne seines Standes hätte man wohl eine redlichere Darstellung des wahren Verlaufs der Sache erwarten können. Warum verschweigt der Herr Oberhofprediger S. 386. das, was er S. 522. in der Appellazionsschrift einzugestehen scheint; als wo er ausdrüklich sagt:

„Nun ist freilich nicht in Abrede zu stellen, „daß mehrentheils doch nachgesehen, und der

„Ter-

„Termin erstlich vom Tage des Empfangs in „Darmstadt gerechnet ward."

Mehr Recht scheint Herr Stark zu haben, wenn er sich S. 387, folgg. darüber beklagt, daß ihm in dem Dekret vom 4. Junius die Frist zur Deduktion vom Tage des Abgangs der Erinnerungen der Beklagten über den Status Kontroversiä angerechnet worden. — Allein, der Un grund seiner Beschwerde wird klar, wenn man folgendes bedenkt:

1) Daß schon durch das Dekret vom 7. Mai für beide Theile eine vierwöchentliche Frist zur Einbringung der Deduktion bei Verlust derselben festgesetzt (s. Prozeßakten, S. 157.), nachher aber dennoch nach Verlauf dieser ersten Frist, an dem Tage, da die Beklagten ihre Deduktion einreichten, nehmlich am 4 Jun. ihm eine zweite vierwöchentliche Frist festgesetzt ward (S. 164): mithin H. Stark eine doppelt so lange Frist als die Beklagten gehabt.

2) Daß sein eigner Mandatarius (S. 169. der gedrukten Prozeßakten) gebeten hatte: man möchte den Terminum a quo der verlängerten Frist vom Tage der Extradition der verlangten Schriften rechnen.

3) In dem Präklusionsdekrete vom 12 Julius 1787 ward die gebetene Frist wirklich erst vom 12 Junius — und also von dem Tage, da Kläger selbst in Darmstadt die Schriften erhalten hatte — angerechnet. (S. 228. 230. der gedr. P. A.)

4) Noch unter dem 26. Julius ist eine Eingabe des Klägers, zu den Akten genommen worden, welche in der That eine weitläuftige Deduktion enthält (S. 232 — 245 der P. A.) Kläger hat also eine mehr als vier wöchentliche Frist, seit vom 12 Junius an gerechnet, wirklich genossen.

5) Aber es war doch nicht möglich, die gedrukte Deduktion abzuwarten. Denn in der schriftlichen sagt er (S. 244. der gedr. P. A.) selbst: daß erst der zweite Theil die seine eigene Person betreffenden Umstände enthalten werde. Auf die nöthigen Erläuterungsstükke muß und kann sich ja ein Kläger, von dem es abhängt, wann er seine Klage anfertigen will, vorher hinlänglich vorbereiten. Und warum schrieb er nicht wenigstens sein ordnungsloses dikkes Buch in umgekehrter Ordnung: so daß er die Beklagten erst über das ausschimpfte was sie gegen ihn sollten gethan haben, und dann über das, was sie gegen Andre gethan hätten?

6) Kläger konnte schon vom 13 April an, als an welchem Tage er (nach S. 144 der gedr. P. A.) den Status Kontroversiä erhalten hatte, alles nöthige zur schriftlichen Deduktion vorbereiten, und er bedurfte hierzu des Verzeichnisses derjenigen Bücher nicht, welche Beklagte in ihrer Deduktion anführen wollten.

7) Auch schon darum kann sich Kläger über eine zu kurze Deduktionsfrist nicht beschweren, da

die

die Deduktion nichts neues in facto enthalten darf.

Ich habe vorher angeführt, daß die Ausmittelung der Thatsachen zur Instruktion gehöret. Bei dieser hatte man ihm Zeit genug gelassen, und sie nicht eher für beschlossen angenommen, als bis des Klägers Erklärung über den Status Kontroversiä eingelaufen war.

Ferner beklagt sich auch Herr Stark noch über den, weder ungewöhnlichen, noch im mindesten auffallenden, Umstand: daß die Deduktionsschrift der Beklagten versiegelt zu den Akten genommen worden. Aber auch hier ohne Grund: zumal da der Mandatarius des Klägers selbst nichts dagegen zu erinnern hatte, und also ebenfalls diesen Umstand weder für ungewöhnlich, noch unrechtmäßig ansehen mußte (s. gedr. Prozeß S. 155.). Auch hatten die Beklagten allerdings Grund zu diesem Verfahren. Denn sie mußten besorgen, daß dem Kläger in Rükſicht seiner Abwesenheit eine längere Frist verstattet, und ihm dadurch Gelegenheit gegegeben würde, von ihrer Deduktion Gebrauch zu machen; ein Vortheil, der ihnen in Ansehung der gegenseitigen Schrift nicht zu Theil werden konnte, weil ihre Frist eher ablief, als die Frist des Klägers. Denn noch am 26 Julius ward die schriftliche Deduktion des Klägers angenommen, also sieben Wochen, nachdem die Beklagten die ihrige eingereicht hatten. Ueber dieses Verfahren der Preyſ-

schen Gerichtshöfe kann Herr Stark sich um so weniger beschweren, weil bei dem sonst gewöhnlichen Schriftwechsel (womit diese Uebergebung schriftlicher Dedüktionen einige Aehnlichkeit hat) seine Gegner doch natürlicherweise das letzte Wort gehabt haben würden. Sie sahen aber hier H. Starks Schrift nicht. Wollte er hingegen ihre Deduktion einsehen, und sie wohl gar beantworten und widerlegen? um den Vortheil des zuerst und des zuletzt Redenden zugleich zu haben, und seine Gegner zwischen zwei Feuer zu bringen. H. Stark mußte und konnte alles, was zur Anklage zu dienen vermochte, beibringen; und so die Beklagten zu ihrer Vertheidigung: dem Richter lag es dann ob, dies gegen einander zu vergleichen und abzuwägen. Auch konnte Herr Stark unbekümmert sein, wenn ganz neue Fakta in der Deduktion der Beklagten (wie er sagt) vorgekommen wären; dergleichen wird der Richter schon bemerken, und nicht auf einseitige Erzählungen seinen Ausspruch gründen.

Uebrigens war es ganz unschädlich, daß, wie Hr. Stark ferner rügt, den Beklagten ihre Deduktionsschrift auf drei Tage wieder zurük gestellt ward. Die Fristen zur Einbringung der Schlußschrift werden nur darum bestimmt, damit die Vorlegung der Akten zum Spruch durch die Zögerung der Parteien nicht aufgehalten werde. Aber es werden die Schlußschriften, auch wenn die Akten schon vorliegen, noch immer angenommen,

men, und dem Referenten zugestellt; und eben deswegen ist auch die Eingabe des Klägers, welche in der That eine Deduktion ist, nach erfolgter Präklusion, doch noch den Akten einverleibt und dem Referenten zugestellt worden. Ein gleiches Recht hatten die Beklagten. Sie mögen nun bloße Fehler des Abschreibers verbessert, oder Zusätze gemacht haben; so ist alles dieses gleichviel. Der Prozeß ward dadurch nicht aufgehalten, und die Rechte des Klägers blieben ungekränkt: weil ihm ohnedies diese Schrift nicht zur Beantwortung zugefertiget werden durfte.

Endlich rügt Hr. Stark noch den Umstand, daß ihm die Appellazion, noch ehe er solche angemeldet hatte, abgeschlagen worden. — Das kann nur diejenigen befremden, welche keine Kenntniß von unsrer Gerichtsverfassung haben. Bei der Publikazion des Erkenntnisses muß immer auch den Parteien bekannt gemacht werden: ob und in wie fern ihnen nach den Gesetzen ein Rechtsmittel zustehe? (Verdient diese Einrichtung den Hohn, den der Herr Oberhofprediger in seiner bekannten Sprache darüber auszuschütten sucht?) Ist demnach die Appellazion zulässig, so muß der Richter dahin sehen, daß dieselbe gehörig angebracht; oder widrigenfalls die Akten reponirt und der Prozeß in der Liste gelöscht werde. Deswegen hatte das Kammergericht über die Unzulässigkeit der Appel-

lazion geurtheilt, ehe noch Hr. Stark seine Erklärung darüber geben konnte.

Uebrigens, läßt es sich wohl leicht ermessen, daß ein dem Throne so naher Gerichtshof, der jederzeit beflissen gewesen, sich durch die strengste Unparteilichkeit auszuzeichnen, sich wohl gehütet haben werde, seine Ehre bei einem Prozesse aufs Spiel zu setzen, auf dessen Ausgang das Publikum eine so große Aufmerksamkeit gerichtet hatte.

Endlich ist zu bemerken: daß der Prozeß, über dessen Uebereilung Herr Stark so sehr klagt, vom 6. Nov. 1786, als dem Tage da die Klageanmeldung eingereicht worden, bis zum 16 Aug. 1787, als dem Tage des eröfneten Urtheils gedauert habe; daß dem Kläger vom 6. November 1786 bis zum 21. Dezember desselben Jahres Zeit gelassen worden, seine Klage vollständig zum Protokoll zu geben; daß am 28. Februar 1787 die Vernehmung der Beklagten vollendet; hierauf in dem am 21. März angestandenen Termine die Antwort des Klägers zu den Akten genommen; alsdann von dem Abgeordneten des Kammergerichts der Status Kontroversiä entworfen, und des Klägers Erklärung hierüber abgewartet worden. — Mich dünkt, dieser Verlauf der Sache zeigt hinlänglich, daß man dem Kläger Zeit gelassen habe, seine Rechte wahrzunehmen, und sich zu besinnen: ob er dieses oder jenes Buch geschrieben, oder nicht geschrieben habe?

Hier,

Hier, meine Herren, haben Sie die nakten Gründe, welche das Kammergericht der Rüge des Herrn Oberhofpredigers Stark entgegen ſetzen könnte, wenn es nicht unter ſeiner Würde wäre, ſich mit den Partelen, die ihre Prozeſſe verloren haben, in Streitigkeiten einzulaſſen. Die Gründe des Erkenntniſſes liegen dem Publikum vor Augen. Die Art des Verfahrens erhellet aus den gedrukten Akten; und Jeder iſt im Stande, es nach den Vorſchriften der Prozeßordnung zu prüfen. Inzwiſchen habe ich es durch einige Bemerkungen zum Beſten derjenigen erläutern wollen, die nicht Gelegenheit haben, dieſe Vergleichung ſelbſt anzuſtellen. Ich überlaſſe es übrigens Ihrem Gutbefinden, ob und in wie fern Sie von dieſem Aufſatze in Ihrer Monatsſchrift Gebrauch machen wollen.

9.

Noch Einmal über den Ausdruk: Freudenmädchen.

(S. Sept. 1787. S. 257 ff.)

Wahrlich, man muß davon wiederholt reden! Der Schaden, welchen dieſe Benennung ſtiftet, iſt gewiß größer, als ſo viele unſrer Schriftſteller denken, die ſie dem leichtſinnigen Franzmann nachbilden, welcher, ſorglos, wie er fille de joie ſagt,

mit seinem Voltaire fille d'Opéra in fille d'affaire übersetzt. Der Verfasser des Aufsatzes S. 257—260. Berl. M. Sept. 1787. hat das Verdienst der Erste zu sein, welcher diesen Mißbrauch edler Wörter und die traurige Folge desselben so öffentlich als das sein mußte, zur Sprache gebracht habe; und wer wäre so fühllos, ihm das nicht zu verdanken? Aber der Erste, welcher diese Schändung unsrer Sprache rügte, ist er nicht; das ist der Verfasser einer Schrift, von welcher niemand so angelegentlich, als eben ich, wünschen kann, in den Händen aller Mütter und Töchter sie zu sehn, die aber leicht mit der Sündfluth der Romane vorüberschwimmen könnte, wofern nicht jemand sie genug auszeichne, um Alle, welche ihrer bedürfen, nach ihr lüstern zu machen. Ich rede von den drei Bändchen, welche seit der Ostermesse 1787 unter dem Titel: **Für Töchter edler Herkunft**, eine Geschichte, mit dem Motto aus Plinius, erschienen sind: Nemo apud nos qui idem tentaverit; nemo apud Graecos, qui, unus, omnia ea tractaverit. Mehr darf ich von einem Buch nicht sagen, welches ich selbst geschrieben habe*); denn ich

*) Es ist seit der Zeit bekannt geworden, daß der berühmte Herr Propst Hermes in Breslau, Verf. von Sophiens Reisen, auch Verfasser dieses in der That lehrreichen und nützlichen Buchs: Für Töchter edler Herkunft sei. Alle Rezensenten und Leser erkannten ihn so einstimmig, daß er selbst end-

ich erwähne seiner hier nur für den Behuf dieses Aufsatzes, nehme aber gern der Gelegenheit wahr, um befugte Richter um ihr Urtheil über mein Buch zu bitten. Auf der 228ten Seite des dritten Bandes beschreibe ich die Gestalt Einer derjenigen Elenden, deren Zahl zu mindern meine Schrift bestimmt ist. Ich schließe mit den Worten: ihr Gang, ehmals, und vielleicht von Natur, der Gang einer Tänzerinn, ward der Gang einer Tochter des Leids. Jünger als dieser Text, nehmlich aus dem Jahr 1783, ist die Anmerkung, welche ich unter Tochter des Leids hingesetzt habe; diese: Wollte Gott! man hätte niemals gesagt *fille de joie!* — Ich erinnere mich, daß ich alles was noch da stand, wegstrich; es war eine sehr ernste Rüge dieses krebsartigen Flecks so vieler Bücher: aber sie war zu warm! Als lange hernach ich mit kaltem Blut sie las, drängte mein Grundsatz mir aus Herz: Hitze verdirbt Alles. Sehr herzlich also freute ich mich, in der Berl. M. Schr. einen Mann zu sehn, der so ganz anders als ich gethan hatte, diesem Angriff auf unsre Sitten entgegen trat. Aber was ich zunächst fand, das war: er habe so unrichtig übersetzt als ich, und

Toch-

endlich kein Bedenken trug, sich öffentlich als Verfasser zu nennen. Dieser Aufsatz war indessen früher anonymisch in unsern Händen, ehe der Herr Verfasser sich öffentlich zu jenem Buch bekannte. A. d. H.

Tochter des Leids taugt gar nichts, indeß Lustmädchen wenigstens nicht viel besser sei. Der edle Mann erlaube mir davon, und von seinem Aufsatz überhaupt, etwas zu sagen. Ich will versuchen, mich des Lobs zu enthalten und so zu reden, als kenne ich den Mann der mit mir auf einem Wege geht. Und wohlan! es sei so; und Hand in Hand.

Sie bemerken ganz recht, lieber Wegsgefärth, daß, wenn man jene verworfnen Geschöpfe Freudenmädchen nennen hört, man an sie nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern auch mit Billigung denkt. Sie wollten vielleicht absichtlich mehr nicht sagen; aber ich fürchte, wir dürfen hier nicht schweigen, auch wenn uns das Herz wehe thut. Mich dünkt nehmlich, das Wort Freude habe etwas, was ganz so schnell und behaglich in unsre Empfindung greift, wie das Wort Licht; und so ist zu besorgen, daß die Benennung Freudenmädchen mehr noch als nur bloß Billigung, keineswegs aber Gleichgültigkeit, bewirke. Ich bin Zeuge gewesen, als ein bis dahin sehr schuldloser Jüngling mit einem reizend, doch nicht unanständig, gekleideten Mädchen ruhig und artig sich unterhielt. Auf seine Frage: wer sie sei? antwortete ihm jemand geradezu; — und wahrer Unwille, ja bittre Verachtung, legte sich sogleich in sein Gesicht. Aber er traf sie auf demselben Spatziergang einige Tage nachher wieder. Freilich, er wich ihr aus;

aber

aber unglücklicher Weise sagte ihm jemand: qui croiriez-vous que c'est? c'est une fille de joie. Sogleich leuchteten seine Augen, und trübten sich dann, jemehr er, an meiner Seite gehend, in den Tiefsinn sank. Er suchte von nun an sie auf: sie ist seine Verderberinn gewesen! und sein Bild schwebte mir vor, als ich die Worte schrieb: Wollte Gott, man hätte nie *fille de joie* gesagt. Hierzu kommt denn, daß das Wort Freude sehr vielumfassend ist, also nicht eine einzelne, sondern die ganz zusammengesetzte, Vorstellung alles dessen darbietet, was ein nächtlicher Besuch gewährt: die, des niedlichen Abendessens, des Gelächters, des Spiels, des Gesangs, des Tanzes; dessen nicht einmal zu erwähnen, daß der Begrif: Freude, zumal, wenn ein lokkender Anblik jene Auftritte vergegenwärtigt, den Begrif der Freudenlosigkeit so gleich sich gegenüber hinstellt, also: Einförmigkeit des bisherigen Lebens, Einsamkeit, Zwang, u. dgl. — Ich dächte, jeder edle Jugendfreund, der das erwägt, werde uns helfen das giftbringende Wort Freudenmädchen ganz auszurotten; und jeder Tongebende Schriftsteller dürfe dazu ganz vorzüglich aufgerufen werden. Ich muß also auch das nicht bergen, daß dies Wort auch jenem Geschlecht schadet: aber des Beweises glaube ich überhoben zu sein; er liegt, fühlbar genug in den wenigen Zeilen Ihres Aufsatzes (S. 257): „Schade

um

„um den Verlust der Ehre, den das gute Weib „Freude dadurch erleidet! Noch mehr Schade um „die Ehre, die die Huren dadurch gewinnen!“

Ich war bereit, Ihnen auf die Frage S. 1781 „Warum hat man überall dies Wort geprägt? „Warum braucht man es itzt so häufig?“ zu antworten: — aber ich trage Bedenken etwas zu sagen, was ich nicht sagen kann, ohne auch solchen Schriftstellern eine unangenehme Stunde zu machen, welche unbefangen genug waren, diese Benennung bloß deswegen zu gebrauchen, weil sie neu war.

Gleichwohl verzeihen Sie mir, Lieber! wenn ich widerrathe, das Wort Metze da aufzunehmen, wo die Sprache nicht beleidigen soll. Ich sehe aus dem, was Sie davon hoffen, es müsse in Ihrer Gegend unbeleidigend sein: aber ich kenne Provinzen, wo ichs in Gegenwart einer Dame auszusprechen, nie gewagt hätte. Ich will nicht dessen erwähnen, daß die Silbe Metz an manchen Orten Deutschlands sehr empörende (wenn auch von sehr herbeigezerrte) Nebenbegriffe zuläßt: aber sagen muß ich wohl, was in einigen deutschen Provinzen Metze eigentlich ist? Es ist: juvenca bos, quae vitula esse desiit, necdum tamen peperit.

Man könnte vorschlagen, Buhlerinn, und Buhlschwester: aber das letztere würde ich, so wie das Provinzialwort Nachtschwester, sogleich verwerfen, weil ein Mißbrauch des Worts Schwester darin liegt, und überdem die Benennung

Schwes

Schwester den Begrif von Vertraulichkeit bei sich führt. Und nun Buhlerinn? Man weiß, daß ein großer deutscher Fürst, aus Unkunde, das Wort Nebenbuhler verwarf, weil er glaubte vom Bullen (Dorfbull, Taurus) es abgeleitet zu sehn. Ich setze hinzu, daß der Pöbel in irgend einer Provinz das Buhlenrecht (Jus Hagestolziatus) in Bullenrecht, und eine gewisse Abgabe in Bullengeld umwandelt. Die Benennung Buhlerinn dürfte demnach wohl nicht annehmlich sein.

Sie mir tragen an, auf die Benennung: Lustmädchen. Nein, nein, mein Gutes! denn ich fürchte, von Lust gelte eben das, was ich oben von Freude sagte. Zwar Sie haben Recht, dieser Ausdruk würde an Lustseuche erinnern: aber ich gestehe gern, daß michs von jeher beleidigt hat, die häßliche Krankheit Lustseuche nennen zu hören. Ich will nicht untersuchen, ob diese Zusammensezung der Absicht des Erfinders zusagt? ob sie nicht gegen andre, z. B. gegen Viehseuche, gestellt, seltsam absticht? u. s. w. Aber das muß ich fragen: Was soll der Prediger machen, wenn er über die Stelle: μη εν παθει επιθυμιας*) zu reden hat? Ich dächte, einzig sie müßte demjenigen sich entgegenwerfen, welcher zuerst das Wort Lustseuche zu einem Krankheitsnamen umstempeln wollte. Aber

*) 1 Thess. IV. 5. wo Luther übersezt: Nicht in der Lustseuche.

Aber (sagen Sie S. 259:) „Wozu überall eine „so weit getriebne Ohrenschonung unter uns? Soll „sie ein Beweis der fortschreitenden Kultur sein?“ Ich würde glauben, so sei es; es sei uns peinlich gewesen, in unsrer überfeinen Zeit dem kunstfleißigen Pariser und Londner nachzustehn, da jenes oben erwähntes ganz Häßliche, maladie antisociale, dieser: enjoyment, nennt. Das, sage ich, würde ich glauben, wenn unsre Verfeinerungssucht so neu wäre, als sie es zu sein scheint. Aber sie ists nicht! schon im Schluß des 15ten Jahrhunderts nannte mon— und in damals klassischen Schriften — die Wohnungen versunkener Dirnen mit einem Namen, welcher so verwerflich war als der Ausdruk, welchen Wir rügen; man nannte sie Frawenhäuser, Junkfrawenhöfe! Ich breche ab; denn ich wollte nicht sagen: Warum man so sehr für Ohrenschonung sorgt.

Muß es indessen sein; darfs nicht mehr wie Boileau heißen:

Pappelle un chat un Chat, & Rolet un Fripon:

und wirklich im Unterreden mit Damen kann der Fall eintreten, daß man jene bisherige, hart gefundene, Benennung vermeiden muß. Wohlan, so sei mirs erlaubt, einen Ausdruk vorzuschlagen, welcher bezeichnend und schrekkend sei, also wenigstens nichts aufreizendes, nichts habe, was auch nur Leichtsinn wekken könnte. Ich dächte demnach:

weder

Weder Töchter des Leids, noch Lustmädchen; sondern: Jammermädchen.

Ich fühle, daß man anstatt: Mädchen ein Wort fordern wird, welches wenigstens minder gutklingend sei: aber ich konnte auf keines kommen. Weib? Dirne? — Luther hat beides zu sehr geadelt, als daß ich Jammerweib oder Jammerdirne sagen könnte.

Jammermädchen, dünkt mich, bezeichnet hinreichend, das was ich der Einbildungskraft gern hingeben möchte. Kann grösserer Jammer gedacht werden, als der ganze Zustand dieser tief verfallnen Geschöpfe? Und, so wie Sie gern durch die Zusammensetzung mit Lust daran erinnern wollten, daß sie Pestträgerinnen sind: so glaube ich durch die Zusammensetzung mit dem Wort Jammer, daran zu erinnern, daß sie theils lauter Elend bringen, theils zuletzt gewöhnlich von der fallenden Sucht ergriffen werden, welche bekanntlich der Jammer heißt. — Nun käme es bloß drauf an, daß irgend ein guter Schriftsteller, falls diese Benennung ihm gefiele, sich ihrer bediente, ohne weiter ein Wort darüber zu sagen: das wäre dann Stempel genug.

Ich erquikke mich, wie Sie, an der Hofnung, daß man irgend einst mehr als bisher für die Bewahrung der Keuschheit der Jugend sorgen werde. Was Eltern hier thun müssen, das ist wohl hauptsächlich, nächst der Einprägung des entsetzlichen

Schadens der Unzucht: Aufrechthaltung des Andenkens an die Allgegenwart Gottes; Wachsamkeit gegen böse Gesellschaften, besonders des Gesindes; Anhalten zur Arbeitsamkeit, vorzüglich in früher Erlernung des Klavierspielens und des Generalbasses; Abstellung der Gewohnheit die Kinder früh standsmäßig zu putzen und in Gesellschaft zu führen. Aber eben soviel muß und kann auch in öffentlichen Schulen geschehn. Man weiß, auf wie vielfache Art das Laster der Unreinigkeit sich verräth. Der Lehrer zeige demnach innige Vorliebe zu den noch Unschuldigen, und dagegen Befremdung, und eine an Ekel gehende Zurükhaltung, wenn jene Andre sich ihm nahen: er sage oft, wie sehr bei jungen Leuten Vernachläßigung des Anzugs und Unreinlichkeit derselben, so wie Schwäche des Gedächtnisses, Trägheit, Traurigkeit, und unwillkürlicher Tiefsinn, ihm bedenklich sind; er spreche oft vom hohen Werth der Keuschheit; seinen Warnungen gegen Unkeuschheit herrsche mehr als in allen andern Ermahnungen, liebevoller und wehmüthiger Ernst; er preise die hohen Freuden ächter Gesundheit; und stehts bei ihm, so werde jede Erholungsstunde, und auch die Zwischenzeit beim Stundenwechsel, gymnastischen Übungen gewidmet. Es kann nicht oft genug gesagt werden, daß Weichlichkeit der bodenlose Quell des Unglüks ist, und daß Müßiggang und giftige Lesereien aus diesem Quell schöpfen. Am Ende

wird

wird die Sache der Fürsten werden, dafür zu sorgen, daß wieder eine starke und große Menschenart erwachse. Ich denke, das sei nicht Traum.

10.

Nachricht von Zuerkennung der Preise über die Erste Abtheilung des Sachenrechts in dem Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten.

Da die Erste Abtheilung des Sachenrechts in dem Entwurf eines Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten eigentlich nur die allgemeine Theorie desselben in sich faßt, deren Prüfung mehr für den Philosophen, als für den praktischen Rechtsgelehrten zu gehören scheint; so konnte man darüber keiner zahlreichen Menge von Abhandlungen entgegen sehn. Inzwischen enthalten doch die meisten von denjenigen, welche wirklich eingegangen sind, sehr schätzbare Beiträge, theils zur Berichtigung dieser Theorie, theils zur Befestigung und nähern Bestimmung der darinn angenommenen Grundsätze. Sie beschäftigen sich insgesammt, bis auf eine einzige, mit dem ganzen Innhalt dieser Abtheilung.

Nach der einstimmigen Meinung der zur Beurtheilung der eingekommenen Schriften aus der Gesetzkommission ernannten Deputazion, gebührt der erste Preis dem Verfasser der Abhandlung, mit dem Motto: Non opinione, sed natura, jus constitutum. Er hat, bei Prüfung der vorgeschlagnen Gesetze, Gründlichkeit und Scharfsinn in vorzüglichem Grade verbunden; er hat den Geist und Zwek derselben beinahe durchgehends richtig gefaßt, und als philosophischer Menschenkenner beurtheilt; besonders aber hat er sowohl zu den einzelnen Paragraphen, als am Schlusse jeden Titels Zusätze geliefert, die gewiß aller Aufmerksamkeit würdig sind; wenn gleich bei einigen derselben, welche besonders die Lehre von Verträgen und von der Verjährung betreffen, nicht ohne Grund zu zweifeln sein möchte, ob nicht durch die auf Verkürzung und Abschneidung der Prozesse hauptsächlich abzielenden Vorschläge noch wesentlichere Zwekke der Gesetzgebung hin und wieder zu sehr leiden dürften. Der Verfasser dieser Abhandlung ist, nach dem beigelegten Zettel, Herr Christian Ulrich Detlov Eggers, Professor der Kameralwissenschaften zu Kopenhagen, welcher schon über die vorhergehenden Abtheilungen des Entwurfs so vortrefliche Bemerkungen geliefert hat.

Fast gleiche Verdienste mit dieser hat die Abhandlung, welche das Motto führt: Una enim continemur omnes et eadem lege, natura; nur

daß

daß solche sich bloß mit der Einleitung und den vier ersten Titeln beschäftigt hat. Besonders gebührt derselben das Lob einer außerordentlichen Vollständigkeit; und der Verfasser, dem man es leicht abmerkt, daß er mit einer gründlichen Theorie sehr viel praktische Kenntnisse und Erfahrungen verbinde, hat diese letztere dazu genutzt, sich eine Menge besonderer ungleichartiger Fälle zu denken, dann aber zu prüfen: ob die in dem Entwurf angegebenen allgemeinen Grundsätze auch alle diese Fälle unter sich begreifen, und passende Entscheidungen dafür aus denselben hergeleitet werden können. Diese Methode hat ihn auf verschiedene, theils wirkliche, theils bloß scheinbare Lükken in den neuen Vorschriften aufmerksam gemacht, zu deren Ausfüllung er mehrentheils sehr zwekmäßige Vorschläge gethan hat. Als Verfasser dieser Schrift hat sich in dem beigelegten verschlossenen Zettel der Königlich Dänische Regierungs- und Obergerichts-Advokat Herr Ludwig Albert Gottfried Schrader zu Pinneberg genannt, welchem also die kleinere Preismedaille zuerkannt worden.

Unter den übrigen Schriften haben sich noch zwei, wovon die eine: Difficultatem facit doctrina; und die andere: In rebus novis constituendis evidens debet esse utilitas, ut recedatur ab eo jure, quod diu aequum visum est, überschrieben ist, sehr vortheilhaft, obgleich von verschiednen Seiten, ausgezeichnet. Denn so wie der Verfasser der erstern

vorzüglich von dem Geiste philosophischer Spekulazion geleitet wird, und seine Bemerkungen hauptsächlich gegen diejenigen Begriffe und Sätze, die aus dem System des Römischen Rechts beibehalten worden, gerichtet sind; so hat hingegen der zweite aus dem Schatze seiner durch gründliche Theorie geläuterten Erfahrungen, verschiedene sehr brauchbare Erinnerungen und Zusätze, besonders zum Fünften und zu den ersten Abschnitten des Sechsten Titels geliefert. Als Verfasser haben sich, in Ansehung der Schrift: Difficultatem facit doctrina der Königliche Geheime Rath und Magistratsdirektor Herr Hippel zu Königsberg, so wie in Ansehung der zweiten der Landgräflich Hessenkasselsche Rath Herr Gundelach zu Kassel zu erkennen gegeben.

Auch die unbekannten Verfasser der beiden Abhandlungen: For forms of Government let fools contest etc.; und: Vade, sed incultus — Sorti enim meae competit hic habitus; haben sich, ersterer besonders durch angestellte Vergleichungen der hier vorgeschlagnen mit den in andern deutschen Ländern eingeführten Gesetzen; so wie letzterer durch scharfsinnige philosophische Bemerkungen, denen es nur noch hin und wieder an der erforderlichen Ausbildung fehlt, um diesen Theil des Sachenrechts, und dessen künftige Vervollkommnung sehr verdient gemacht.

Uebrigens bemerkt man nochmals, daß für den zweiten, und den nunmehr ans Licht getretenen dritten und letzten Theil des Sachenrechts, eben die Preise, wie bei den vorhergehenden, bestimmt worden; und daß die Einsendung der Abhandlungen, in Ansehung des zweiten Theils bis zum letzten November dieses, in Ansehung des dritten aber bis zum letzten März des künftigen Jahres erwartet werde.

Auch ist in der Vorerinnerung zum letzten Theile auf die beste Ausarbeitung eines Lehrbuchs nach der in dem Entwurf angenommenen Theorie, ein Preis von 500 Rthlr. bestimmt, und der Termin zur Einsendung der um diesen Preis sich bewerbenden Schriften bis zur Leipziger Neujahrsmesse 1790 hinaus gesetzt worden. Berlin den ersten Jul. 1788.

II

Ueber die Unterstützung der Nothleidenden und Unglüklichen außerhalb Landes.

Es ist an und für sich ein sehr richtiger Grundsatz: daß jedes Dorf, jede Stadt, jeder Distrikt, und jedes Land ihre Armen und Nothleidenden erhalten und unterstützen müssen. Dieser Grundsatz

ist so auffallend und einleuchtend, daß man ihn nicht erst ausführlich beweisen darf. Jeder Mensch und jede Gesellschaft, sie sei groß oder klein, müssen zuerst und zunächst für das sorgen, was ihnen das nächste ist und womit sie in einer engeren Verbindung stehen. Es kann gar nicht anders sein, wenn Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen der menschlichen Gesellschaft bestehen und die wahren Zwecke der Wohlthätigkeit wirklich erreicht werden sollen.

Weltbürger sein zu wollen, in der Bedeutung des Worts: daß uns alles Gute und Böse, alle Leiden und Freuden unserer Mitmenschen an allen Orten gleich stark interessiren — ist ein widersinniger und mehr als Donquischottischer Gedanke, der auch wohl keinem vernünftigen Menschen in den Sinn kommen wird. Doch giebt es übrigens ganz verständige Menschen, (wie ich denn selbst deren mehrere kenne) die in ihren oft sehr lebhaften wohlwollenden Gesinnungen und deren Aeusserungen die große Bizarrerie oder Sonderbarkeit haben, daß sie dieselben lieber entfernten und unbekannten Nothleidenden als die ihnen nahe und bekannt sind, angedeihen lassen. Diese Seltsamkeit kann mehrere und sehr verschiedene Gründe haben, deren Untersuchung mich hier zu weitläuftig machen würde; aber auf keinen Fall sind diese von der Art, daß sie dem Verstande oder Charakter des Menschen Ehre machen oder sein Verfahren rechtfertigen könnten.

ten. Wer aus wahrem reinen Wohlwollen und aus Grundsätzen Gutes thut, der sucht immer zuerst diejenigen, welche ihm am nächsten sind und für die zu sorgen er einen höhern Grad von Verbindlichkeit hat, zu beglükken. So müssen einzelne Menschen, so müssen ganze Gesellschaften in Ansehung ihrer Wohlthätigkeit gesinnt sein und handeln.

Man siehet daher, daß es eine sehr weise und heilsame Einrichtung und Verordnung unserer Staaten ist: daß auswärtige Arme und Bettler als solche nicht sollen ins Land gelassen werden, daß öffentliche Kollekten zum Besten des Auslandes untersagt sind, und daß dem Unfuge und den vielfachen Unregelmäßigkeiten und Betrügereien, die in vorigen Zeiten so häufig bei diesen Dingen Statt fanden, gesteuert ist.

So richtig aber nun auch diese praktischen Grundsätze und Regeln im Allgemeinen sind, so leiden sie doch so gut, wie fast alle Regeln und Vorschriften dieser Art, Ausnahmen; ja sie erfordern dieselbe oder bedürfen ihrer unter gewissen Umständen unumgänglich.

Es kann tausend Fälle im menschlichen Leben geben, wo der einzelne Mensch gar nicht erst fragen und untersuchen darf: ist der Nothleidende dein Landsmann, Mitbürger, Nachbar, Verwandter, Freund u. s. w.? um wohlthätig und hülfreich zu sein; wo er helfen muß, weil die Noth erfordert, daß er hilft.

So kann es auch Fälle geben, wo ganze Gesellschaften in Staaten sich untereinander Hülfe und Beistand zu leisten haben, wenn sie auch sonst in gar keiner Verbindung mit einander stehen. Die Größe der Noth und die übrigen äußern Umstände können eine solche Hülfe durchaus nothwendig machen, und sie als pflichtmäßig erheischen.

Die Verschiedenheit der möglichen Fälle und Umstände dieser Art ist zu groß, als daß ich sie hier einzeln angeben könnte. Im allgemeinen wird aber gewiß jeder vernünftiger Leser diesen Grundsatz als richtig anerkenen.

Außerdem ist es noch sehr wichtig, in Rükſicht auf den Adel und die Würde der menschlichen Charaktere und Gesinnungen, daß man ihr Wohlwollen nicht durch zu feste Schranken gleichsam einenge, oder dessen freier natürlicher Ergießung auf zu vielen Seiten einen Damm entgegen setze. Es ist zu fürchten, daß mit der Zeit dadurch eine Nazion zu einer gewissen engbrüstigen Selbstsüchtigkeit, die sich immer mehr und mehr in sich selbst zusammenzöge und verschrumpfte, verstimmt und herabgewürdigt werden könnte. Vorzüglich würde dieses bey Fall in kleineren Ländern und Staaten sein können.

Also schon aus diesem Grunde, dessen große Wichtigkeit kein Menschenkenner abläugnen wird, wünschte ich, daß es in keinem Staate, am wenigsten aber in den kleineren, ein Gesetz ohne alle Ausnahme

nahme sein oder werden möchte: zur Abhelfung fremder Noth muß kein Geld außer Landes gehen. Aber ich habe einen noch wichtigeren Grund, dieses sehr ernstlich zu wünschen.

Man lasse einmal diese Maxime z. B. in allen deutschen Staaten herrschend sein und immer mehr herrschend werden, und nehme dann den Fall an, daß eines von den kleineren Ländern von einem außerordentlichen Unglük z. B. einer Ueberschwemmung, einer Feuersbrunst, die eine ganze Stadt oder wohl gar die Hauptstadt des Landes in einen Aschenhaufen verwandelt, oder einer feindlichen Verheerung u. s. w. betroffen wird; wie dann? Kann man in einem solchen doch immer leicht möglichen Falle auswärtiger Hülfe und Unterstützung entübrigt sein? Das geht offenbar nicht. Nun wäre es aber doch höchst traurig und entsetzlich, wenn ein solches Land, welches in sich selbst nicht die Kräfte hat, sich von einem so harten Unglüksfalle zu erheben, unter der Last desselben gleichsam erliegen, und nie oder äußerst langsam wieder in Flor kommen sollte. Es wäre doch sehr hart, und sehr unnatürlich, wenn die Einwohner der benachbarten Staaten die Unglüklichen und Hülfsbedürftigen in ihrem Elende und in ihrer Noth wollten verschmachten und vergehen lassen. In einem größern Staate, in dem das Unglük, welches eine Stadt oder Gegend betrift, nie einen solchen Einfluß auf das Ganze hat, wo allgemeine

sich

sich über das ganze Land erstreckende Unglüksfälle gar nicht Statt finden, und wo immer das groß Ganze die Noth des einzelnen Theiles leicht übertragen kann, ist der Fall, wie man selbst siehet, durchaus ein andrer. Doch wird es selbst für diesen, wenn er so, wie die größten deutschen Staaten gelegen ist, heilsam sein, wenn seine verschiedenen Provinzen mit den benachbarten fremden Staaten in einem solchen Verhältniß stehen, daß sie sich bei außerordentlichen Unglüksfällen wechselseitig Hülfe und Beistand leisten. Hier gilt auch das Sprüchwort: ein treuer Nachbar ist mehr werth, als ein entfernter Blutsfreund. Die Sache ist einleuchtend ohne weitern Beweis. Das Resultat von diesem allen wäre also: daß jede kleinere und größere bürgerliche Gesellschaft, jedes Dorf, jede Stadt, jeder Staat ihre Armen und Nothleidenden zu versorgen verpflichtet sind; — Daß alle Art von Betteln und Kollekten zum Besten des Auslandes in der Regel durchaus untersagt sein müssen; — Daß aber bei außerordentlichen Fällen, wo die Größe oder Nähe des Unglüks oder sonstige Umstände fremde Hülfe nothwendig erfordern, der Staat seinen Bürgern nicht nur verstatten muß, dieselbe zuertheilen, sondern sie selbst dazu aufzumuntern verpflichtet ist.

Braunschweig. Stuve.

Noch

12.

Noch ein Schreiben über Herrn Starks letzte Schrift.

An die Herren Herausgeber der Berliner Monatsschrift.

Sie haben, meine Herren, im vorigen Monat eine Bemerkung über Herrn Starks Buch gegen Frau von der Recke geliefert, (Jul. S. 94. f.) welche im Allgemeinen gewiß richtig und treffend, in diesem besondern Falle aber doch wohl nicht schließend und bündig ist. Da ich die Räsonnements über allgemeine Sachen minder liebe als die über den jedesmaligen vorliegenden Fall, (oder, um einen komischen Ausdruk des guten sel. Musäus — alas, poor Yorick! — zu gebrauchen, da ich nicht gerne ein Ueberhäupter bin); so erlauben Sie, daß ich ihnen freimüthig zeige, was an jenem Räsonnement, so gut dasselbe auch überhaupt sein mag, hier fehlerhaft ist.

Herr Stark sagt: „ich bin nie zum Katholicismus übergetreten; also kann Niemand da sein, „der dies wissen könnte, Niemand der mir es heilig versprochen hätte es zu verschweigen; also „kann ich darüber lachen, daß irgend ein Kurländer dies sollte beweisen können, wenn er mir nicht „sein Ehrenwort gegeben hätte, es nie öffentlich

„be

„bekannt zu machen.“ — Sie*) sagen: „Um ganz „bündig zu widerlegen, mußte Herr Stark hinzuse„zen: Uebrigens entbinde ich diesen Kurländer und „jeden Andern, der von meinem Uebertritt oder „meiner Annäherung an Katholizismus etwas „weiß oder zu wissen vorgiebt, seines Ehrenwor„tes und jedes Versprechens; er stehe auf und rede! „Alsdann (setzen Sie hinzu) würde man sehn, „was geschehen werde; und die Sache würde dann „endlich zu Ende kommen.“

So urtheile ich nicht. Es giebt hier mehrere Fälle zu unterscheiden. Herr Stark kann diesen Aufruf oder diese Entbindung unterlassen; und dann wird freilich der Verdacht noch stärker gegen ihn werden, und man muß sich freilich mit Ihnen wundern, das er dies simple Mittel nicht sogleich angewandt hat. Aber des Verdachts ist ja schon so viel gegen ihn da, daß er sich um das Mehr oder Weniger vielleicht nicht viel kümmert; einen Beweis aber giebt dies sein Nicht-Aufrufen noch nicht gegen ihn ab. — Allein, er kann auch jenen Kurländischen rechtschaffenen Mann, so wie alle Andre,

*) Ich weiß nicht, ob ich mit Recht sage: Sie. Ich habe das nehmliche Räsonnement, welches Sie anführen, auch schon von Andern gehört; vielleicht hat Ihnen also ein Andrer den kleinen Aufsatz eingeschikt; vielleicht aber sind Sie Selbst die Verfasser.

Andre, die mit demſelben in gleichem Falle ſind, entbinden; die Behauptung jenes anonymen Briefſtellers kann wahr ſein; und es kann demungeachtet Alles ſchweigen. Die Verpflichtung, zur Beförderung der Wahrheit und der guten Sache zu reden, iſt nur eine unvollkommne Pflicht; wen der lebendige Strahl nicht mit Götterkraft und Muth befeuert, der ſchweigt, und kehrt ſich an das Aufrufen der Monatsſchrift, und an das Entbinden von Stark nicht. Wird doch die viel vollkommnere Pflicht, nicht gegen Wahrheit und gute Sache zu reden, von den guten Köpfen unſrer Nazion nicht einmal allgemein anerkannt; wie Herrn Schloſſers — Βρεληνομαξιξ — Beiſpiel zeigt. Mancher kann auch, außer Phlegma und außer Ehrenwort, noch mehr Urſachen zum Schweigen haben. Die einleuchtendſten ſind wohl folgende zwei: 1) was die Perſon des Streitenden betrift, ein Abſcheu an der Sitte des Herrn Oberhofpredigers, alle die nicht ſeiner Meinung ſind, mit Koth zu bewerfen. So leicht man nun dieſen auch abſchütteln und ſich ſofort wieder rein zeigen kann, ſo daß alle Schande nur auf den fällt, der dieſe Sitte der Gaſſenbuben übt; ſo ſcheuet ſich doch mancher zierlichgekleidete Menſch davor, und bleibt lieber in ſeinem Hauſe, als daß er ſelbſt auf den Wegen des beſten Berufes ginge. Manche furchtſame Seele hält, aus der Ferne, dieſen Koth, womit der Herr Oberhofprediger ſo fertig umſpringt, auch

wohl

wohl gar für wirkliche Waffen, wofür er ihn freilich gern ausgeben mögte. 2) In Absicht des Gegenstandes des Streites, kann mancher in der Lage sein (und die zum meisten von der Sache wissen, sind oft am meisten in dieser Lage), daß er die Geheimen Gesellschaften durchaus nicht kompromitiren kann, will, und darf. Mancher glaubt, auch die Mißbräuche derselben müßten mit Ehrfurcht behandelt werden (Gottlob, daß diese Denkungsart noch nicht allgemein ist); manche werden durch hundertlei Verbindungen, und manche durch ihre noch immer fortdaurende Erwartungen, so sehr sie auch von Hrn. Stark mögen getäuscht worden sein, zurükgehalten. Ich will hierüber, und über die andern leicht denkbaren Motive nicht weitläuftiger sein.

Gesetzt nun, Herr Stark wüßte so etwas von jenem rechtschaffenen Manne mit Zuverläßigkeit; so könnte er ihn ja ganz sicher auffordern. Sollte dann aber wohl dessen Nicht-Auftreten etwas beweisen? Gewiß nicht; so wenig wie das Stillschweigen von gleichzeitigen Schriftstellern ein vollgültiger Beweis in der Geschichte ist. Man halte vielmehr alle Verdachtsgründe gegen Hrn. Stark zusammen, wie Sie es gethan haben; und warte auf der einen Seite, bis er dieselben auflöst: daß er dies bis itzt nicht gethan hat haben Sie bündig in Entwikkelung seines dikken Werkes gezeigt. Aber auf der andern Seite warte man auch gerne

hig

hig ab, ob etwa noch stärkere Verdachtsgründe, oder gar völlig bündige Beweise gegen ihn erscheinen werden; ohne dieselben aber aufzurufen, herbeizuholen, oder sonst auf eine Art beschleunigen zu wollen. Herr Stark bleibt immer ein merkwürdiges Phänomen in der neuesten Kirchengeschichte; man behandle ihn, wie eine neue bisher unbekannte Erscheinung in der Natur, beleuchte und betrachte ihn von allen Seiten, hasche aber nicht zu ungeduldig nach neuen Datis, um eine völlige Erklärung geben zu können, wozu dies Phänomen vielleicht noch nicht reif ist. Was wir indeß von ihm mit Zuverlässigkeit wissen, ist genug, um ihn, bis auf weiteres, für eine täuschende Gestalt zu halten, die wir aber noch nicht zu klassifiziren im Stande sind.

Nachschrift der Herausgeber.

Sehr gern lassen wir dies eingelaufene Schreiben abdrukken, so wie wir jenen gleichfalls eingelaufenen Aufsatz im Julius, gegen welchen dies Schreiben gerichtet ist, eingerükt haben. Uns dünkt, der Verfasser dieses letztern in der Hauptsache Recht zu haben; und wir haben in Absicht Herrn Starks immer so gehandelt. In den Plan jeder interessanten und gemeinnützigen Monatsschrift gehören Nachrichten von wichtigen neuen Vorfällen und Erscheinungen. So zeigten wir auch das anderweitig gegen Herrn Stark bekannt gewordene und zum Theil schon ziemlich allgemein

Bekannte an. Nicht gegen uns, sondern gegen jenen Dard, brauchte er sich zu vertheidigen; wir drängten ihn nicht: wir haben kein Interesse gegen ihn. Er hat drey dikke Bände geschrieben, und nichts widerlegt, nichts aufgeklärt; wohl aber hat er darin sich Widersprüche zu Schulden kommen lassen, er hat Unwahrheiten gesagt, er hat über sein Kleriker nichts Befriedigendes angegeben. Die Verdachtsgründe bleiben also in ihrer vorigen Kraft; aber auch, wie wir oft gesagt haben, nichts weiter als Verdacht. Indeß, auch dieser Verdacht, den Herr Stark nicht abwälzet und nicht abwälzen will, obgleich es scheinen sollte, er müßte, wenn er wirklich unschuldig wäre, es so leicht können; auch dieser Verdacht bleibe lehrreich. Die Sache selbst wird wohl, wie es nun scheint, nie völlig aufgeklaret werden. Und so bleibe sie denn auch unserthalben wie sie ist!

Nur, daß sie nicht aufgeklaret ist, glauben wir sagen und auseinander setzen zu müssen, wenn Herr Stark, und seine Lobredner und Freunde dieses behaupten wollen. Nur vertheidigen wollen wir uns gegen die harten, und zum Theil abscheulichen, zum Theil lächerlichen Beschuldigungen des Herrn Oberhofpredigers und seiner Freunde und Genossen. Nur den rechten Gesichtspunkt wollen wir feststellen, wenn er ihn bei jeder Gelegenheit zu verrükken sucht. Nur anzeigen wollen wir, mit welchen unedeln Waffen er ficht, und wie er unter andern neulichst eine, ihres Geistes noch

mehr

mehr als ihres Standes wegen, verehrungswürdige Dame äusserst unanständig und ungezogen angegriffen hat. Nur anzeigen wollen wir daß weise und große Menschen nicht durch seine Scheingründe geblendet sind, sondern der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren lassen; weshalb wir auch das in dieser Sache so wichtige Schreiben der Russischen Kaiserinn (Nr. 5) haben abdrukken lassen.

Wir können gewiß, wie jener ungenannte Verfasser räth, ruhig abwarten, ob sich etwa noch stärkere Verdachtsgründe oder gar Beweise gegen Herrn Stark auffinden werden. Ob er selbst oder ein Anderer etwas wirklich Befriedigendes für ihn wird sagen können, warten wir gleichfalls ruhig ab; nur bis itzt ist es noch nicht geschehen. — Fällt nichts Neues in dieser Sache vor, so schweigen wir gern; und Herr Stark, der so manche Unwahrheit sagt, mag auch diese auf seinem Gewissen haben: als seien wir seine erbitterten Gegner, die ihn um Amt und Brot bringen wollten. Man betrachte unsre ganze Verfahrungsart, um den Ungrund dieser gleich läppischen und gehäßigen Beschuldigung einzusehn.

Jenen Aufsatz im Julius ließen wir bloß abdrukken, um an einem neuen Beispiele zu zeigen, daß Herr Stark gerade immer das Nöthigste bei seinen Beweismitteln versäumt; diese also nicht so kräftig und bündig sind, als er mit viel Worten und großem Geschrei gerne behaupten will.

Die Herausgeber.

13.

Berechnung der im 2ten Quartal des Kirchenjahres $178\frac{17}{18}$ in Berlin Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren,		Gestorben.			
					Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männ.	Weiber	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Vom 23. bis den 29. Febr.	85	42	32	21	29	17
v. 1. bis d. 7. März	60	44	36	37	27	24
v. 8. — — 14. —	53	50	23	26	24	17
v. 15. — — 21. —	51	41	27	25	25	8
v. 22. — — 28. —	66	48	38	31	27	17
v. 29. — — 4. April	37	55	32	21	33	22
v. 5. — — 11. —	46	50	30	23	17	17
v. 12. — — 18. —	54	44	27	29	27	22
v. 19. — — 25. —	56	46	26	20	25	28
v. 26. — — 2. Mai	42	68	31	30	18	22
v. 3. — — 9. —	57	50	35	19	23	18
v. 10. — — 16. —	47	56	42	21	26	21
v. 17. — — 23. —	50	46	28	30	23	21
	704	638	412	327	324	254
Summa	1342		1317			

Unter den Gebornen sind 13 paar Zwillinge. Ferner 77 uneheliche Söhne und 70 Töchter. Zusammen 147, worunter ein Findling.

Gebornen sind 1342 und gestorben 1317, also 25 mehr gebornen als gestorben.

Berlinische Monatsschrift.

1788.

Neuntes Stük. September.

I.

Klagelied an den Virgil.

(Horazens vier und zwanzigste Ode des ersten Buchs.)

— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪
— ∪ — ∪∪ — — ∪∪ — ∪∪

Wer gebietet dem Gram um ein so theures Haupt
Maaß und Schranken? — O Du, die Du zum lieblichen
Saitenspiele die noch süssere Stimm' empfingst,
Klage mit uns, Melpomene! — —
Also deckt den Quintil ewige Nacht? so soll
Die Bescheidenheit nie, nie der Gerechtigkeit
Schwester, biedere Treu', offene Wahrheit nie
Gleiche Tugend auf Erden sehn?

Thränenwerth ist sein Fall vielen der Redlichsten!
Thränenwerther als Dir Keinem: Du foderst, ach!
Nur umsonst, mein Virgil, Deinen der Götter Herr
Anvertrauten Quintil zurück.

Ob Du rührender spielst, als der Odrysische
Sänger, Er, dem der Wald folgte: kehrt doch
kein Blut
In die leere Gestalt, welche der schreckliche
Stab Mercurs, der des Schicksals Thor
Nie, durch Flehen erweicht, wieder entriegelt hat,
Zu der irrenden Schaar finsterer Schatten trieb.
Hartes Loos! Doch Geduld schaffet da Linderung,
Wo die Heilung unmöglich ist.

Anmerkungen.

V. 5. **Also deckt den Quintil.)** Quintilius Varus war einer der größten Kunstrichter seiner Zeit. Unser Dichter erwähnt seiner in dem berühmten Briefe über die Dichtkunst. Virgil, der mit dem Quintilius gleichen Charakter hatte und daher sein wärmster Freund war, zog ihn vermuthlich bei seinen Gedichten zu Rathe. Die Eigenschaften, die hier Horaz an ihm rühmt, gehören eben so wohl zu einem Freunde, als zu einem Kunstrichter: **ohne Offenherzigkeit nützt uns dieser nicht, und ohne Glimpf kränkt uns sein Tadel.**

V. 11. 12. Deinen der Götter Hut anvertrauten Quintil.) Das lateinische creditum scheint hier eben den Verstand zu haben, den es in der Ode an das Schiff Virgils hatte: Navis, quae tibi creditum debes Virgilium; und so wie Augustus einem andern Varus zurief; Vare, redde mihi legiones! so ruft hier Virgil den Göttern zu: Di, reddite mihi Varum! Dieses ist die Erklärung, die Matthias Gesner giebt. Wäre die gewöhnliche Auslegung die rechte: „du forderst umsonst von den Göttern deinen Quintil „zurück, der dir nicht so geliehen war, daß du ihn „immer behalten solltest:" so würde sich der Dichter einiger Maßen widersprochen haben. Anfangs hätte er den Göttern Recht gegeben, und zuletzt dennoch gesagt, es wäre barr, daß man den Quintil nicht durch Gebete zurück erhalten könne.

V. 13. Als der Odrysische Sänger:) als Orpheus, der nach der Weise der Alten, seine Leier nicht ohne Gesang rührte. — Odrysisch heißt bei den lateinischen Poeten eben so viel als Thracisch. Silius Italicus sagt: das odrysische Land, der odrysische Nord, die odrysische Lanze; und Ovidius: der odrysische Heerführer, der odrysische König; und Valerius Flaccus: das odrysische Lied, nemlich das Lied des Orpheus. Der Namen kömmt von den Odrysen her, die, nach Plinius Berichte, in Thracien wohnten.

V. 16 Des Schicksals Thor:) Das Thor des Todes. Tod und Schiksal werden von den alten Poeten oft als gleich bedeutende Wörter gebraucht; oft verbindet Homer beide:

— — — — — Tod und Schicksal ergreift ihn.
— — — — — — — — — die Augen
Deckt der schwarze Tod und das allgewaltige Schicksal.

Ramler.

2.

Betrachtungen über die Berliniſchen Selbſtmörder.

So ſchauderhaft und traurig jedem Menſchenfreunde der Gegenſtand ſein muß, den ich in dieſem Aufſatz in Erwägung bringe, ſo wird er doch vielleicht auch dazu beitragen, daß Rath und Mittel ausgefunden werden, um den Selbſtmord unter unſern Mitmenſchen ſeltener zu machen; und dann halte ich die darauf gewandte Zeit und Mühe für reichlich belohnt. Mein Vortrag gründet ſich auf Thatſachen, ſicheren Erfahrungen und Betrachtungen. Dieſe führen uns auf die Bewegungsgründe, durch welche wenigſtens hier in Berlin die gröſte Zahl der Selbſtmörder zu dieſem Entſchluß gebracht wird. — Ich rede bloß von den groben Selbſtmördern, die ſich mit entſchloſſener Abſicht gewaltſam das Leben nehmen, und habe itzt mit den ſubtilen Selbſtmördern, deren ruinirter Körper gemeiniglich der Fakultät in die Hände fällt, nichts zu thun. Eben ſo wenig werde ich mich über die Moralität des groben Selbſtmordes einlaſſen, um deſto mehr Platz und Zeit zu gewinnen, eine Grauſenverurſachende Wahrheit an das Licht zu ſtellen, auf die man bisher nicht ſonderlich geachtet hat. — Denn ſollte man wohl glauben, daß in Berlin die jährliche Zahl der groben Selbſtmörder gröſſer iſt, als in andern großen Europäiſchen

päischen Städten? selbst London nicht ausgenommen! Und dennoch sind die Engländer wegen des häufigen Selbstmordes bei uns in üblem Ruf.

Um meinen Satz zu beweisen, werde ich Auszüge aus den Berlinischen Todtenlisten und auch aus andern sichern Nachrichten beibringen, und selbige mit den Todtenlisten verschiedner großen Städte vergleichen. Dabei will ich bemerken, welche Klasse von Menschen hier am häufigsten in den Selbstmord verfällt; und welche Todesart sie am gewöhnlichsten erwählen; auch dabei die, mir wenigstens, wahrscheinlichen Ursachen anführen, warum hier so viele Menschen aus einer gewissen Klasse dazu verleitet werden.

Was nun die Todtenlisten aus den Berlinischen Kirchspielen betrift, die in der Stadtkämmerei wöchentlich zusammen geheftet werden, und aus welchen man bisher die Summen der Selbstmörder gezogen hat; so muß ich zuförderst bemerken, daß sie nicht gültig genug sind, um die hier gesuchte Zahl richtig und genau daraus zu bestimmen. Der Küster in jedem Kirchspiel, der Freitags bei der Kämmerei seine Listen der Getrauten und Begrabenen angiebt, kann unter letztern bloß diejenigen Selbstmörder aufführen, welche auf dem Kirchhofe der Parochie begraben worden. Sind unter den hier Begrabenen Selbstmörder: so sind sie auch so allgemein als solche bekannt, daß der Küster oder die Verwandte ohne offenbare Lügen

sie nicht unter Schlagfluß, Stekfluß, hitziges Fieber, Unglüksfall oder dergleichen Rubriken beingen können. Zuweilen aber wird in den Wochenzetteln die Ursache des Todes oder die Krankheit gar nicht genannt; so sind in manchem Jahre, als z. B. im Jahre 1774 bei 276 Personen die Krankheiten nicht beigesetzt worden. Unter diesen ungenannten Krankheiten mag mancher Selbstmord, so wie auch Lustseuche und dergleichen, mit unterlaufen. Der Küster ist zwar dadurch von falscher Angabe frei; allein es geht der Nutzen der daraus zu ziehenden Krankheitstabellen verloren. — Ferner fehlen diejenigen Selbstmörder, und können nicht von den Küstern angeführt werden, welche auf die Anatomie kommen; auch diejenigen nicht, welche vor den Thoren, im Thiergarten, oder an andern Orten sich umbringen, und zuweilen daselbst gleich auf der Stelle am Ufer des Flusses oder Grabens, worin sie gefunden werden, oder unter dem Baum, an welchem sie sich erhenkt haben, begraben werden.

Auch geht noch eine besondere und die allerschlimmste Art von Selbstmördern den Kämmereilisten ab. Es sind diejenigen, die, ohne Haß und Feindschaft, andere unschuldige Menschen, die sich nicht wehren können, besonders Kinder, schlafende Kameraden, und andere Personen umbringen, um nicht Hand an sich selbst zu legen, sondern um durch den Arm der Obrigkeit wegen dieser That

ihr

ihr Leben zu verlieren. Sie stehen sogar in dem Wahn, ein verdienstliches Werk zu thun, wenn sie einem unschuldigen Kinde gerade zu in den Himmel verhelfen, welches vielleicht, wenn es in ältern Jahren natürlichen Todes gestorben, in die Hölle gefahren wäre. Durch dergleichen Mordthat gedenken sie eine bessere Vorbereitung zum Tode, und zur Seligkeit zu erlangen, weil sie während der Inquisizion durch den Zuspruch der Geistlichen sich zu bekehren denken. Sie bilden sich zugleich ein, daß sie der Sünde des Selbstmordes entgehen, wenn sie durch den Arm der Obrigkeit vom Leben zum Tode gebracht werden. So traurig wirken oft mißverstandene Begriffe der Religion! — So viel weiß ich von meinen ersten Jugendjahren her, daß diese Kindermorde und die darauf erfolgten Exekuzionen damals sehr häufig waren; und ich bin überzeugt, daß, wenn Jemand die aufgenommenen Kriminalakten unter Regierung Königs Friedrich Wilhelms I. nachzusehen Lust und Muße hätte, er finden würde, daß diese Art von Selbstmord der Zahl nach unsere jetzt so genannten irreligiösen Zeiten weit übertreffen werde. Es wäre zu wünschen, daß eine Hochlöbliche Polizei die deshalb Hingerichteten, so wie alle übrigen Selbstmörder, in ihren Registraturen besonders bemerken mögte; allein dieses geschieht nicht, vermuthlich um die jährliche Todtenzahl nicht zu vermehren, die gegen die Gebornen etwas auffällt,

Zu den Selbstmördern, die nach der Natur der Sache nicht auf den Listen stehen, gehören endlich noch diejenigen, die den vorgesetzten Selbstmord nicht völlig haben ausführen können, sondern bald aus dem Wasser gezogen, oder zeitig vom Strikke abgeschnitten worden, aber, wenn sie Gift genommen hatten, durch Hülfe der Aerzte und Wundärzte wieder zum Leben gebracht oder sonst kurirt werden. Viele, besonders vom Militärstande, die nicht sogleich vom Selbstmorde, als Schuß, Stich, u. s. w. sterben, sondern nach dem Lazarethe oder nach der Charité gebracht werden, und dann erst später an den Folgen ihres intendirten Mordes sterben, kommen in den Todtenlisten unter den Verwundeten vor, ohne daß man weiß, ob sie sich als Selbstmörder verwundet haben, oder von Anderen verwundet wurden.

Aus diesem allen bestätigt sich, wie vorher angeführt worden, daß es schwer fällt: aus den Kämmereilisten die Summe der jährlichen Selbstmörder festzusetzen. Süßmilch, dessen Verdienste um die politische Rechenkunst unverkennbar sind, hat in seinem „Sendschreiben an die Göttingsche Gelehrte Gesellschaft“ S. 30, in Zeit von 3 Jahren nur 66 Personen, als an Unglüksfällen gestorben, gezählt, und den Selbstmord, der vermuthlich darunter gerechnet worden, nicht gerügt; ungeachtet er in seinem größern Werke Theil I. S. 549, f.

über

über den Selbſtmord zu London und über die irreligiöſen Engländer ſehr weitläuftig iſt.

Vor ſechs Jahren geſchah es, daß mir ganz unvermuthet eine Liſte der Selbſtmörder von 1775 in die Hände fiel, die mich in Erſtaunen ſetzte. Denn ich fand, daß nur allein in dieſem Jahre 32 Selbſtmörder und 8 Verunglükte waren. Dieſe Liſte hat einen ſonderbaren Urſprung; und wird zu Rathhauſe nicht verwahret, dennoch aber iſt ſie richtig. Es iſt hier nehmlich die obrigkeitliche Verfügung getroffen: daß, wenn ein Selbſtmörder oder ein Verunglükter zu Rathhauſe gemeldet wird, alsdann bei Civilperſonen eine gerichtliche Beſichtigung angeſtellt wird; ein Paar Betelvögte müſſen dabei hülfliche Hand leiſten, allenfalls wenn die Hausgenoſſen nicht wollen, den Leichnam ausziehen, und den zulaufenden Pöbel abhalten. Nach geſchehener Beſichtigung werden die Armen entweder von ihnen begraben oder nach der Anatomie gebracht; ihre Bemühungen werden bei Vermögenden von den Verwandten, und bei Armen jedesmal aus der Kaſſe auf dem Kalandshofe bezahlt. Eben dieſe Verrichtung haben ſie bei Selbſtmördern aus dem Militärſtand, die ſie ebenfalls begraben müſſen, und dafür vom Kompaniechef bezahlt werden. Ueber dieſe Selbſtmörder nun, und über unbekannte Verunglükte führt ein Wachtmeiſter die Rechnung. Er notirt bei jedem das Datum, die Perſon, die Art des

Selbstmordes, und den Ort wo sie sich entleibt haben. Dergleichen Liste war es, die mir vom Jahr 1775 in die Hände gerieth. Seit 1781 bis zu Ende Dezembers 1786 habe ich diese Listen gesammlet, sie in eine bessere Ordnung gebracht, und eine sechsjährige Summe daraus gezogen. Diese beträgt: 239 Selbstmörder; und dennoch fehlen viele von den verschwiegen gehaltenen Selbstmördern, die auf den Kirchhöfen begraben werden; ferner die Soldaten, die der Kompaniechef auf seine Kosten in der Stille begraben läßt; und ausserdem kann man noch über 40 Verunglükte zählen. In diesen sechs Jahren sind: 30,302 Personen gestorben. Auf tausend Gestorbene kommen beinahe acht Selbstmörder. Die Mittelzahl von sechs Jahren ist 5,050 Todte; und der Selbstmörder 40.

Diese Summe wollte ich nun mit andern Städten vergleichen. Ich habe zu dem Ende aus H. Nikolai Reisebeschreibung Theil III. die Todtenzahl in Wien von sechs Jahren; von 1774 bis 1779, in eine Summe gebracht. Es sind solches 62,305; unter diesen sind 350 Verunglükte: die Selbstmörder sind nicht ausgeworfen. Und sollte nicht in einer so großen Stadt, in welcher viel Kutschen und enge Gassen, auch sehr hohe Häuser sind, in einer Stadt, die an einem großen Strom liegt, die Zahl der Verunglükten sehr groß sein, und die der Selbstmörder übertreffen? Demungeachtet, wenn wir auch alle Verunglükte als Selbstmörder annehmen,

nehmen, so kommen doch auf tausend Gestorbene noch nicht 6 Verunglükte. Die Mittelzahl ist für ein Jahr: 10,384 Todte; und der Verunglükten 58.*)

Von London habe ich aus dem historischen Portefeuille die Jahre von 1784 und 1785 zusammen genommen; und da ich nähere Jahre nicht auftreiben konnte, so habe ich aus den Süßmilchschen Tabellen die Jahre von 1756 bis 1758 hinzugefüget, um den Durchschnitt von 6 Jahren zu erhalten. Die Summe der Todten ist: 117,418; der Selbstmörder 215. Es kommen also auf tausend Todte noch nicht zwei Selbstmörder. Wahrscheinlich ist man in London nicht mehr so geneigt, die Zahl der Selbstmörder richtig anzugeben als vormals; und ich entsinne mich, daß der Bischof Fleetwood über die Konstables klagt, daß sie gemeiniglich die Selbstmörder als Wahnwitzige angeben: vermuthlich auf Betrieb der Verwandten, um den Strafen der Englischen Gesetze**) auszuwei-

*) In dem Wiener Intelligenzzettel vom Jahr 1785 finde ich indessen unter 10,571 Todten nur allein 96 Verunglükte, aber keine Selbstmörder angezeigt. Ausser den Todtgefundenen und Ertrunkenen sind darunter dreißig Plötzlichgestorbene. Vielleicht gehören die Selbstmörder unter diese Zahl.

**) In den Englischen Gesetzen wird der Selbstmord mit unehrlichem Begräbniß bestraft: dem Ermordeten wird (wie dem vermeinten Vampyr in Ungarn) ein

weichen, von welchen Strafen ich nachher etwas sagen werde.

In Schweden, wo das sogenannte Tabellenwerk ziemlich genau aufgenommen wird, hat Hr. Sekretär Kunneberg von der Mortalität zu Stokholm (Schwedische Abhandlungen Th. 37. S. 234) einen Durchschnitt von zehn Jahren gezogen. Er rechnet die Mittelzahl der in Stokholm Gestorbenen auf 3,241; und der Selbstmörder in zehn Jahren auf 17: also in einem Jahre noch nicht zwei Selbstmörder.

Von Kopenhagen kann ich keine Nachricht geben. Herr Abilgaard, so wie Pontoppidan, haben zur politischen Rechenkunst Tabellen eingerichtet, ohne Rükſicht auf den medizinischen Theil zu nehmen; und Herr Lange hat, so viel ich erfahren, bloß auf die an Pokken gestorbenen Rükſicht genommen. Ueberdem sind die Werke des Herrn Abilgaard und Lange in einer Sprache geschrieben, die ich nicht verstehe; und sie sind auch hier in den Buchhandlungen nicht zu haben.

Meh-

ein Pfahl durchs Herz geschlagen, und der Körper am Kreuzwege begraben. Solches geschieht selten. Der Coroner oder die Gerichtsperson, die über Selbstmörder und alle gewaltsame Ermordungen urtheilt, thut gemeiniglich den Ausspruch: der Selbstmörder sei wahnwitzig gewesen. S. Wendeborns Zustand von Großbritannien, Th. II. S. 279, f.

Mehrere Vergleichungen dieser Art mit andern großen Städten konnte ich nicht anstellen, indem die meisten hieher gehörigen Schriften sich bloß auf die politische Rechenkunst einschränken, und die wenigen Aerzte, die einige Krankheitstabellen heraus gegeben haben, einzelne Krankheiten aufgesucht, und um die Zahl der Selbstmörder sich nicht bekümmert haben: obgleich der Selbstmord den Aerzten sehr auffallend sein sollte. Der Arzt erfährt beim Krankenbette, wie sehr die meisten Menschen ihr Leben lieb haben und den Tod fürchten, und wie viel Mühe und Ueberlegung er in Krankheiten braucht um die zerrüttete menschliche Maschine wieder in Ordnung zu bringen, die der Selbstmörder mit einem male willkührlich zerstört.

So viel bleibt also gewiß, und ist aus vorstehender Berechnung zu ersehen: daß Berlin jährlich mehr Selbstmörder hat, als irgend von einer andern Europäischen Stadt aufgezeichnet werden; und sollte auch die Londoner Zahl zu geringe angegeben sein, so bleibt doch immer die hiesige Zahl groß und der Aufmerksamkeit werth.

Aus den Tabellen erhellt auch, welche Klasse von unsern Mitbürgern am häufigsten in den Selbstmord verfällt. Unter den vorher angeführten 239 Selbstmördern sind 132 vom Militär- und nur 107 vom Civilstande. Erwäget man hierbei, daß von den Einwohnern in Berlin nach Nicolai's

Berech-

Berechnung 111,635 bürgerlichen Standes und nur 33,386 vom Militärstande sind, so übertrift der erstere den letzteren weit über zwei Drittel: und ist also jener Ueberschuß desto auffallender.

Untersuchen wir ferner die Todesart, welche die hiesigen Selbstmörder am häufigsten erwählen, so haben sich von obgemeldeten 239 Selbstmördern: 53 erhenkt, 42 erschossen, 8 den Hals abgeschnitten, und 136 ersäuft. Letztere Todesart ist also die gewöhnlichste. Das Wasser ist hier bald zur Hand; es erspart Pulver und Strik; und wenn der Selbstmörder noch einiges Gefühl hat, daß er Mitleiden nach dem Tode der Verachtung seiner Verwandten und Kameraden vorzieht, so hat er den Vortheil, daß er zuweilen mehr für einen Verunglükten als Selbstmörder gehalten wird, und den Verwandten mehr Schrek als Schande macht.

Was nun endlich die wahrscheinlichen Ursachen betrift, warum hier der Militärstand häufiger als der Civilstand in Selbstmord verfällt; so bin ich nicht der Meinung, daß die Irreligion, die so mancher, der Berlin gar nicht kennt, und noch neuerlichst der Herr Ritter von Zimmermann*) dieser Stadt

*) Die seltsame Stelle dieses sonst berühmten Schriftstellers ist so seltsam ausgedrükt, daß man am Ende gar glauben sollte: die Leute ermördeten sich hier zu Lande des Avancements wegen. Er sagt neh-

Stadt vorgeworfen, daran Schuld sei. Die Kantonisten werden noch immer in kleinen Städten und Dörfern aus dem gewöhnlichen Katechismus unterrichtet. Und die Ausländer kommen schon erwachsen hieher, aus ihrem religiösen- und frömmer- seinsollenden Vaterlande. Auch kann ja die Irreligion bei dem armen Soldaten, der wohl schwerlich etwas von Deismus weiß, nicht so ganz unverhältnißmäßig stärker und ausgebreiteter sein, als bei dem üppigen Städter und feiner kultivirten Civilisten: wenn nehmlich die Kultur die Mutter der Irreligion sein soll. Allein das ist sie so wenig, als wenig die Irreligion die Quelle des Selbstmordes ist. Diese irrige Behauptung wird völlig durch das einzige unleugbare Faktum widerlegt: daß der, mit nichten irreligiöse, Militärstand hier die mehrsten Selbstmorde zeigt. Woher aber entspringen diese dann? ... Wir wollen einmal eine Vergleichung mit den Engländern anstellen, die unter allen Nazionen am meisten wegen des Selbstmordes verschrieen und in üblem Rufe sind.

Theolo-

nehmlich: (Ueber Friedrich den Großen, S. 241): „Aber nirgends ging die Aufklärung, vermuthlich „aus Hofnung zum Avancement, so weit wie in „Potsdam. Da waren die deistischen Grundsätze so allgemein, und die Aufklärung so groß, „daß in Potsdam allein, wie mir Offiziere aus „der Suite des Königs versichert haben, in den letzten 10 Jahren 300 Menschen sich selbst ermordeten!"

Theologen und Naturforscher haben sich bemühet, die moralischen und physischen Ursachen davon in der Nazion zu entdekken. Allein alles, was sie heraus gebracht haben, paßt gar nicht auf unsere Soldaten. Mit Staatsverfassungen und Parlementsangelegenheiten, die auch den gemeinen Engländer beschäftigen, haben diese nichts zu thun. Schriften voll freier Gesinnungen über Religion, Politik, Selbstmord, kommen ihnen auch nicht in die Hände. Addisons Kato hören, sehen und lesen sie nicht. Seneka, der Italiäner Passerani, die Engländer Karl Blount und John Dorne, der Schwede Robeck, wie auch Montesquieu's Schriften sind ihnen Böhmische Dörfer; und von Werthers Leiden mögen wohl Wenige gehört haben. Halb rohes und blutig gebratenes Rindfleisch bekommen sie nicht; wenn sie höchstens wöchentlich zweimal ein halbes Pfund Rindfleisch von ihrem Solde erübrigen können, welches ihnen auch im Feldzügen geliefert wird, so wird es zur Suppe und zur Bereitung der Vorkost mehr denn zu viel ausgekocht. Hitzige Getränke, Porter, Ale, Punsch, Rum, sind ihnen unbekannte Dinge; sie müssen bei ihrer täglichen Löhnung mit Kovent und magerm Essen gerne zufrieden sein: auch der schlechteste Kornbrantewein kann wenigstens nicht täglich davon bestritten werden. Zügellose Sitten werden mit Strenge in Schranken gehalten. Was bleibt nun in Vergleichung mit den Engländern

dern übrig? Doch Herr Leß giebt noch eine andere natürliche Ursache an. Er sagt in seiner „christlichen Lehre von gesellschaftlichen Tugenden,“ im Anhange, der „vom Selbstmorde“ handelt: „Wenn in England die Selbstmorde in dem gemeiniglich sehr neblichten November oder im schwülsten Sommer am häufigsten sind, wer wird nicht „daraus gerne schließen, daß er bei manchem dieser Unglücklichen so unwillkührlich ist als die Verdauung „des Magens?“ Auch dieses paßt hier nicht. Obgleich der sogenannte Hänge-Monat bei uns vielleicht eben so neblicht und unangenehm ist als in England, und der Sommer eben so warm; so sind doch, nach der beiliegenden Berechnung, in sechs Jahren in dem neblichten November hier nur 13 Selbstmorde vorgefallen; und in den bei uns wärmern Monaten, als im Junius und Julius, in jedem nur 16, und im August 20. Hingegen in den besten Frühlingsmonaten, wo die Natur (wie die Dichter sagen) gleichsam von neuem belebt und der Mensch ermuntert wird, sind: im März 23, im April 37, und im Mai 31 Selbstmörder gewesen; so daß die Selbstmorde im April und Mai alle andere Monate in der Zahl übertreffen.

Aber eben diese Monate zeigen uns wohl auf die Ursache dieser Erscheinung. Denn wahrscheinlich hat die in diese Monate fallende Exerzierzeit Einfluß auf die grössere Zahl der Selbstmorde. In dieser Zeit muß der Soldat mehr als sonst an

Wikse, Firniß, Kreide, gelber Erde, von seiner Löhnung abziehen, die ihm Nahrung gewähren soll; zu Neben-Verdienst durch Arbeit, hat er keine Zeit; hingegen Strapazen die Menge; auch fallen öftere Anlässe zu bald mehr bald weniger harten Bestrafungen vor. Trift es sich nun gar, daß diese Strafe unverdient ist, wie wehe muß ihm dies thun! Der Soldat hat keinen andern Weg, sich Achtung bei seines Gleichen und bei den Vorgesetzten zu verschaffen, als Wohlverhalten und ehrliche Aufführung. Wird er durch beschimpfende Leibesstrafen öffentlich, und um geringer Ursachen willen, oder gar unschuldig beschimpft; so verliert er die Achtung die er sich bisher erworben hatte. Ein Bürgerlicher, der unrechtmäßig um Geld gestraft wird, kann appelliren; wer nimmt aber dem Soldaten die Schläge ab, die ihm sein Offizier, wenn gleich nicht aus Brutalität, doch gewiß oft aus eignem innern Unmuth, aus Uebereilung, aus einseitiger Anklage bei ungehörter Sache, giebt oder geben läßt? Bei wem soll er klagen? Bei höheren Vorgesetzten? das macht ihn oft noch unglüklicher. Nicht jeder Soldat ist als ein „Menschenthier" anzusehn, „dessen Willkühr „auch nicht das kleineste überlassen werden darf, „was zu seinem Stande gehört," wie der Verfasser des Systems der Weltbürgerrepublik S. 149. sich einbildet. Er kann sehr wohl, und oft vernünftiger als dieser Verfasser, räsonniren; er hat menschliches Gefühl und Empfindung: und wie

wie würde es auch um den kriegerischen Geist und die Tapferkeit, die auch bei dem gemeinsten Mann im Heere nöthig ist, stehen, wenn die Soldaten bloße Maschinen ohne Gefühl und Verstand wären? Freilich ist Strenge bei diesem Stande nöthig; aber eben um deswegen mögte man desto mehr alle unnöthige Strenge wegwünschen, weil der höchstnöthigen doch noch genug bleibt. Dazu kommt, daß wenn wir die Menschen, die als Soldaten angestellt sind, nach ihrem Beruf durchgehen, wir diesen Beruf wohl nur bei den wenigsten antreffen. Es giebt zwar bei uns Viele, und gewiß mehr als bei andern Mächten, die das Land, welches (wenn sie Einländer sind) sie geboren oder (sind sie Fremde) sie aufgenommen hat, lieben, und mit patriotischer Treue freudig in dessen Dienste beharren; und diese Anzahl braver, Vaterlandsliebender, treuer, gehorsamer, Arbeit nicht scheuender Krieger hat unsern Heeren den großen Ruhm der Tapferkeit und das große Siegsglük verschaft. Solche Menschen verdienen eine desto bessere Behandlung, und durch sie wird gewiß die Zahl der Selbstmörder wenig vermehrt. Allein, nicht alle sind so beschaffen. Viele Einländer kommen aus ihrem Kanton oft genug mit sehr unwilligem Herzen zu den Regimentern. Die Strenge der Gutsherrschaft, auch Faulheit und Unlust zur groben Arbeit, bringt manchen Ein- und Ausländer zum Soldatenstande; er sieht sich aber in seiner Hofnung getäuscht, wenn die Arbeiten

und vornemlich die Exerzierzeit angehet. Unter den Ausländern sind allerdings manche, die, faullenzend und liederlich, vielleicht zu ganzen Schaaren, als Bettler oder gar als Räuber, der Welt zur Last gefallen wären, wenn der Soldatenstand sie nicht aufgenommen hätte; wo sie mit wohlthätiger Strenge zum Guten und zur Ordnung angehalten werden: so daß sie, wenn auch nicht innerlich gebessert, doch wenigstens unschädlich gemacht werden. Aber oft sind unter ihnen auch unbesonnene junge Leute, die aus übertriebener Empfindlichkeit dem Unwillen und den Strafen beleidigter Eltern, Anverwandten, Obrigkeiten zu entgehen gesucht haben; oder die wegen Vergehungen in ihrem Vaterlande der Schande ausweichen wollen; oder aus fremdem Sold in dem Dienst eines großen Monarchen Ehre zu erhalten und ihr Glük zu finden hoffen. Junge wohlgewachsene, aber unerfahrene, Bursche von guten Eltern oder begüterten Anverwandten machen sich, durch Zureden und Vorspiegelungen bewogen, Hofnung ihr Glük zu machen, und Offizier, Feldprediger, Regimentshandwerker, und dergleichen zu werden, und dabei aus der scharfen Aufsicht in mehrere Freiheit zu kommen. Entführungen, verbotene Heirathen, mißlungene oder entdekte Liebesverständnisse, sind nicht selten die Ursachen, daß junge Leute in den Soldatenstand treten, und ein Glük suchen, welches ihnen ihre überspannte Einbildung größer vorstellt, als

es nur immer sein kann. Kommen sie nun in Dienst, und die Unterstützung von Hause bleibt aus, so gerathen sie in eine nie gefühlte Dürftigkeit; der schweren Nebenarbeit sind sie ungewohnt. Der Hang zur Freiheit, die sie vorher genossen, wird mit Strenge gebeuget. Nun fühlen sie hart genug, daß sie durch ihre Einbildung in ihren Hofnungen getäuscht worden. Geht es indeß zu Felde, so hat ein auf diese Art schwermüthiger und mißvergnügter Soldat Hofnung todtgeschossen zu werden oder davon zu kommen; hingegen in der Garnison machen ihm alle diese Aussichten seine Sinne stumpf, und unterdrükken seine Seelenkräfte. Er wird seines mühseligen elenden Lebens müde, und sieht den willkührlichen Tod als das einzige Mittel an, das er noch in seiner Gewalt hat, um aus allen seinen Verlegenheiten und Drangsalen mit einemmale zu kommen; und es ist ihm ja oft genug gesagt und gepredigt worden, daß ein guter Soldat den Tod nicht scheuen müsse. — — Dieses, dünkt mich, ist der Gang der Ideen bei den meisten von den Selbstmördern, deren ich vorher erwähnt habe.

Es fragt sich nun: was für Mittel giebt es wohl, und was könnte man thun, um die Zahl der Selbstmörder überhaupt, vorzüglich aber unter dem Militärstande, zu vermindern? Ich glaube: daß Menschenkenntniß, gesunde Vernunft, ordnungsmäßige Billigkeit, leutseliges Betragen, und eine gewisse Mäßigung und Schonung von Seiten

der Vorgesetzten, kurz ein solches Betragen, als unser grosser Möllendorf allen Offizieren empfiehlt (s. Berl. Mon. 1788. Mai 8. 493 ff.), vieles beitragen würde, die Zahl der Selbstmörder zu mindern. Bei manchen Untergebenen würden vernünftige Vorstellungen und Zureden mehr ausrichten als harte Strafen. Gottlob, daß die edle und menschenfreundliche Denkungsart und Behandlung der Vorgesetzten gegen ihre Untergebnen immer herrschender in unsrer Armee wird! Auch wird niemand zweifeln, daß die durch ein edles Beispiel unterstützte Ermahnung eines Möllendorf unendlich mehr ausrichten wird, als die feinste Rede des beredtesten Feldpredigers. Vielleicht könnte man aber wünschen, daß die Feldprediger auch den Untergebnen noch mehr die Abscheulichkeit des Selbstmordes von der häßlichsten Seite öfter und fleißiger vorstellten, und sie gegen dergleichen Versuchungen durch Gründe aus der Vernunft und Religion zu bewahren suchten. Es mag aber wohl in den Garnisonkirchen selten dagegen gepredigt werden; und ich muß die Beurtheilung, ob und wie dies thunlich ist, den Geistlichen überlassen.

Die Gesetzgeber haben schon in den ältesten Zeiten darauf gedacht, wie dem Selbstmorde durch Strafgesetze könne gesteuert werden. Es scheint mir aber, daß sie nicht zweckmäßig eingerichtet sind. Der Verlust des Vermögens des sich Entleibenden, und die Prostituzion seines Körpers nach dem Tode,

sind

sind die gewöhnlichsten Strafen bisher gewesen. Was kann aber dem Selbstmörder, der sich durch den Tod aus dem Besitz seines Vermögens setzt, daran gelegen sein, wer es nach ihm erhält; und was haben unschuldige Kinder und oft entfernte Anverwandte gesündigt, daß die Obrigkeit ihnen ihr rechtmäßiges Erbe entziehen will? Es scheint dieses Gesetz mehr eine Finanzoperazion der Magistrate, als ein gegründetes Präservativmittel gegen den Selbstmord zum Grunde zu haben. Bei dem Soldaten, der ohnehin kein Vermögen hat, ist das erstere Gesetz ohne alle Wirkung, und kann bei ihm keinen Eindruk machen; so wenig als das versagte ehrliche Begräbniß. Mehrentheils sind es Ausländer; sie haben hier keine Verwandte, die durch Beschimpfung ihres Körpers könnten gekränkt werden. Die Preußischen Soldaten sind überdem keine Milesischen Jungfrauen. Von diesen erzählt uns Plutarch *): daß sie einst in eine Art von Wahnsinn verfallen, und daß sich eine nach der andern erhenkt habe, so daß Eltern und Obrigkeiten kein Mittel gewußt, sie davon abzuhalten. Bis endlich ein kluger Mann den Rath gegeben: durch ein Edikt bekannt machen zu lassen, daß alle Selbstmörderinnen sollten nakkend auf öffentlichem Markte zur Schau hingelegt werden; so bald dieses geschehen,

*) Plutarch. de virtutibus mulierum, edit. Xylandri Francof. 1620. Fol. Tom. II. pag. 219.

hen, habe die Wuth zum Selbstmorde unter ihnen aufgehört. Plutarch meint, daß die Ursache dieses Wahnsinns in einer giftigen Luft gelegen habe. Vermuthlich hat es den guten Kindern zu Milet an der Manipulazion eines rüstigen Desorganisators gefehlt. Ob die wider den Selbstmord abzweckenden Gesetze der Römer, wovon uns Plinius (Naturgesch.) Nachricht giebt, durch diesen Rath der Milesier veranlaßt worden, läßt sich vermuthen, aber nicht sicher bestimmen, weil Plutarch die Zeitrechnung, da dieses sich zugetragen, nicht beigefügt hat.

Ist der Preußische Soldat im Kriege gewesen, so hat er gesehen, wie die verstümmelten Körper seiner gegen den Feind gebliebner Kameraden Tage lang auf dem Schlachtfelde liegen bleiben, hernach weggeschleppt, und über Hals und Kopf ohne Gesang und Klang in Gruben und ungeweihte Erde gestürzt und verscharret werden. In der Garnison sieht er täglich, daß die Feldscherer in den Lazarethen an ihren verstorbenen Kameraden sich in Operazionen üben, die Körper verstümmeln, auch wohl Skelette auskochen, die Köpfe abnehmen, und wenn sie zugerichtet sind, auf den Schrank setzen. Was kann einem Selbstmörder dieses Standes wohl daran gelegen sein, ob sein Todtenkopf auf dem Rabenstein oder auf des Feldscherers Schrank stehet? Allein auch hier muß ich es den Rechtsgelehrten zur Entscheidung überlassen: ob

sie

sie diese Gesetze für hinreichend halten, oder ob nicht bessere Gesetze ausfündig zu machen wären? Besonders aber: ob nicht die kleinen Kriminalkodexe, die sich so oft ein einzelner befehlshabender Offizier nach seiner Fantasie selbst formirt, einer Revision bedürften?

Vorher ist bemerkt worden, daß Ersaufen unter den Selbstmördern die gewöhnlichste Todesart ist, und daß unter 239 Selbstmördern 136 im Wasser ihr Leben geendigt haben. Die Erfahrung lehrt, daß die im Wasser umgekommenen zuweilen noch nach einigen Stunden, wenn sie heraus gezogen und gehörig behandelt worden, wieder zum Leben können gebracht werden. Vor einiger Zeit ward durch das Generaldirektorium über einen gewissen Umstand wegen Errettung der Ertrunkenen bei dem Oberkollegium Sanitatis angefragt. Diese Gelegenheit ist benutzt worden; und es läßt sich hoffen, wenn das Generaldirektorium die vorgeschlagenen Verfügungen trift, und das Guvernement und Polizeidirektorium mitwirkt, wie auch aus der Kämmerei oder einer Königlichen Kasse das Prämium für den, der einen Ertrunken schleunigst herauszieht, erhöhet, und der Chirurgus, der ihn nach Vorschrift behandelt und zum Leben bringt, reichlicher und sicherer als bisher geschehen, bezahlt wird; — so kann dadurch noch mancher errettet werden. Es sind übrigens gewisse Gegen-

den am Wasser, die sich die Selbstmörder zum Ersaufen vorzüglich erwählen, wie die erste Tabelle zeigt.

Tabelle A.

Spezifikation der Oerter, an welchen sich die Selbstmörder innerhalb 6 Jahren von 1781 bis 1786 inklusive ersäuft haben.

Nr.	Namen der Oerter.	Personen.
1	Bei der Hundebrükke, im Lustgarten, am Neuen Pakhofe, Friedrichs- und Kavalierbrükke, bei Monbijou, Sakgasse, und bis an die Weidenbrükke	25
2	An der Stralauerthor-Ausschwemme, Waisen- und Inselbrükke, Mühlenhof und Fischerbrükke	22
3	An der Judenbrükke und am Unterbaum	18
4	Ausserhalb der Stadt im Thiergarten, bei der Fasanenbrükke, im Moabiter-Lande, bei der Pulvermühle und Martineken	17
5	Am Oberbaum, beim Stralauer und Köpniker Holzmarkte, an den dort liegenden Kasarmen und Zukkersiedereien	16
6	Am alten Pakhofe, im Münzkanal, und Kupfergraben	15
7	An der Roßstraßen- Gertrauten- Jungfern- und Schleusenbrükke	14
8	Im Stadtgraben an der Lauf- und Königsbrükke	3
9	Im Graben vor dem Hallischen und Kothußer Thore	2
10	An einem ungenannten Orte	1
	Summa	136

B.

Tabelle der Monate, in welchen sich Civil- und Militärpersonen zu Berlin innerhalb 6 Jahren von 1781 bis 1786 inklus. entleibt haben.

Civilisten.	Jan.	Febr.	Mrz	Apr.	Mai	Jun.	Jul.	Aug.	Septbr.	Okt.	Novem.	Dez.	Summa
Männl. Geschl.	11	2	10	17	13	6	4	7	6	7	2	1	86
Weibl. Geschl.	1	—	1	5	1	3	1	1	3	3	1	1	21
Summe	12	2	11	22	14	9	5	8	9	10	3	2	107
Hiezu vom Militärstande	14	4	12	15	17	7	11	12	8	15	10	7	132
Zusammen	26	6	23	37	31	16	16	20	17	25	13	9	239

3.

Ueber ältere vergessene Dichter.

Die Berlinische Monatsschrift hat zwar einen ihrer Zwekke: das Andenken verdienstvoller Personen aus dem Staube der Vergessenheit zu reißen, — weil ihr die Kur allgemeiner Seelenkrankheiten und die Beförderung allgemeiner Aufklärung zu viel Beschäftigung schaffte, etwas bei Seite gesetzt; aber doch nicht ganz aufgegeben. Ich lasse zu dem Ende nachstehenden kleinen Beitrag folgen. Findet er Beifall, so werde ich von Zeit zu Zeit bald mit einem alten vergessenen Dichter (oder auch einem andern würdigen Gelehrten) unsers Vaterlandes, bald mit einem Dichter unsers Nachbarlandes, der Polen, auftreten.

Marienburg
in Westpreußen. J. D. Meden.

I.

Simon Zimorowicz.

Dieser Dichter lebte zu Anfange des vorigen Jahrhunderts in der Wojwodschaft Volhinien, und schrieb in polnischer Sprache verschiedene Arten Gedichte; unter andern: Nazionalidyllen, und eine Sammlung kleiner lyrischer Gesänge. Dieses letzte Werk ist im Jahr 1619 verfaßt, und 1654 gedrukt

gedrukt worden. Den Dichter und seine Werke umhüllte lange der Staub der Vergessenheit. Vor einigen Jahren fand man seine Lieder auf; und sie wurden, wie mehrere andre gute Werke, wieder mit aller typographischen Schönheit, auf Kosten des Fürsten Czartorinski im Jahr 1778 neu aufgelegt. Sie athmen ein unverdorbnes Gefühl, viel Naivetät, und alle Simplizität der Volkslieder. Hier die Uebersetzung eines derselben zur Probe.

Das Mädchen an ihren Geliebten
bei Uebersendung eines Rosenkranzes.

Nimm für deinen Liebesschmerz,
Für dein treues gutes Herz,
Nimm zum Lohne, junger Mann!
Diesen Kranz von Rosen an!

Hätt ich, Arme, Edelstein,
Gold und Silber; es wär dein.
Izt nimm, lieber bester Mann,
Diesen Kranz statt Goldes an!

Wenn dein Aug die Purpurblüt
Einer jungen Rose sieht;
An dein Mädchen denke dann. —
Nimm den Kranz zum Lohne an!

Am

Um noch mehr dich zu erfreun,
Flecht ich dir mein Herz hinein;
Drum nimm, liebenswürdger Mann,
Diesen Kranz der Liebe an!

II.
Gertraut Möllerin.

Sie ward den 13 Oktober 1641 zu Königsberg in Preußen geboren. Ihr Vater Michael Eifler war daselbst ordentlicher Professor der Philosophie. Schon in ihrer frühen Jugend zeigte sie einen sehr großen Hang zu den Wissenschaften und zur Dichtkunst, welchen sie nachher durch ihre große Lektur vortheilhaft ausbildete. In ihrem sechzehnten Jahre, da sie den Doktor der Arzeneigelahrtheit Peter Möller zu Königsberg heirathete, hatte sie schon den Ruhm einer guten Dichterinn, und ward schon damals von allen preußischen Dichtern, besonders dem berühmten Simon Dach, außerordentlich geschätzt. Sie ward 1671 von Sigismund von Birken mit dem poetischen Lorbeerkranze beehrt; und in den Pegnitzer Blumenorden, mit dem Beinamen: Mornille, aufgenommen. Im Jahr 1680 starb ihr Mann, und hinterließ sie mit vielen Kindern, in den dürftigsten Umständen. König Friedrich I. setzte ihr zwar bis an ihr Ende ein Gnadengehalt aus; doch war dieses nicht hinreichend,

chend, ihrer Dürftigkeit abzuhelfen. Es unterstützten sie deshalb einige Preußische von Adel, worunter vorzüglich die von Wallenrodische Familie war. Sie entging allem Kummer durch den Tod, der den 18. Februar 1705 erfolgte. Sie ward auf Königliche Kosten begraben.

Außer sehr vielen einzelnen Gedichten, hat sie auch manche Sammlungen derselben geschrieben, als: „Geist- und weltliche Lieder, mit Musik von „J. Sebastiani; Weihnachtsbetrachtungen; Kräu„ter- und Blumengarten; Geistliche Sonette,“ u. d. gl. die alle vergessen, und sehr selten sind. — Ueber den Werth ihrer Gedichte will ich Morhofs Urtheil statt des meinigen, hersetzen. „Es fehlt, sagt er bei Beurtheilung der Werke dieser Dichterinn, „ihr nicht allein nichts an Erfindung, an Ei„genschaft und Zierlichkeit der Rede, und an ge„höriger Kunstrichtigkeit; sondern ich darf kühn„lich sagen, daß sie einigen Dichtern dieser Zeit, „die dennoch einen Namen gesucht und erlangt ha„ben, weit vorzuziehen sei.“ Hier ist eines zur Probe.

Auf dem Kirchhof.

1694.

Sei mir gegrüßt, geliebte Stätte,
Auf der ich manches Grab betrete;
Wo Tausende, vom Greise bis zum Kind,
Für künftge Hofnung eingescharret sind.

Laß

Laß hier des Fürsten Asche liegen,
Dort eines Königes Gebein,
Hier des der überweise wollte sein;
Und halt des Bettlers Staub dagegen.
Blikk' ernstvoll beider Knochen an:
Ob man sie unterscheiden kann?

Komm, neige dich vor diesem Scheitel,
An dem ein goldnes Haar gerollt;
Küß diese Hand, itzt ohne Gold! —
Hier, Schmeichler, findst du alles eitel. —
Versuche, Starker, dein Gebein:
Obs für den Tod zu stark wird sein?

Drum streitet nicht um nichtge Sachen,
Seid nicht einander spinnefeind;
Denn, wenn der blasse Tod erscheint,
Wird er aus Feinden Freunde machen.
Was hilft dir, Mann, dein Rächersinn?
Man legt dich doch zum Feinde hin.

Sei mir gegrüßt, geliebte Stätte!
Hier, wo ich oft mit Innbrunst bete,
Hier nimm, o Erde! mein Gebein
Bis auf den Tag der Wiederbringung ein!

III.

Rölling.

Von diesem vorzüglichen Dichter, von welchem ich schon eine Nachricht und eine vortrefliche Probe gegeben habe, die seinen Landsmann, unsern Herrn Kapellmeister Reichardt zur Composition begeistert hat, (Berl. Monatsschr. 1783, Septemb. S. 286, und Dezemb. S. 577), will ich noch ein Lied beifügen.

Aufforderung zum Tanz.

Im Mai 1664.

Mädchen! auf zum Tanz in Reihen!
Da der Mai die Welt belebt,
Und bei frohen Melodeien
Jeder Vogel tanzend schwebt.
Ueberstimmt der Vögel Singen,
Folget ihrem frohen Flug;
Laßt den muntern Tanz erklingen,
Tanzet rasch in vollem Zug!

Sehet, wie der Garten blinket;
Seht, wenn sich ein Zephir schwenket,
Wie da eins dem andern winket,
Und sich liebevoll umfängt.

Mädchen mit den Roſenwangen!
Die ihr mehr als Blüten ſeid;
Alſo müßt ihr bey umfangen,
Der die Hand zum Tanz euch beut!

Seht die goldne Sonne führet
Ihre Strahlen, wie im Tanz.
Die ihr dieſen Plan itzt zieret,
Schöner als der Sonnenglanz;
Folget ihrer holden Freude
Heute in dem Tanze nach.
Keine wiſſe was von Leiden
Oder ſie kriegt Ungemach!

Venus und ihr kleiner Knabe
Miſchen ſich zu euch hinein,
Um zu ſehn, was ihre Habe
Ihre Beute hier wird ſein.
Die ſich heute ſpröde ſträubet,
Für die iſt die Strafe klar:
Daß ſie ohne Liebe bleibet
Bis zum Mai im künftgen Jahr!

4.

Nachricht von dem Rußiſchen Seekriege wider die Türken in den Jahren 1769—1773.

(Fortſetzung ſ. Mai, S. 379.)

Weil die Grafen Orlow mit einem zahlreichen Gefolge im Herbſte des Jahrs 1770 zu Livorno anlangten, ſo würde nicht nur der Aufenthalt daſelbſt koſtbar, ſondern auch das Unterkommen in dieſer ihres beträchtlichen Handels wegen ſehr bevölkerten dabei aber nur kleinen Stadt, für ſie ſchwer geworden ſein. Sie reiſeten alſo, ſo bald die für die aus der Levante kommenden rußiſchen Schiffe beſtimmten Quarantänetage verfloſſen waren, gleich von hier nach Piſa ab, welchen Ort ſie ſich zu ihrem Winteraufenthalt in Italien auserſehen hatten.*) — So groß und ſo ſicher die Rhede von Livorno auch für die größten Schiffe jeder Art iſt, ſo iſt der Hafen ſelbſt für Kriegsſchiffe doch nicht tief genug; das Kriegsſchiff Tryhierarches mußte daher nach der Inſel Elba ſegeln, um dort in dem Hafen der Feſtung Ferrajo (die auf einer beſondern Inſel liegt, da ſie durch einen

*) Im März S. 253 geht durch einen Schreibfehler: die Grafen wären den Winter zu Livorno geblieben.

gegrabenen Kanal von Elba getrennt worden, aber doch durch eine Brükke damit zusammen hängt) ausgebessert zu werden. — Graf Alexei Orlow hatte sich für wenige Tage zu Pisa aufgehalten, als er von dort die weitere Reise nach Petersburg zu Lande antrat: um der Kaiserinn selbst mündlich von dem erfochtenen Siege ihrer Flotte und der gänzlichen Zerstörung der feindlichen, umständlichen Bericht abzustatten.

Nach seiner Rükkunft von Petersburg ließ der Graf den berühmtesten Landschaftsmaler in Italien, den Maler Hackert, aus Berlin gebürtig, (welcher mit seinem Bruder sich damals in Rom aufhielt) zu sich nach Pisa kommen, und trug demselben die Verfertigung zweier Gemälde auf, wovon das eine die Seeschlacht, und das andre die Verbrennung der türkischen Flotte in dem Hafen von Dschesme vorstellen sollte. Nach des Grafen Bericht und Anweisung sollte der Maler erst beide Stükke ins Kleine entwerfen, und nachmals solche nach einem größern Maaßstab völlig ausmahlen. Der Graf hatte die Seeschlacht — welche mit allen Umständen ihm noch so lebhaft im Gedächtniß schwebte, als ob er sie vor Augen sähe — vom Bord seines Schiffs angesehen. Diesen Standspunkt mußte auch der Maler zu dem seinigen annehmen, und aus demselben alle Haupt- und Nebenpartien des Gemäldes auf seine ausgespannte Leine

Leinewand so gut als möglich vertheilen. Bei dieser Anordnung aber mußten die Regeln der Kunst den Maler nothwendig leiten, und ihm den Pinsel führen; daher denn dessen Vertheilung des Ganzen etwas verschieden von dem Entwurf ausfiel, den der Graf bereits in Gedanken sich dazu gemacht hatte. Denn so mußte z. B. der Graf (wiewohl er es sehr ungern zuließ) sich gefallen lassen, daß der Maler die Schaluppe, in welcher sein Bruder und der Vizeadmiral Spiridow während des Treffens zu ihm an Bord seines Schifs kamen,*) aus dem Vorgrund wegrückte, und seitwärts mehr im Hintergrunde ihr den Platz anwies; damit die Hauptscene oder Handlung: nehmlich das nahe Gefecht des Kriegsschifs Eustafia mit dem ersten türkischen Kriegsschiffe, desto besser hervortreten könnte, und das Auge des Zuschauers durch die Schaluppe von dieser Hauptgruppe nicht abgezogen würde. Das Fliegen der vielen Kanonkugeln um die Schaluppe und das Abprallen dieser Kugeln auf dem Wasser, welches der Graf in sein Ideal alles mit angebracht hatte, fiel nun natürlicherweise von selbst gänzlich weg. Hätte Herr Hackert überdem sich noch die Freiheit genommen, seinen Standpunkt auf einer der Hongistischen Inseln oder auf dem Felsen nahe dem rechten Flügel der türkischen Flotte anzunehmen, und

*) Man s. März, S. 226, oben.

hätte er nun hier als die große Scene der Seeschlacht angeordnet; so würde sein schönes Gemälde dadurch gewiß noch ungemein gewonnen haben, indem alsdann die Hauptgruppe dieses Stüks: nehmlich das nahe Gefecht der beiden Kriegsschiffe*), die Mitte des Vorgrundes ganz hätte einnehmen können, welche Gruppe jetzt seine Beurtheiler vielleicht zu weit rükwärts auf die linke Seite (wenn man nehmlich gerade vor dem Gemälde stehet) gesetzt finden möchten. — Bei dem zweiten Gemälde, welches die Verbrennung der türkischen Flotte vorstellte, war der Graf in Absicht der großen Feuermasse dieses gewaltigen Brandes mit dem Ausdruk des Malers wohl zufrieden; nicht aber allerdings so mit dem plötzlichen Aufglühn der hervorbrechenden Flamme, die, oberhalb dieser Feuermasse, beim Auffliegen eines Schiffs sich einen Augenblik durch einen ihr ganz eigenthümlichen Schein den Augen zeigte. Um dem Maler hievon eine richtigere Vorstellung zu verschaffen, als es durch die bloße Beschreibung hatte gelingen wollen, verfiel der Graf auf die gute Idee: eine im Hafen von Livorno liegende alte Pinke so weit abwärts von der Stadt, daß für diese kein Schaden davon zu

*) Um ihres eigenen Vergnügens willen mögten wir alle Leser bitten, die vortrefliche Beschreibung dieses Herrn Verfassers von diesem erstaunenswürdig großen Schauspiele noch einmal nachzulesen: Märt. S. 224. bis 232.

zu befürchten stehe, auf die Reede hinaus führen, und dort sodann auffliegen zu lassen; bloß damit der Maler einmal mit eigenen Augen den Anblik auffassen möchte, wie der schnell und mit der größten Gewaltsamkeit aus der Entzündung des Pulvers auflodernde Flammenstrom die im Umkreise um ihn befindliche allgemeine Gluth auf einen kurzen Augenblik verdunkle, und aus der Mitte derselben, wie aus einem Krater, mit einem andern Farbenglanz hervorbreche: welche Verschiedenheit des Glutscheines der Graf in diesem zweiten Gemälde eigentlich nicht anschaulich genug ausgedrükt fand. Allein dies Projekt des Grafen mit der Pinke kam nicht zur Ausführung, weil ihm vorgestellet ward: daß ein Schif, welches vielleicht gerade aus der See nach der Reede zu segeln im Begrif sei, durch ein Feuer, wie das von einem brennenden Schiffe zur Nachtzeit, leicht irre geführt werden und Schaden nehmen könne. — Obgleich diese kleine Erzählung von ein paar Gemälden wohl eigentlich zu der Geschichte des Krieges nicht gehört; so hielt ich sie doch für eine nicht ganz unpassende, und auch für die Leser nicht unangenehme, Episode: zumal, da diese kleine Nachricht zugleich einen Beweis von der Sorgfalt der Kaiserin vor Augen legt, dem künftigen Geschichtschreiber nicht alles zu überlassen, sondern selbst gleich darauf bedacht zu sein, durch Denkmäler der Kunst die kühnen entschlossenen und von einem

glüklichen Erfolg begleiteten Thaten ihres Volks auf die Nachwelt zu bringen. Schon bei einer andern Gelegenheit habe ich Beispiele von dieser rühmlichen Vorsorge der Kaiserinn angeführt.*)

Bei Porto Trio auf der Insel Paros verließen wir**) die russische Flotte, welche daselbst nach Ankunft der Grafen Orlow aus Italien, sich den 7ten Julius 1771 zu Eröfnung des Feldzuges versammelte. Gleich hier bei Gelegenheit der ersten Glükwünsche, die den Grafen zu ihrer Ankunft von allen im Archipelagus zurük gebliebenen Offizieren gebracht wurden, erklärte Graf Alexei Orlow dem Kontreadmiral Arf; er könne das bis itzt geführte Kommando über ein abgesondertes Geschwader ferner nicht behalten, sein Gehalt als Eskaderchef müste daher aufhören, und er in die Linie nach seinem Dienstalter mit eintreten. Der Kontreadmiral bezeugte dem Grafen: daß er unter solchen Umständen lieber nach Rußland zurük zu kehren wünsche; welches ihm auch sogleich zugestanden ward. Er ging nach Verlauf einiger Tage in einer Fregatte nach Italien ab, begleitet von den mehresten dänischen Seeoffizieren, Steuermän-

*) Man s. die Charakteristik des Russischen Hofes, in der Berlin. Manuskript. 1782 Julius S. 56.

**) In der im vorigen Stük abgebrochenen Erzählung. Nai S. 526.

männern und Matrosen dieser Nazion, welchen sämmtlich frei gestellet ward, zurük zu kehren. Zu Petersburg erhielt der Kontreadmiral Arf nachmals von der Kaiserinn als Grazial das nehmliche, was der Kontreadmiral Elphingston*) bekommen hatte.

Während der Zeit, daß das Schlüsselburgsche Infanterieregiment im Lager bei Aussa stand, und die Albanier unter Hütten bei demselben lagen**), vermochte der Chef des genannten Regiments der Obrist von Toll den Kommandör der Albanier, den Major Konstantino: daß er jedesmal mit seinen Leuten sich an das Regiment anschloß, wenn solches zum Exerzieren und um einige Evolutionen zu machen, ausrükte. Anfangs brauchte der Obriste von Toll die Albanier allein dazu, in kleinen Trupps vor dem Regimente voraus Anhöhen zu ersteigen, oder kleines Gebüsch zu durchstreifen, oder auch die Flanken des Regiments zu dekken. Weil es dabei viel zu feuern gab, woran die Albanier ein großes Vergnügen fanden, so gefiel ihnen dies Exerzieren so wohl, daß sie nach Verlauf einiger Zeit es sich gefallen ließen, daß man sie in Reihe und Glieder aufstellte, und mit Beibehaltung dieser Stellung sie im Marschiren vor

*) Mai. S. 277.

**) Mai. S. 276–284.

und rükwärts, und rechts- und linksum, unterwies; welches Marschiren nach dem Takt der Trommel sie bald lernten. Dem Fürsten Dolgoruki, dem eigentlichen Befehlshaber der Ländtruppen, welcher mit den Grafen Orlow zugleich aus Italien zur Flotte zurük gekommen war, gefiel dies so wohl, daß er sich gleich nach Naxia verfügte, sämmtliche hier befindliche Albanier in fünf gleich starke Haufen oder Bataillone abtheilte, jedem dieser Bataillone einen Russischen Offizier als Kommandör vorsetzte, und sie von solchen nach Europäischer Art aufstellen und im Marschiren nach der Trommel üben ließ. Allein die Aufstellung Arm an Arm wollte den Albaniern gar nicht gefallen, weil sie ihnen zum Gebrauch des Säbels nicht Freiheit genug ließ. Ganz mißvergnügt aber wurden diejenigen, welche nach ihrer Größe das Loos traf, in das zweite und dritte Glied zu treten; durch diese Zurükstellung hielten sie sich beschimpft, indem sie dieselbe als einen Mangel des Vertrauens, den man in ihre persönliche Herzhaftigkeit setzte, betrachteten. So bald daher der Kommandör nur einen Augenblik die Augen von dem Bataillon wegwandte, oder wenn das Ganze sich in Bewegung setzte; drängten die aus den hintersten Gliedern sich immer unvermerkt in das erste mit ein. Ueberhaupt zeigten die Albanier durch ihren Widerwillen gegen eine regelmäßige Kriegsübung, daß auch nicht die geringste Idee von der Hochberühm-

rühmten Stellungskunst jenen Zeiten bei ihnen mehr übrig geblieben sei, da, unter Anstimmung des Päans, der griechische Phalanx mit abgemeßnem gleichen Schritt unwiderstehlich in den Feind eindrang. Die Albanier bequemten sich unter den Europäischen Exerzierzwang nur so lange, als ihr Aufenthalt auf Naxia dauerte; so bald sie eingeschift, und zum Ernst gebraucht wurden, bekümmerten sie sich um ihren Kommandör nicht weiter, sondern kehrten zu ihrer gewohnten alten Art: nehmlich einzeln zu fechten, zurük. — Es geschah vermuthlich, um dem Albanischen Auxiliarheere ein Kompliment zu machen, daß der Graf Alexei Orlow selbst, an einem besonders heitern Tage, in Albanscher Tracht gekleidet, von allen Schaluppen begleitet in Pomp nach Naxia überfuhr, dem Exerzieren auf einen Augenblik zusah, und hierauf dem griechischen Gottesdienst in der Hauptkirche beiwohnte.

In den letzten Tagen des Julius mußten die in dem Hafen von Aussa auf Paros noch zurükgebliebenen Scheheken, Palakerz, und übrige geringere Griechische Fahrzeuge theils, nach Naxia segeln und die Albanier dort einnehmen, theils aber nach Porto Trio kommen, um den Rest des Schlüsselburgschen Regiments, da man das ganze auf große Fahrzeuge nicht lassen konnte, aufzunehmen. Aus verschiedenen Vorkehrungen, und aus dem Umstand besonders, daß die Flotte so viele Landungstruppen

an

selbst in Brand. — Nach dieser Verrichtung, ging man mit etwa 600 Albanesen, die von einem Unteroffizier und 30 Mann von der Presbrazinskischen Garde nebst 1 Kanone unterstützt wurden, in diesem Ort bei Port an Land: bemeisterte sich der Stadt, und der hier befindlichen Fahrzeuge, welche sämmtlich verbrannt wurden; und des folgenden Tages gleichfalls des Kastels, welches in der Nacht von den Türken war verlassen worden. Man machte hier ansehnliche Beute: das genommene Korn ward nach Paros geschikt; und um ein paar im Kastel noch vorhandene brauchbare Kanonen und etwas Munizion nicht zurük zu lassen, mußte Kapitän Palikuri, ein Sklavonier, mit der Fregatte St. Nikolaus zurük bleiben. — Graf Feodor aber segelte mit den übrigen Schiffen seines Geschwaders nach Rodus, legte sich vor den Hafen, und eröffnete hauptsächlich gegen die dort noch auf dem Stapel stehenden beiden Türkischen Kriegsschiffe sein ganzes Artilleriefeuer. Die Entfernung aber war zu groß: nur wenige Kugeln erreichten das gegebene Ziel, und die Bomben ganz und gar nicht. Wegen der in der Festung befindlichen zahlreichen Besatzung wollte der Graf keine Landung wagen, ohne welche jenes Vorhaben der Zerstörung der Schiffe doch nicht auszuführen war. Er begnügte sich demnach, die Festung zu kanoniren; und da er mit einer körperlichen Unpäßlichkeit befallen ward, so verließ er nach Verlauf von 3 Tagen, die er vor der Mündung

dung des Hafens gelegen hatte, Rodus, und ging mit seinem Kriegsschiffe allein nach Ankone zurük: von wo er nach Verlauf von 14 Tagen die weitere Reise nach Italien (im Anfang des Oktobermonats) antrat, um sich wegen seiner Gesundheit des Raths der dasigen Aerzte zu bedienen.

Bevor Graf Feodor die Eskader gänzlich verließ, trug er das Kommando über dieselbe dem Kapitän Palikuti auf. Eine der beiden Hauptabsichten dieses von der übrigen Flotte abgesonderten Geschwaders: nemlich die im Hafen von Rodus auf dem Werft stehenden 2 Türkschen Kriegsschiffe zu zerstören oder zu verbrennen, war fehl geschlagen; Palikuti sollte daher alles anwenden, um die zweite Absicht, so weit als möglich, auszuführen. Diese war: den aus Aegypten vertriebenen Beg Alj, welcher mit einem zusammengerafften Heere in Syrien streifte, und bis in die Gegend von Damaskus vorgedrungen war, mit Waffen und Munizion zu unterstützen; zwei Offiziere, die sich selbst erboten hatten, zu diesem Helden zu gehn, verkleidet an einem sichern Ort unvermerkt an Land zu setzen; und dem Alj Beg bei seinem weitern Vordringen, wozu die Offiziere ihn zu bewegen suchen sollten, stets zur Seite zu bleiben, um ihn in seinen Operazionen zu unterstützen. Die beiden Offiziere wurden in der Gegend von Alexandretta (in Syrien, im Paschalik Haleb oder Aleppo) ans Land gesetzt; und Kapitän Paliuti kreuzte hierauf

mit

mit seiner Flotte längst der Küste von Syrien um Ali Beg zu überzeugen, daß ein Detaschement von der Russischen Flotte in der Nähe sey, seine Unternehmungen zu unterstützen. Ueber die Ankunft der beiden Abgesandten, und den Brief, den sie zu ihrer Legitimazion dem Ali Beg überreichten, schien derselbe anfänglich sehr vergnügt; wie er aber erfuhr, daß sie nur für ihre Person allein kamen, und keine Artilleristen mit einigen Kanonen bei sich hatten (worum er den Grafen Alexei Orlow doch eigentlich hatte ersuchen lassen): so äußerte er den Offizieren, daß er sie nicht gebrauchen könne, und sie also nur wieder abreisen könnten, so bald es ihnen gefiele. Daß Ali Beg dieser beiden Fremden sich nicht bediente, um durch sie Europäische Exerzizien und Europäische Kriegszucht bei seinem Heere einzuführen: war ein Beweis seiner Klugheit. Er kannte den Charakter seiner Krieger vollkommen, und wußte, daß sie von Christen sich eben so wenig würden kommandiren lassen, als ein Regiment Europäer, Russischer oder andrer Nazion, es sich gefallen lassen und seine Schuldigkeit thun würde, wenn man demselben einen Juden (besäße er auch alle Kenntnisse, die einen geschikten Feldherrn ausmachen) zum Chef geben wollte. Ali Beg bestand daher von neuem darauf: daß man ihm eine Kompanie Artilleristen mit einigen Kanonen und den dazu gehörigen Offizieren schikken möchte, um seine Bewegungen nach dem Wunsch des

Grafen

Graf Alexei Orlow, und in Verbindung mit der Russischen Flotte zugleich agiren zu können. Graf Alexei Orlow hatte aber keine Lust, eine Kompanie Artilleristen aufzuopfern. Aus dem weitern Verfolgen des Alt Weg ward also auch nichts. Indessen verblieb Kapitän Paulucci mit seinem Schwader bis spät im Herbst in den Cyclischen Gewässern; schikte erst, da die stürmische Jahreszeit eintrat, einen Theil seiner Fahrzeuge nach Livorno zur Verstärkung dieser Eskadre ab, und lief mit dem Rest darauf in der Mitte des Dezembers in den Hafen von Russa ein.

Wir kehren itzt zu der ersten und zweiten Division zurük, die anfänglich, als die Russische Flotte den 7 August unter Segel ging, nach beigefügter Angegen stehenden Strichen des Kompasses steuerten, und darauf zwischen Milos (Melos) und Tino (Tenos) wieder zusammenstiessen. Von hier richteten beide ihren Lauf längst der Insel Negroponte gerade auf die Insel Sero (Skyros), wo selbst die Division des Vizeadmirals vor Anker ging, um alle zu ihr gehörende, grosse und kleine Fahrzeuge wieder zu sammeln, wovon, wegen widrigen Windes halber, ein Theil weit zurükgeblieben war. Die Division des Grafen Alexei Orlow setzte indessen ihren Weg bis Sciacta (Skyathos) fort, bei welcher Insel sie ebenfalls ankerte. Nach Verlauf einiger Tage, wie man hier, und zu Scopoli (Skopelos), Chelidromi (Akonetus), und in andern be-

zunächstgelegenen kleinen Inseln alle Barken, die er
gesammlet, und eine Anzahl Faschinen verfertigt
und auf kleine Fahrzeuge gebracht hatte; ging der
Graf wieder unter Segel, und lief in den Golf von
Zeitun (Sinus Malliacus), zwischen Thessalien
und Negroponte (Euböa) ein.

Auf diese kühne Idee, einen Handstreich gegen die
Unternehmung gerichtet, und ward, ohne den Be-
fehlshaber der Expedition davon zu benachrichtigen, auf folgende Art
ausgeführt. Wie die Spitze von Kapkatandi (Kenäum)
ihr gegenüber lag, ging die Division von Andr.

Gegen Abend, wie es anfing dunkel zu werden,
landete sie 300 Mann regulärer Truppen und etwa
600 Albanesen, unter Anführung des Lieutenant Ma-
(Quenn), einem ruinirten alten Kastel der Ve-
gianer, bey welchem ein kleines Dorf liegt, das von
Griechen bewohnt wird. Das Ufer ist hier flach,
und der Boden fruchtbar und ziemlich eben. Die
Landung ward vom Feinde nicht gehindert, und
ging schnell geschwind. Die Albanier rannten in die

*) Negroponte hängt (man s. den beygefügten Plan)
mit dem festen Lande von Böotien durch eine
Brükke zusammen, die auf einem Felsen mitten in
der Meerenge (im Euripus) ruhet. (Auf diese
Art war sie schon zu Strabo's Zeiten verbunden.)
Der Theil der Brükke auf dem festen Lande ist un-
beweglich, der andre Theil ist eine Zugbrükke.
Das Haus mitten auf dem Felsen ist das Zollge-
bäude. Das Wasser ist in dieser Meerenge so
seicht, daß nur kleine Fahrzeuge es beschiffen können.

den Hauptm, die einzelne Verachrichtigungsposten wieder zwischen sich ausstellten; vorwärts Kastro Nes und von rechts bis ans Gebirge gestellt; das regulirte Fußvolk aber warf die Nacht nahe am Strande eine kleine Verschanzung auf, in welcher es mit ein paar Kanonen verblieb. Man wollte in der Nacht ein etwas weiter vorwärts liegendes ansehnliches Dorf, worin einige Türken wohnten, und wo viel Korn sich befinden sollte, überrumpeln; man verfehlte aber in der Dunkelheit den Weg: und, wie es Tag ward, hielt man die Sache zu gefährlich. Eine Menge Vieh ward indessen zusammengetrieben, und theils lebendig theils todt auf die Schiffe gebracht; womit man etwa um 11 Uhr des folgenden Morgens fertig war: worauf die gelandeten Truppen wieder an Bord der Schiffe zurük kehrten. Auch dies geschah ohne den mindesten Verlust: nur wenige Türken zeigten sich zu Pferde, und zwar nur in der Ferne. Die Kriegsschiffe und Fregatten erhielten Befehl, das gelieferte Vieh zu schlachten und das Fleisch einzusalzen; allein nach 8 Tagen konnte man vor üblem Geruch auf den Schiffen nicht dauern: das Fleisch war in der heißesten Jahrszeit und dazu noch warm eingepökelt worden; alle Fleischvorräthe gingen also über Bord. Den 17ten mußte das Kriegsschif Mseval, die Fregatte Severnoi Orel (der Nordische Adler), 1 Bombardiergaliote, und einige kleine Griechische Feluken, — unter Befehl des

Brigadier Basballe — weiter aufwärts gegen die Meerenge in den Kanal von Negroponte gehn. Die kleinen mit Albaniern besetzten Fahrzeuge sollten bei allen am Strande belegenen Dörfern landen, und sich alles Korns in denselben bemeistern; die Erndte war aber nicht reich, weil die Türken sich allenthalben sogleich zeigten. Von Porto Rio an erheben sich die Küsten der Insel Negroponte wieder, und fahren so fort, bis etwa eine Viertelmeile von der Meerenge, wo das Land niedriger und gewissermaßen eben wird. Den 24sten erblikte man eine Galere von 60 Rudern; sie zog sich aber sogleich zurük, wie sie große Schiffe gewahr ward.

Den 26sten kam das Kriegesschif Wsevalot, in Begleitung der gedachten Fregatte und Bombardiergaliote, der Meerenge und der Stadt Negroponte *) auf einen Kanonenschuß nahe. Die Türken hatten auf einer kleinen Erhöhung, nicht weit von der Stadt, einen Erdwall aufgeworfen; zwischen diesem und der Stadt stand ein kleines Lager; und auf einer andern Anhöhe der Stadt, noch etwas näher, war eine Batterie errichtet, die mit 4 Kanonen besetzt war. Die Fregatte, welche im Hin-

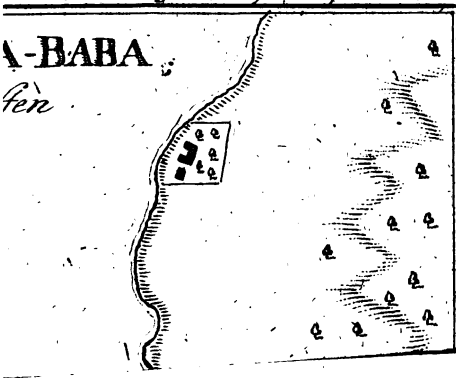
auffe-

*) Sie soll auf der Stelle erbaut sein, wo ehemals Chalkis stand. Wenigstens lag diese Stadt auch da, wo die Meerenge zum schmalsten ist. Die nächste Stadt des festen Landes gegen über hieß ehemals Aulis (durch Iphigeniens Opferung berühmt), itzt Karababa.

auffegalt von dem Kriegsschif und der Bombardier-galiote etwas vorausgekommen war, ward von der dicht unter der Brükke postirten Galeere und der Landbatterie zuerst begrüßt; sie vertrieb aber, sobald sie sich vor Anker gelegt hatte und das Feuer erwiedern konnte, sehr bald das Lager, und brachte die Batterie auch gänzlich zum Schweigen. Gegen das Kriegsschif Wsevalot, welches sich durch vorausgebrachte Anker näher ziehen mußte, weil Windstille eintrat, versuchte auch die auf dem festen Lande liegende kleine Bergfestung ihr Feuer; wegen der Höhe und weiten Entfernung waren die Schüsse von dort aber ohne beträchtliche Wirkung. Gleichwohl ward ein kleines, Griechisches Fahrzeug, das sich dem Kriegsschif Wsevalot zur Seite gelegt hatte, um etwas auszuladen, von dieser Festung unter Wasser getroffen; und sank fast in demselbigen Augenblik. Diese Kanonade auf die beiden Festungen Negroponte und Karahaba dauerte von 11 Uhr Morgens bis gegen 5 Uhr Nachmittags; da Graf Alexei Orlow ankam. Er gab sogleich Befehl, daß die Schiffe sich aus dem Feuer zurükziehen sollten. Die Türkische Galeere kam nun in der Nacht etwas weiter vor; und diese und die Landbatterie fing den folgenden Morgen das Feuer von neuem wieder an, das von den Russischen Schiffen nicht unbeantwortet blieb. Auch warf die Galiote noch einige Bomben nach der Stadt, die aber so wenig zündeten, als sie es den Tag vorher gethan hatten.

Auf der andern Seite war die Fregatte Afrika
den Kanal von Negroponte eingelaufen, und feue
gleichfalls auf die Stadt; aber in der Nacht v
26. zum 27sten mußte sie schon wieder zurükgeg
gen sein, denn man hörte diesen ganzen Tag
durch ihr Feuer nicht mehr. (Die beigefügte Ze
nung von der Meerenge und der Kanonade ist
dem Punkte c an Bord des Schifs Wsevalot
fertiget; daher die Weiten natürlicherweise n
so ganz genau sein können.)

Da der Wind gegen 4 Uhr Nachmittags
27. August sich aufmachte, so gingen die Sc
unter Segel, und folgten dem Grafen Alexei, w
cher bereits in der Nacht wieder nach Kastro
zurükgegangen war. Hieselbst war während
Zeit auch Admiral Spiridow eingetroffen, wel
die Schiffe seiner Division bei Sciro gesamm
alles auf der Insel befindlichen Korns sich bemeist
und ebenfalls den Lauf nach dem Golf von Ze
gerichtet hatte. Hier landeten die Truppen
zweitenmal auf Negroponte, und machten von
stro Rey eine Streiferei nach einem andern Do
Namens Sirakori. Dies Sirakori ist ein gro
Dorf, das einen starken Kornhandel treibt,
daher auch von verschiednen Türkschen Familien
wohnt wird. Natürlich fielen die Albanier zu
über die Häuser dieser Türken her, ehe die Re
die Häuser ihrer Glaubensgenossen der Griech
traf. Wie alles Korn und was sonst einigen We
hatte,


A-BABA
fen

hatte,

hatte, an Bord gebracht war, ging die Division, bei welcher auch der Graf Alexei Orlow eben eintraf, wieder unter Segel. Von hier segelte man nördlich gegen das feste Land von Mazedonien herauf, machte einen kleinen Besuch zu Orfano im Golf von Kontessa (Amphipolis), und einen andern zu Kavallo, einer kleinen Festung in Rumili (Thrazien). Beide Landungen hatten keine andre Absicht, als sich des in den Türkischen Magazinen aufbewahrten Getraides zu bemächtigen. Hierauf ging man nach der Insel Thasso (Taſos); woselbst auch das Kriegsschif Wſevalod nebst den dazu gehörigen Fahrzeugen eintraf. Mit diesen war nemlich der Brigadier Basballe aus dem Kanal von Negroponte gegangen, setzte seinen Weg in kleinen Tagereisen fort, und kam bei Taſos d. 16 Sept. zur Flotte; welche also — die obgemeldete dritte Division abgerechnet — nun wieder völlig beisammen war.

(Die Fortsetzung folgt.)

f.

Ueber die zu große Anzahl der Studierenden.

Die Zahl der studierten und unstudierten jungen Leute, welche auf Civilbedienungen Anspruch machen, ist bei uns bekanntermaßen so groß, daß alle

Kollegia damit überschwemmt sind. Vergleicht man diese Zahl mit der von den wirklichen Aemtern, und den selbst nach der größten Mortalität berechneten Vakanzen; so bleibt doch keine Hofnung übrig, alle diese jungen Leute, oder auch nur den größten Theil derselben, auf eine Art versorgt zu sehn, die mit den vielen Aufopferungen, die ihre Vorbereitung kostet, in einigem Verhältniß stände. Man frage nach, wenn eine der allereinträglichsten Bedienungen erledigt wird, welch ein Heer Bewerber sich gleich meldet, die zu jedem, auch dem unbedeutendsten Dienste, sich dem Staate anbieten; ja die mehrere Jahre ganz ohne Gehalt zu arbeiten sich gefallen lassen. Kaum erfährt man am andern Ende der Stadt, daß ein Mann im Amte gestorben ist, so hört man auch zugleich, daß die Stelle schon wieder besetzt sei, weil man unter den vielen Kompetenten das Auslesen hatte. Derer nicht einmal zu gedenken, die sich Andern, aus Hofnung auf ihren baldigen Tod, als Nachfolger an die Seite setzen lassen. Dergleichen zu ängstliches Bewerben um Stellen, dergleichen Bestreben sich einander nur durch schnelleres Zuvorkommen den Rang abzulaufen, kann auf die Moralität der Studierten leicht einen nachtheiligen Einfluß haben, beweiset aber desto deutlicher den Ueberfluß und die Menge dieser Studierten.

Dies Uebel wird noch dadurch vergrößert, daß viele dieser müßigen warenden Kandidaten kein

eigenes Vermögen haben, und daher ihren Familien entweder zur Last fallen, oder sich in Schulden stecken müssen. In beiden Fällen wird ihr Geist niedergedrükt, in den Jahren, wo er am thätigsten sein sollte; die Lust zur Arbeit verschwindet über den Mangel an Aussicht zur Versorgung. Und erfolgt denn endlich diese, so reicht sie in den meisten Fällen kaum zur Nothdurft hin; nur wenige, vom Glük begünstigte, oder vorzüglich gute Köpfe dürfen hoffen, einst ohne Nahrungssorgen zu leben, und eine Familie erziehn zu können. Daher zum Theil die immer zunehmende, dem Staat und dem weiblichen Geschlecht so nachtheilige, Ehelosigkeit mit allen ihren unseligen Folgen!

Es wäre verlorne Zeit, über die Ausmittelung und Anweisung neuer oder größerer Besoldungen zu rathschlagen. Auch würden diese wohl das Uebel nicht heben, sondern vielmehr noch vermehren; indem nun der Reiz größerer Einkünfte noch kräftiger wirken, noch mehr Hände dem Akkerbau und den Handarbeiten entziehn würde. Eine merkliche Vermehrung von Bedienungen selbst läßt sich auch nicht erwarten.

Die Aussicht für Studierende in unserm Staat bleibt also aller Wahrscheinlichkeit nach ungefähr, so wie sie izt ist: das heißt, sehr niederschlagend für Väter und Söhne. — Nur ein Mittel scheint noch übrig zu sein, jene Aussicht für die Zukunft etwas tröstlicher zu machen; und dies ist, meiner

Einsicht nach; die Konkurrenz zu den Bedienungen dadurch zu vermindern, daß Kinder, welche kein hinlängliches Vermögen oder auszeichnende Fähigkeiten besitzen, vom Studieren abgehalten und vermögt werden, ein nützliches Handwerk zu lernen.

Zwei Vorurtheile, die beide gleich schädlich sind, scheinen hiebei vorzüglich Aufmerksamkeit zu verdienen. — Das erste ist: die hohe Meinung, welche die Handwerker von der Glükseligkeit eines studierten Menschen haben. Dieses veranlaßt sie oft, zum Ruin ihrer Familie und zum eigenen Unglük ihrer Söhne, diese letztern auf die Universität zu schikken. Das zweite ist: das Vorurtheil der andern im gemeinen Leben höher rangirten Stände gegen die Klasse der Handwerker. Nach dem gewöhnlichen Laufe werden die Söhne aus dem höhern und mittlern Stande größtentheils zum Studieren angehalten; eine geringere Zahl widmet sich der Handlung, der Oekonomie, und endlich (wie man's zu nennen pflegt) der Feder. Aber höchst selten ist der Fall, daß der Sohn eines Königl. Bedienten, sei er auch von der untersten Klasse, ferner der Sohn eines Predigers, eines Kaufmanns, u. s. w. ein Handwerk lernte. Man hält es für schimpflich, sich mit einer Menschenklasse zu vermischen, die nach der angenommenen Rangordnung eine Stuffe niedriger steht, als andere; über welche sie zum Theil doch, aller Vernunft und Billigkeit

nach,

nach, den Vorzug verdiente. Der Handwerker lebt unangesehn und in mittelmäßigen Vermögensumständen, er der doch etwas produzirt, etwas Neues und Nützliches und oft Nothwendiges zum Besten der bürgerlichen Gesellschaft hervorbringt; während der Detailhändler, der blos die Arbeiten solcher Handwerker an andre Bürger verkauft, reich wird und als ein Wohlthäter des Staats angesehen ist. Solche verkehrte Schätzung des wahren Verdienstes bringt vielfachen Schaden; und unter andern auch den, daß Eltern, die dem gewöhnlichen Vorurtheile folgen, bei der Wahl der Bestimmung ihrer Kinder, so nachtheilige Fehler begehn. Denn wer könnte wohl den Gedanken ertragen, einen Handwerker in der Familie zu haben? Nein, lieber greift man, zum Nachtheil der übrigen Kinder, den letzten Groschen an, um nur die Eitelkeit zu befriedigen, einen studierten Sohn aufzuzeigen; und hat man im äußersten Fall nur die Wahl zwischen einem nützlichen Handwerke und der zu gar keinem gewissen Brot führenden Feder, so giebt man dieser undankbarlich den Vorzug, so überwiegende Vortheile auch das Handwerk darbeut.

Könnte man diese beiden Vorurtheile wegnehmen oder auch nur schwächen; so würden der Vatersorgen gewiß weniger, und der nützlichen und frohen Menschen mehr sein. Der bloße Anblik so mancher wohlhabender und wakkerer Handwerker sollte schon einige

einladen, in ihre Klasse zu treten. Ich kenne in der That keinen Stand, der mit so wenigen Kosten ein so zuverläßiges Auskommen und ein so sorgenfreies Leben verspräche als der Stand des Handwerkers. Ein solcher Bürger ist nicht, wie oft der Bauer, der Hirte der Beamten oder der Gutsherrn ausgesetzt; und eben so wenig fühlt er den oft niederdrükkenden Dienst- und Subordinazionszwang der andern Stände. Er hat nur mit sich selbst zu thun; kann seinem eigenen freien Sinne folgen; hat sein Brot keiner Gunst, keiner Uebervortheilung, nur seinem Fleiße zu verdanken; sicherer als irgend ein anderer Stand kann er darauf rechnen, es immer und allenthalben zu finden; seine größtentheils mit körperlicher Anstrengung verknüpfte tägliche Arbeit selbst, erhält ihm Gesundheit und frohen Muth. Will er die Erfindungen oder die Fortschritte der Ausländer benützen; so ist ihm schon durch den hergebrachten Handwerksbeistand der Weg dazu gebahnt. Hat er einigen Beobachtungsgeist, ist er bei seiner Erziehung nicht zu sehr vernachläßigt worden; so kann er mit seinem unverdorbnen natürlichen Verstand sich zu einem Manne bilden, dessen sich die gute Gesellschaft nicht schämen darf, und kann sich das äußere Ansehn und auch das Einkommen der höher geachteten Stände erwerben.

Selbst für die Erholungsstunden der Handwerker ist auf eine vorzügliche Art gesorgt. Ihre Zusammen-

menkünfte in den Herbergen werden wohl so zu weilen etwas lärmend; aber diese Anordnung an und für sich ist darum nicht weniger lobenswerth. Der fröhliche Ton, der damit einmal der herrschende ist; die Annehmlichkeit, aus sovielen fremden Ländern ihres Gleichen bei einander zu sehen: verscheucht alle Sorgen der ganzen Woche. Das Gefühl, daß er etwas bedeute, daß er ein Glied eines zahlreichen Körpers sei, und die daher entspringende Zufriedenheit mit seinem Zustande, wird bei dem jungen Handwerker allemacht Tage erneuert; ein froher Sinn kehrt wieder in ihn zurük, und stärkt ihn zu neuer Arbeit.

Nun stelle man diesem Bilde das Bild eines studierten jungen Menschen gegenüber, der kein eigenes Vermögen, aber nicht ganz vorzügliche Geschiklichkeit besitzt. Wie weit mühseliger ist dessen Bahn, wie spät und wie unsicher führt sie zum Ziel! Oft ist sein väterliches Erbe verthan, ehe er die Akademie verläßt; oft hat es schon dort nicht gereicht; und doch fängt nun erst eine Periode seines Lebens an, wo er gerade am meisten bedarf. Er muß nun erst viele Jahre durch die Vorbereitungen zu seinem künftigen Amte gehn; und ist er am Ende glüklich genug es zu erhalten, so findet er verhältnißmäßig selten das Auskommen eines in seiner Art geschikten und arbeitsamen Handwerkers. Es ist traurig, aber oft auch lächerlich, wenn man

die Beschreibung der geringen Besoldung und der dürftigen Lebensart eines solchen Menschen aus seinem eignen Munde hört. Und um der ihm ihr anvertrauten unbedeutenden Arbeit willen, hat er Griechisch und Latein, Metaphysicam und Jus Naturae studieren müssen! Um dies traurige dürftige Ziel zu erreichen, hat er so viel mühsames Anstrengen des Kopfes und so viel kümmerliche Tage auf Universitäten ertragen müssen! statt daß sein Bruder, welcher Handwerker ward, immer ungezwungener, froher und glüklicher lebte, einen offnern Kopf und gebildetern Verstand bekam, weil er, zwar nicht Bücher, aber Welt und Menschen aus eignem Anschaun und aus Erfahrung kennen lernte, und (was die Hauptsache ist) so bald er zu arbeiten verstand auch Arbeit fand, und itzt zwar nicht reichlich, doch ohne schwere Nahrungssorgen bei eignem Heerde mit seiner kleinen Familie lebt. Ein Glük, auf dessen Genuß der studierte Bruder selbst als auf eine Unmöglichkeit Verzicht thut, der sich dafür, während er das Gnadenbrot bei seinem ungelehrten Verwandten isset, mit den Vorzügen seiner lateinischen Lebensart, wie mit einer Standeserhöhung, tröstet!

Ich verkenne freilich die Vortheile nicht, welche Ausbildung des Geistes, Gelehrsamkeit und Wissenschaften der studierten Klasse gleichsam zur Schadloshaltung darbieten, und die freilich mit in Anschlag

schlag gebracht werden müssen, wenn man die Summe von den Vorzügen beider Stände ziehen will. Aber immer ist es nur die Sache weniger denkender Köpfe, diese Vortheile wahrhaft zu benutzen und darin eine wirkliche Entschädigung zu finden. Die meisten haben denn doch Theil an dem Zweck, als ihr Brodstudium bloß um des lieben Brotes willen zu treiben, und geniessen und kennen von ihrem Studieren keine andere Vortheile. Diese Art studierter Männer aber würden, wie gesagt, diesen ihren übrigens gar nicht verdienstwerthen Zweck mit ungleich wenigern Kosten, mit größerer Sicherheit und oft in einem ergiebigern Maaße bei einem nützlichen Handwerk erreicht haben. Ich sage: bei einem nützlichen Handwerk; im Gegensatz derjenigen, die nur eine vorübergehende Mode schuf, und zu welchen ich freilich Niemanden zu ermuntern Lust habe.

Eltern also, die kein hinlängliches Vermögen besitzen, um die Kosten der Universitäts- und nachherigen Vorbereitungsjahre aufzubringen, oder die bei ihren Söhnen nicht auszeichnende Fähigkeiten bemerken, denen es aber doch darum zu thun ist, sie zu zufriedenen Menschen und zu nützlichen Bürgern des Staats zu erziehen, können wohl nicht lange zweifelhaft bleiben, was sie wählen wollen: ob ein nützliches Handwerk, das mit so geringen Kosten erlernt werden kann, sich

so bald selbst ernähret und in der ganzen Welt Brod giebt, und, wenn es in einem etwas vorzüglichen Grade erlernt ist, immer ein reichliches Auskommen und selbst äussere Ehre*) gewährt? oder den studierenden Stand, der so beträchtliche Kosten, so viele Anstrengung erfordert, und so ungewerläßig, oder wenigstens so spät ein mittelmäßiges Auskommen verspricht?

Es giebt freilich auch verarmte Handwerker; und oft wird die Klage gehört: es fehle an Arbeit. Ich glaube aber nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß in den meisten Fällen die Schuld an dem Handwerker liegt. Er ist entweder ein Stümper, oder er ist unfleißig, oder er hat kein nützliches Handwerk. In andern Fällen kann die Ursache seines Verfalls auch darin liegen, daß es bei seiner ersten Einrichtung ihm an dem nöthigen Vorschuß gefehlt, daß er mit Schulden angefangen, daß er nun nicht Vermögen genug hat, die ersten Materialien unter den günstigsten Umständen einzukaufen u. s. w. Allen diesen Verlegenheiten kann

*) Der vornehmste Mann schämt sich, Gottlob! bei uns nicht, in die Werkstätte eines geschickten Arbeiters zu gehn, und freundlich und achtungsvoll mit ihm zu sprechen; während der unnütze Halbgelehrte, von aller Welt vergessen und verlassen, auf seinem Dachstübchen sitzt. Schon diese Betrachtung sollte jenes Vorurtheil, was immer gegen die Handwerker entscheidet, wenigstens bei den Eitlen zerstören.

kann von solchen Eltern, als die sind, mit denen ich hier zu thun habe, mit ziemlicher Sicherheit vorgebeugt werden. Sind sie gleich nicht reich genug, um ihre Söhne studieren zu lassen, so sind sie doch in der Regel nicht so arm, daß sie nicht eine kleine Summe für ihr Kind anlegen könnten. Auch denke ich mir vorzüglich unvermögende Gelehrte, Prediger u. s. w.; denn warum sollen deren Söhne oft ohne vorzüglichen Kopf und noch öfter ohne Aussichten, gerade wie in Indien bei ihres Vaters Amte bleiben, wieder Gelehrte und Prediger werden? Im Gegentheil kann ein solcher Vater seinem Sohne mancherlei Kenntnisse und eine bessere Bildung beibringen, wodurch er zwar als Gelehrter noch mitnichtem glänzen, wohl aber als Handwerker sich vorzüglich auszeichnen, und sich manche Vortheile und Erfindungen bei seiner Arbeit ausdenken kann, die ihm Ehre und Nutzen bringen. Erziehen ferner solche Väter den Knaben auf eine für sein Handwerk zweckmäßige Art; wählen sie ein recht nützliches unverdächtiges Handwerk, und einen Meister von gutem Ruf; leiten sie hernach seine Wanderschaften mit einigem Verstand; und können sie zuletzt ihm nur seine erste Einrichtung mit einer mäßigen Summe erleichtern — alles Umstände, welche die meisten Eltern in ihrer Gewalt haben —: so läßt sich davon, wenigstens mit einer weit größern Zuverläßigkeit, als bei allen übrigen Ständen, ein guter Erfolg erwarten.

Dem Staat ist auch weit mehr mit einem nützlichen Handwerker gedient, als mit drei Halbgelehrten. Was soll dem Staate die unverhältnißmäßige Menge Studierter, die er zu versorgen nicht Gelegenheit hat? Und endlich gewinnt auch das Ganze durch die größere Verbindung zwischen dem Handwerksstande und den zunächst über ihm stehenden Klassen; und der itzige scharfe Abschnitt wird abgestumpft.

Staat und Erzieher scheinen also darauf denken zu müssen, dem Vorurtheil für das Studieren und gegen das Handwerk entgegen zu treten. Die Frage ist: wie es am wirksamsten geschehen könne? Durch eigentliche Befehle würde ohne Zweifel die freie Wahl der Eltern und der Kinder zu sehr beleidigt, und am Ende, wie überhaupt durch solche Zwangsbefehle, doch nichts ausgerichtet werden. Aber, sollte nicht von Seiten des Staats viel durch die Vorsteher der Erziehungsanstalten geschehen können, und geschehen müssen? Wie, wenn darüber gehalten würde, daß Kinder, welche keine vorzügliche Neigung und Fähigkeiten blikken lassen, (zumal wenn sie unvermögende Eltern haben) vom Studieren ernstlich abgemahnet, ihnen und den Eltern die Beschwerlichkeiten dieser Bahn, und die Vorzüge eines guten Handwerks oder eines andern nützlichen Gewerbes, begreiflich gemacht würden? Ich erinnere mich von meiner Jugend her, in der lateinischen Schule, wo ich ging, eine

Menge

Menge Chrieen über den Vorzug des gelehrten Standes gemacht zu haben; wodurch ich veranlaßt ward, mit ziemlicher Verachtung auf alle Glieder meiner Verwandtschaft, die nicht studiert hatten, herabzusehn. Ich höre, die Zeit der Chrieen sei vorbei; wenigstens aber wünsche ich, daß die Zeit aller solcher Aufgaben für Schulknaben vorbei sei, wodurch ihnen früh verkehrte Grillen in den Kopf gesetzt werden, und wodurch sie gewöhnt werden, Magistermäßig über Staat und Staatseinrichtungen abzusprechen, ohne noch im geringsten beurtheilen zu können, wie eigentlich die Einrichtung eines Dorfes, geschweige einer ganzen Monarchie, wohl beschaffen sein mögte. Im Gegentheil müßte auf Schulen ein kurzer Abriß aller nützlichen Gewerbe gegeben werden. Und sollte nicht der Vorsteher einer Schulanstalt die Freiheit und das Recht haben, die Jünglinge, welche er nicht tauglich zum Studieren findet, statt sie solche Lektionen, die bloß dem künftigen Gelehrten nützlich sein können, anhören zu lassen, in die andern eigens dazu gestifteten Klassen zu schikken, wo die dem Handwerker nöthigen Kenntnisse beigebracht werden? Sollte man endlich die Neigung zum Handwerke nicht auch dadurch erwekken können, daß man die schon öfter angepriesene, aber nie ausgeführte Idee: auch zum Studieren bestimmte Kinder ein Handwerk lernen zu lassen, realisirte? Das beste Mittel gegen Langeweile, gegen manche Ausschweifung, gegen Ho-

pochondrie und Nervenschwäche, gegen Unkunde und Eingeschränktheit der Begriffe, und endlich auch gegen Noth und Armuth, wäre es wenigstens. Ob dies alles ausführbar sei, und wie es am schicklichsten geschehen könne, wäre wohl einer genauern Erörterung nicht unwerth.

Ich schikke Ihnen, mein Freund, diesen Aufsatz, damit Sie ihn, mit Ihren Bemerkungen begleitet, in die Berlinische Monatsschrift zum Einrükken befördern; weil ich keinen bessern Weg kenne, die darin vorgetragenen Ideen in Umlauf zu bringen, und zum Theil solchen Männern vorzulegen, die, nach ihren mancherlei wichtigen Verhältnissen, durch Rath und thätigen Einfluß auch hierunter etwas zum allgemeinen Besten bewirken können.

* * *

Im Ganzen geht ich, mein theuerster Freund, Ihren patriotischen Vorstellungen vollkommenen Beifall, und wünsche, daß das viele Gute, was Sie gesagt haben, recht bald in Ausübung komme. — Nur bemerke ich, da es mir durchaus an Zeit zu weitläuftiger Ausführung fehlt, kürzlich zweierlei:

1) Daß es in der That nicht recht thunlich sein wird, nur die, welche vorzüglich fähige Köpfe haben, studieren zu lassen. Die Zahl würde zu klein sein;

seyn; manche Fähigscheinende können mißrathen, dagegen manche, die man als Unfähige abgewiesen, hernach wahres Genie zeigen. Hundert müssen eine Sache treiben, damit zehn sie gut treiben. Außerdem begreift man unter Studierten auch die subalternen Civilposten, wozu eigentlich kein grosses Genie und noch weniger Gelehrsamkeit gehört, sondern nur Fleiß, Ordnung, eine etwas geübte Feder, und Menschenverstand.

2) Was nun die Abmahnung vom Studieren wegen der Armuth anbetrift, so wird immer ein gar zu armer Handwerker noch kümmerlicher fortkommen als ein armer Gelehrter, der doch am Ende wohl noch eine ziemliche Pfarre findet. Manche unsrer besten Gelehrten waren sehr arm geboren, leben itzt in angesehenen Bedienungen, und würden nur immer höchst mittelmäßig als Handwerker gelebt haben. Zudem ist der studierte Stand itzt derjenige Stand, woraus alle Glieder der höchsten Staatsämter genommen werden, der fast einzig die Männer liefert, welche Macht und Ansehn und Einfluß haben. Es würde mit der Zeit sehr drükkend werden können, wenn nur reichgeborne Leute die Civilstellen bekämen, welche Antheil an der Landesadministrazion geben; wodurch eine despotische Ungleichheit und eine Art erblicher Aristokratie entstehen müßte.

Dies aber sind nur Betrachtungen für das allgemeine Ganze, für den Staat gleichsam selbst. Aber sehr wünschte ich, daß einzelne Männer, als unvermögende Gelehrte oder Geistliche, auch Kaufleute, Handwerker, u. s. w. Ihre Vorschläge überdächten; und nicht mehr so unüberlegt ihre Kinder dem gelehrten Stande widmeten, sondern sie lieber Handwerker werden ließen. Eines solchen nützlichen braven und verdienstvollen Bürgers Zustand haben Sie ungemein schön geschildert. Nur, fürchte ich, haben Sie den Schatten des Gemäldes vergessen: an den meisten Orten Deutschlands lebt wohl der Handwerker so unabhängig nicht, wie Sie ihn schildern, und wie er verdiente; sondern wird vom kleinsten Stadtrichter und Acciseeinnehmer gehudelt. Hier aber müßte der Staat zutreten. Das scheint mir die Hauptsache zu sein: den Handwerksstand mehr in Ehre zu bringen! Und dies könnte am besten geschehn, wenn wohlhabende Leute, und nicht eben arme Gelehrte, ihre Söhne Handwerker werden ließen. Das geschieht tagtäglich in England; das muntert den Handwerksstand auf; und wie leicht muß es ein solcher junger Mann, mit Rath und Bildung und Geld und Konnexionen seiner Familie unterstützt, nicht dahin bringen können, daß er ein wahrer Künstler unter den Handwerkern werde?

Indeß, dies letztere mag geschehen oder nicht; — wohl Ihnen indeß, mein Freund, und wohl uns

bei

beiden, wenn wir auch nur in einigen wenigen Köpfen den Gedanken etwas lebhafter gemacht haben: den Handwerksstand mehr zu ehren. — Und so gehe denn unser gemeinschaftlicher Aufsatz hin, werde gelesen — und vergessen!

6.

Ueber Swedenborg.

Wir haben unsern Lesern den ersten Brief der Exegetischen und Philanthropischen Gesellschaft in Stokholm an uns, nebst 29 aus Swedenborgs Schriften gezogenen Sätzen, zur bessern Kenntniß dieser Sache und zu eigener Einsicht und Prüfung, vorgelegt (s. August, S. 131, f.). Solcher Briefe haben wir überhaupt vier erhalten, in deren jedem die genannte Gesellschaft unsre Unparteilichkeit dazu aufruft, die Briefe nebst den Beilagen abzudrukken; wobei sie, auf eine in der That sehr ehrenvolle Art, unsrer Freimüthigkeit Wahrheitsliebe und guten Absichten Gerechtigkeit widerfahren läßt. Allein, die Willfahrung dieses ganzen Gesuchs (welches wir bereits zum Theil erfüllt haben) ist wegen der Größe dieser Briefe in unsrer Monatsschrift unmöglich. Auch halten wir es um desto weniger für nöthig, da die Stokholmer Gesellschaft ihren bekannten gedrukten Brief (s. Jan.

S. 28.) zu ganzen Ballen nach Deutschland verschikt hat, da Swedenborgs Werke an mehrern Orten nachgedrukt worden, man also die Grundsätze dieses Sehers und seiner Anhänger hinlänglich daraus erkennt, und wenn man nun will, sich zum Mitgliede dieser Neu-Jerusalemitischen Gesellschaft einweihen lassen kann.

Uns war es nur wichtig, von den seltsamen und in der That fast unglaublichen Irrwegen, worauf der menschliche Geist gerathen kann, unsern Lesern Rechenschaft zu geben; damit die so merkwürdige Geschichte einer neuen oder wenigstens neu aufgestutzten Schwärmerei, zu deren Verbreitung man mit unermüdetem Eifer und der mannigfachsten Anstrengung aller Kräfte, in allen Ländern Europens, Schriften und Geld und Reisen und Briefwechsel und geschlossene Gesellschaften anwendet, damit diese Geschichte dessen was am Ende des sogenannten philosophischen Jahrhunderts vorgeht, unsern Lesern nicht unbekannt bleibe. Und zu diesem Ende wollen wir noch einige auffallende Stellen aus den von der Stokholmer Gesellschaft für uns abgeschriebenen Swedenborgischen Sätzen anführen; damit man wenigstens sehe: was denn das ist, was itzt so viel Beifall erhält?

Eine der Hauptgrillen Swedenborgs ist die von den Korrespondenzien der Bibel (s. Januar, S. 22); nach welcher er den innern und äussern

Sinn

Sinn der H. Schrift unterscheidet, und alle ihre Worte für bildliche Ausdrükke erklärt, deren Bedeutungen er zufolge seiner Öffenbarungen*) anzugeben weiß. Man sieht, diese Grille ist höchst ergiebig; denn nun kann man, wie Dr. Rosenmüller in seinem vortreflichen Briefe an die Stokholmer Gesellschaft**) sehr richtig bemerkt, aus der Bibel machen was man will; ja man braucht zu dieser Deutungsart kein heiliges Buch zum Grundtext zu legen, sondern, so wie man die besten Lehren dadurch zu fanatischem Geschwätze verdrehen kann, so kann man wiederum aus den schalsten und schlechtesten Schriften einen heiligen Sinn herauskünsteln. — „Das Wort ist in lauter Korrespondenzien geschrie„ben, § 31, 33, 34, 38; diese Korr. geben einen „Schein der Wahrheit, welcher, wenn er für „Wahrheit selbst gehalten wird, falsch ist, §. 39.“ Wer das so positiv sagen kann, und nur allein den wahren Sinn zu wissen vorgiebt, der wirft sich freilich zu einem neuen Propheten auf. Daß dies jemand thut, ist nicht wunderbar; aber daß er Glauben findet, ist wahrlich wunderbar genug. —

Zu

*) §. 33. „Die Lehre aus dem blossen äussern Sinne „des Worts ist abgöttisch. Die Lehren aus dem „bloßen äussern Sinne des Worts, nach eigener „Vernunft, und nicht nach Erläuterungen vom „Herrn, sind falsch.“

**) Leipzig 1786, bei Göschen, 8r. 8.

Zu einer Probe der mehrern angeführten Entwicklungen mag folgende Swedenborgische „Aelteste „Urkunde des Menschengeschlechts“ dienen. §. 48 bis 50 sind die zwei ersten Kapitel von Mose's Schöpfungsgeschichte so erklärt: „Die sechs Tage „sind die sechs Zustände der Wiedergeburt; z. B. „der dritte Tag, der Zustand der Buße, wo der „Mensch zwar aus Liebe, aber noch nicht aus Glauben, Gutes hervorbringt, daher auch noch leblose Gras und Kräuter; im vierten Zustande „sind Liebe und Glauben, die beiden Lichter; im „fünften die dadurch gewirkten guten Handlungen; „die Fische im Wasser und Vögel unter dem Himmel, u. s. w. Des Menschen Gedanken sind die „eßbaren Früchte; sein Verstand ist der Garten „Eden; die Weisheit, der Strom daselbst, der aus „vier Flüssen besteht: Vernunft, Wissenschaft, „u. s. w.“ —

Eine Hauptfrage bleibt: Bedeutet denn die Bibel, nach dem eigentlichen Wortverstande, den wir andern Menschen alle darin bis itzt gefunden haben, gar nichts; oder ist der beiderseitige Sinn, der wörtliche und der Korrespondenziensinn, wahr? Hierüber antwortet der §. 54 folgendes: „Es „giebt 4 Stile im Worte des alten Testaments: „1) der Stil der allerältesten Kirche, wo, wenn „man irdische und weltliche Dinge nannte, man „dabei an die geistigen und himmlischen Dinge „dachte, welche jene vorstellten; und diese Vor-

„stellungen brauchte man in eine gewisse gleichsam „historische Folge, um sie lehrreicher und angenehmer zu machen. Aus diesem Stil ist, was im „1. B. Mose bis auf Abrahams Zeiten erzählt „wird: 2) Der historische Stil, im Mose von „Abraham und sofort bis auf die Bücher der Könige, wo die historischen Dinge wirklich so sind, „wie sie im buchstäblichen Sinne erscheinen, aber „alles und jedes noch Etwas anders nach innerm „Sinne enthält. 3) Der prophetische Stil. „4) Eine Mittelgattung, worin Davids Psalmen „geschrieben sind.“ Also jene wichtigen und lehrreichen Spuren der allerältesten Menschengeschichte und Länderkunde, z. B. das 10. Kapitel im 1. Buch Mose, werden mit einemmal verwischt? Im §. 63 am Ende heißt es freilich nachher: „Alle historische Bücher des Worts, die Begebenheiten der „Patriarchen, die Thaten Mose's der Richter und „der Könige in Juda und Israel, sind nichts anders, als bildliche Vorstellungen.“ So daß also der zweite und erste Stil einerlei wären. Aber solche Widersprüche sind in den Schriften aller Schwärmer gewöhnlich; und nur ihre Anhänger sind dagegen blind.

Aber nicht bloß die Worte, auch alle Dinge im alten Testament hatten solche Korrespondenzien: alle Orte im Gelobten Lande, alle Berge daselbst, alle Flüsse! — Hiernach wird auch der Kanon §. 57. bestimmt: „Alle die Bücher, die einen in-

„nern

„nern Sinn haben. Die den nicht haben, gehö„ren nicht zum Worte. Im Neuen Testamente „also nur: die vier Evangelisten, und die Offen„barung Johannis.“ Wie ungeheuer! Mit den Aposteln scheint er überhaupt nicht recht zufrieden zu sein, §. 65. — Aber seltsam klingt es, daß in einem Buche der Bibel, und überhaupt in irgend einem Buche der Welt nach dieser Deutungsart nicht ein innrer Sinn zu finden sein sollte. Denn § 75. „jeder Buchstab des Alphabets bedeutet et„was in der Geisterwelt; und ein Vokal bedeutet „etwas von himmlischer Zuneigung oder Liebe.“ Glüklich ist die Familie O in Frankreich! Das Lustigste aber ist, daß ein Wort, je nachdem unser Seher es will, gerade das Gegentheil dessen bedeuten kann, was es sonst anzeigte. § 74: „Beim Jo„hannes I, 13 bedeutet Mann so viel als Unwahr„heit; denn Mann bedeutet im guten Verstande „die Wahrheit, und folglich im Gegensatze oder „im bösen Verstande die Unwahrheit“. Das ist erbaulich!

Uebrigens, und das ist wohl die Hauptsache, erhält man § 59 durch diese Korrespondenzien Umgang mit den Geistern. — Die Geister nun wohnen im Himmel; und da sind § 61. Rosenhaine, schöne Gefilde, Kornäkker, Häuser, Palläste, u. s. w. Es ist bekannt, daß Swedenborg bei seinen Verzükkungen im Himmel alles dort gerade so fand, wie hier auf Erden: Zimmer mit Fenstern, mit

geheiz-

geheiligten Oefen; Männer mit Schlafröcken und Pelzmützen. Als er einst im besten Erzählen solcher Visionen an einer wohlbesetzten Tafel in guter und lustiger Gesellschaft von vielen Damen war — denn diese hocherleuchteten Seher lieben die Tafel und die gute Gesellschaft, und die Damen, wie andre Erdensöhne — fragte ihn eine geistreiche Frau: Aber ist es denn im Himmel gerade so wie hier, solche Fische, solche Speisen, solche Teller, Messer und Gabeln? Er bejahete es. Nun, wer weiß, dennoch setzte sie sehr richtig hinzu, ob wir ihr nicht schon im Himmel sind?

Eine andere Idee von ihm ist: die Wirkung Gottes und des Teufels und der Engel und der bösen und der guten Geister auf den Menschen oder vielmehr im Menschen. §. 37. „Gott ist dem Menschen gegenwärtig, wenn dieser das Wort hat“ (sonst ist es also der Allgegenwärtige nicht?); „denn dann aber ist er mit ihm, wenn dieser den innern Sinn des Worts versteht. Im Menschen ist die Kirche.“ Weil aber, wie gesagt, gute und böse Geister im Menschen wirksam sind, so ist derselbe §. 72. die streitende Kirche! In dieser streitenden Kirche d. i. im Menschen, geht es so zu. (§. 71. 5): „den Mensch kann nichts von sich „selbst denken, nichts wollen; sondern alles fließt „in ihn ein, in seine Gedanken und seinen Willen: „das Gute und Wahre vom Herrn durch den Him„mel und durch die Engel; das Böse und Falsche

„aus

„aus der Hölle durch die bösen Geister. Dies ge„schieht in folgender Ordnung: Erst haben die bö„sen Geister ihren Einfluß, dann kommen die En„gel und zerstreuen denselben; so kämpfen böse und „gute Geister mit einander im Menschen, er aber „weiß und merkt nichts davon!“ Ist das nicht unglaublich ungeheuer? Erst die Annahmung zwei solcher feindlichen gegen einander wirkenden Prinzipien, wovon bald das Eine bald das Andere siegt: ein wahrer plumper Manichäismus! Und dann die Umstoßung aller Moralität aller menschlichen Handlungen; denn was ist des Menschen Kopf und Herz dann weiter, als der Tummelplatz der Geister, wobei er so wenig Verdienst oder Schuld hat, als das leblose Schlachtfeld an dem Siege bei Roßbach und Leuthen! — Daß aber der Mensch nichts davon weiß, ist höchst wichtig: denn §. 905. „wüßte oder merkte der Mensch Gottes „Einfluß in ihn, so könnte er sich in Gedanken da„gegen auflehnen wollen, würde gegen Gott zür„nen und erbittert sein; und dann wäre er ewig „verloren.“ (Also Gott vergiebt nicht?) „Nun „der Mensch jenes aber nicht weiß, so kann er wohl „zürnen und erbittert sein gegen andre Menschen „oder gegen sich selbst oder auch gegen das Schik„sal; dadurch geht er aber nicht verloren.“ Einen kleinen Umstand scheint bei dieser Offenbarung der neue Prophet übersehen zu haben; nehmlich, daß er klüger sein will als Gott, daß er auffdeckt, was

dieser

dieſer weislich verbarg, und daß itzt zufolge dieſer ſcheußlichen Offenbarung die Menſchen ja nun wiſſen wie es mit der Sache zuſammenhängt, und folglich die Sünde begehen werden, wodurch ſie ewig verloren ſind.

Endlich iſt — denn wer kann alles Seltſame, Widerſinnige, und ſich ſelbſt Widerſprechende angeben? — endlich iſt noch auffallend, wie er ſich über Gott ausdrükt. §. 13. „Der Himmel iſt Gott!“ §. 73. „Die „Bibel iſt Gott!“ Vorzüglich aber dringt er darauf: Gott ſei ein menſchlicher Gott, oder ein menſchliches Weſen; man weiß nicht, wie man ſich ausdrükken ſoll. (Bekanntlich findet ſich in Schriften deutſcher und ſchweizeriſcher Schwärmer dieſelbe Andringlichkeit der Idee eines menſchlichen Gottes, im Gegenſatz eines in höchſtmöglicher Abgezogenheit von ſinnlichen Begriffen zu denkenden Geiſtes, welchen Begriff bis itzt die vernünftige und religiöſe Welt davon gehabt hat.) §. 76. bis 78. „Gottes Geſtalt iſt menſchlich; „Gott iſt ein Menſch, aber unendlich und unerſchaffen. Auch die Engel und Geiſter haben „menſchliche Geſtalt.“ Die Beweiſe ſind faſt noch auffallender, als der Satz ſelbſt. „Im Himmel iſt „keine andre Idee von Gott, als daß er menſchlich ſei. Die Engel und Geiſter denken eben ſo „von ihm. Auch erſchien Gott dem Abraham „als ein Menſch. Alle alte Völker, von den weiſeſten bis zu den einfältigſten, haben ſich ihn ſo

„gedacht.

„gedacht. Auch die itzigen Völker (NB) die einen „einzigen Gott Schöpfer erkennen und anbeten, „haben die Vorstellung eines Menschen von Gott. „Auch die Einfältigen unter den Christen denken „so. Nur die überweise sein wollen, nannten Gott „unsichtbar, weil sie sich nicht vorstellen konnten, „wie Gott als Mensch hätte Himmel und Erde „erschaffen können. Die sich aber bloß zum Herrn „wenden, erkennen daß Gott ein Mensch ist.“ —

Am allerauffallendsten aber ist der Namen eines Volkes, auf welches sich Swedenborg beruft, welcher Namen oben wo NB steht, mit Fleiß von uns ist ausgelassen worden. Die ganze Stelle heißt so: „Auch die itzigen Völker, vorzüglich die „Afrikaner, welche einen einzigen Gott Schöpfer erkennen und anbeten, haben die Vorstellung „eines Menschen von Gott; und tadeln es, daß „Christen sich Gott als eine kleine Wolke aus Mißverstand des Wortes Geist denken, weil diese „Christen nicht wissen, daß auch jeder Geist ein „Mensch ist!“ Wie — ist der natürliche erste Gedanke — wie kömmt Swedenborg darauf, hier gerade die Afrikaner, und noch dazu vorzüglich zu nennen! Welch eine geographische Unwissenheit, dies Wort als den Namen eines einzigen Volks zu gebrauchen, da dieser große Welttheil so ungemein viele an Sitten, Sprache, Abstammung, äusserer Bildung, Denkart, Religion, durchaus verschiedene und zum Theil in keiner Verbindung leben-

lebende Völkerschaften enthält! Welche historische Unwissenheit, den unkultivirten Nazionen dieses Welttheils reine Begriffe von Gott beizulegen! Sollen diese sich etwa bei den Negern finden, deren Gott Mani ein wahrer Eulenspiegel ist, der Eier aussäuft, und Fälsche an deren Stelle geschikt genug wieder hinzustellen weiß *)? Oder bei den viehisch rohen Hottentotten? oder bei den halbwilden Marokkanern? oder den Räubern in Algier, Tunis und Tripoli? — Bald aber fällt einem dann ein, daß Swedenborg so schrekklich unwissend nicht war, daß er noch dazu in Schweden, England und Holland, wo er lange lebte, die bekanntesten Nachrichten von Afrika leicht haben konnte; daß also diese Hinweisung nach Afrika wohl einen geheimern Sinn haben mag. Und dann muß einem noch einfallen, daß der Sitz des zu suchenden Neuen Jerusalems gerade auch nach Afrika verlegt wird (Jäger S. 20). Man mögte hier seltsame Gedanken bekommen; — zumal da es im letzten § 97 zum Beschlusse sogar gerade zu heißt: „Der wahre Gottesdienst besteht darin, einen einzigen sichtbaren Gott zu verehren, in welchem der unsichtbare Gott, wie die Seele im Körper, ist!“ Wo, und wer ist es, der sich anmaßet, dieser sichtbare Gott

*) Man s. ausser den bekannten Reisebeschreibungen auch Meiners im Göttingischen historischen Magazin II. 4.

Gott, dieser Stellvertreter des Unsichtbaren zu seyn? Bis itzt verweiset die Geschichte auf diese Frage nach Rom.

Doch wir brechen hier ab, und lassen einen uns zugesandten Aufsatz, gleichfalls über Swedenborg, folgen.

* * *

Wenn man Swedenborgs schwärmerische Schriften liest, so geräth man zuweilen auf die Vermuthung: der gute alte Mann sei ein wenig verrückt gewesen. Wenn man aber wieder bedenkt, daß sein Charakter nicht heftig brausend, sondern sehr besonnen war, daß sein Temperament nichts Melancholisches noch Cholerisches an sich hatte, sondern er vielmehr, bei fast immer heiterer Laune und oft bei ziemlich jovialischem Sinne, Gesellschaften und gerade alles Gegentheil von Grillenfängerei und Einsamkeit liebte; wenn man bedenkt, daß er übrigens zu dieser selbigen Zeit ganz vernünftig sonst dachte und sprach und schrieb, so daß Personen aller Stände gerne mit ihm umgingen: so verwirft man jene Hypothese bald, und dann bleibt, meiner Einsicht nach, keine andre über, als daß man annimmt: er habe gethan, was, seiner beständigen Behauptung nach, die Verfasser der heiligen Bücher der Schrift gethan haben sollen; er habe einen innern tiefer verborgenen

Sinn unter Worte, die einen äussern andern Sinn anzuzeigen scheinen, versteckt. Schon diese seine Behauptung leitet auf die letztere Vermuthung, und sie wird durch die Betrachtung verstärkt, daß, nach dem bloßen Wortverstande genommen, die Lehrsätze des neuen Propheten gar zu platten kahlen Unsinn enthalten, als daß dieser ihn selbst oder andre verständige Leute hätte fesseln können. Zudem ist der Geist der berechnenden Mathematik und der beobachtenden Naturlehre gegenwärtig weitesten vom Geist der blindglaubenden und forschungsscheuen Schwärmerei entfernt, und ein guter Mathematiker und Physiker war er und blieb er immer: so dürfen wir ihn schon darum für keinen verblendeten Schwärmer halten kann.

Nach sorgfältiger Prüfung vieler seiner Schriften, so wie mancher Schriften seiner Anhänger, kann ich davon ihm keinen andern Gedanken hegen, als folgenden, den ich hier wie eine Erklärungshypothese vorlege: daß er nehmlich sei verwacht worden, dazu beizutragen, die Absichten einer thätigen und listigen Menschenklasse zu befördern, welche theils durch Schwärmerei die Köpfe zu verwirren sucht, theils unter fanatischen Grillen einzelne Winke ausstreut, welche nach Rom hinzielten, welche die Hierarchie erheben, welche die Jesuiten annehmlich machen. Alsdann, dünkt mich, und nur alsdann lassen sich die seltsamsten

seiner Lehrsätze leicht erklären: alles was er vom Himmel, von den Geistern, von Engeln, vom Herrn selbst sagt (s. auch Jänner, S. 32. die Note, 34 — 39)! Dazu seine auffallenden Behauptungen von Gott der Mensch ist, vom sichtbaren Gott*)! Wenn sein Gott so beschaffen ist, so mag es wohl wahr sein, daß Gott nicht vergiebt (s. oben S. 274)! Dazu kommen einige merkwürdige Aehnlichkeiten mit dem jesuitischen Buche: Des Erreurs & de la Verité; wovon ich zwei angeben will. Erstlich: die Behauptung zweier sich einander entgegenstehender Prinzipien; welches ein zu plumper Manichäismus wäre, wenn man unter dem guten Prinzipium oder dem sogenannten Gott wirklich den Allmächtigen verstände, und nicht vielmehr ein sichtbares Oberhaupt einer Religionsgesellschaft (sei es Papst oder Jesuitengeneral), das gerne allmächtig wäre. Zweitens, die Behauptung: daß die Menschen es ja nicht wissen dürfen, wie sehr und wie thätig Gott in ihnen wirkt, weil sie sonst sich gegen diesen Gott auf-

*) Freilich kann und wird ein Swedenborgianer sich immer dahinter stekken: es werde Christus der Gottmensch gemeint. Allein man sehe die Stellen selbst an, ob sie diese Deutung vertragen? Und vorzüglich bedenke man, daß dieser Gott keine neue Offenbarung, keine itzt erst den protestantischen Ländern zu machende Entdeckung wäre.

aufstehen würden; gerade wie jener französische Schreier ausruft: „Ach warum kann ich hier „nicht ohne Schleier den Namen dieser großen Ur„sache aussprechen, die den Menschen in allem lei„tet und unterstützt! Aber nein! seine Nennung „würde die meisten ganz abwendig machen!“*) Kann hiernach diese große Ursache, diese thätigwirkende Kraft Gott oder Christus sein? Gewiß nicht!

Man lese auch nur die Behauptungen des Schwedischen Propheten in den französischen Uebersetzungen und Auszügen, welche sein warmer Verehrer der Benediktiner Pernetty (ehemaliger Bibliothekar zu Berlin) davon geliefert hat (Berlin, 1782, 4 Vol. gr. 8.); so wird man manches auffallende finden. Mehrmal sagt Swedenborg: er rede bloß, wie der Herr ihm die Augen geöfnet und die Schrift erklärt habe. Er habe Befehl und Sendung (Ordre et Mission) vom Herrn. Der Herr habe ihm den Himmel gezeigt, und er beschreibe ihn aus Gehorsam gegen den Befehl des Herrn. — T. 1 S. 19; Das jüngste Gericht, so wie es in der Bibel beschrieben, sei wirklich 1757 in der Geisterwelt vorgenommen worden**) und er sei Augenzeuge davon gewesen.

„Der

*) [redacted] ganze Stelle in der Berl. Monatsschr. [redacted] S. 38.

**) [redacted] über dies Jahr 1757, wo die Jesuiten den ersten großen Stoß in Portugal bekommen, die Anmerkung im Jänner S. 31.

„Der Zustand der natürlichen und physikalischen
„Welt (fährt er in dieser merkwürdigen Stelle fort),
„ist nach dieser großen Revoluzion geblieben und
„wird bleiben, wie er ehemals war. Denn die Re-
„voluzion war bloß in der Geisterwelt. Im Poli-
„tischen wird alles seinen alten Gang gehen;
„Bündnisse, Kriege, Frieden wird sein nach wie
„vor. Die Zeichen, welche Christus als vor dem
„jüngsten Gerichte vorhergehend angab, muß man
„vom geistlichen Streite und vom Zustand der
„Kirche in diesen letzten Zeiten“ (— doch nicht
der Kirche, die im Jahr 1757 einen Stoß erlitt? —)
„erklären. Auch der Zustand der Kirche auf Er-
„den wird dem äussern Anscheine nach bleiben wie
„er war; aber die geistliche Freiheit wird durch
„den itzt entdekten geheimen Sinn der Schrift“
(d. h. durch die itzt von Swedenborg verbreiteten
Lehren) „wieder hergestellt werden, und die Skla-
„verei der Menschen, welche die Kirche auf Er-
„den ausmachen, hört auf“. — Wie kann man
mit einigem Scheine der Wahrheit, mit einiger Ver-
nunft sagen: daß die Christen einer uneingeschränk-
tern Freiheit bedürften? und daß die von Swedens-
borg, deutlich oder undeutlich, vorgetragenen neuen
Lehren ihnen diese Freiheit verschaffen könnten? Wel-
che Kirche ist in einem Zustand drükkender Sklave-
rei? — Aber freilich ist eine Religionspartey der Chri-
sten in einigen Ländern eingeschränkt; die [redacted]
sind es in den protestantischen Ländern, mit wel-
chen

chen Vorrechte im engsten Verstande, nähmlich in Holland und England, und (damals, wie er schrieb, noch mehr als itzt) in seinem eigenen Vaterlande. Wie nun in der vorliegenden Stelle die Christen überhaupt nicht kann gemeinet haben; hat er etwa die katholische Kirche gemeint? Er fährt fort: „Nicht von den Christen selbst hoffen die Engel sehr viel.“ (Kann dieses etwa heißen: Nicht von den Katholiken selbst hoffen die Jesuiten sehr viel?) „aber sie haben große Hofnung auf „eine von der christlichen Welt entfernte Nazion“. (Kann ist doch nicht der von der katholischen Welt entfernte Norden? Dessen Zurükbringung zur Kirche könnte ihnen allerdings viel Hofnung geben; die Kirche würde ihr Verdienst erkennen, und aus Dankbarkeit ihnen doch nur erst halb abgetrennten Orden völlig und ganz wieder in sich aufnehmen). „welche Nazion sonst die christliche Lehre nicht kannte, ihr sie aber lernt, sie von ganzer Seele „ergreift: und folglich den Herrn anbetet.“ Giebt es wirklich eine unchristliche Nazion, etwa die Kamtschadalen, oder Kalifornier, welche 1763 da dies geschrieben ward, die christliche Religion, gelernt hätte, und sogar Hofnung gegeben hätte, als Christen zu übertreffen? Warum reiste der neue Prophet, der doch fast immer auf Reisen war, und dann selbst von seiner Mission redet, nicht als Missionar zu einem solchen unkultivirten Volke, um die Hofnung der Engel zu befördern; sondern

blieb mit einer andern Lehre stets in protestantischen Ländern, deren Religionskenntniß doch eben nicht die schlechteste ist?

Diese Anfechtung meines unchristlichen Systems brinnge mich auf den Namen einer andern, welcher in ganz unglaublich seltsamer Verbindung vom Sw. genannt wird. Die Afrikaner sagte er, kennen und verehren den einzigen wahren Gott und Weltschöpfer; sie haben die richtige Idee von ihm (welche vielen unter den Christen fehlt), daß er ein Mensch ist; sie verehren also, dem wahren Gottesdienste gemäß, einen einzigen sichtbaren Gott, gleichsam als den Repräsentanten des Unsichtbaren! — Die Afrikaner? — In Afrika! (sagen die Swedenborgianer, und viele von ihnen verstehen dies wörtlich) liegt das neue Jerusalem! — In Afrika! — Was soll dis heißen? Da es unmöglich ist, daß Sw. hier den dritten Welttheil, den wir andern Menschen unter dem itzt Afrika genannt haben, verstehe; so muß man eine andre Deutung suchen. Da gewiß die Wörter Barbara, Celarent, nichts vom Barbarischen oder von Verbergen bedeuten, sondern nach ihren einzelnen Buchstaben betrachtet werden müssen; so gewiß derselbe ist, unsre verkehrte scholastische Geist, welcher jene Benennungen syllogistischer Figuren erfand, noch in dem Alter nach der Gelehrsamkeit der Jesuiten heischend ist: eben so gewiß muß man, meiner Einsicht nach, auch den

Wort

Worte J. H. J. aus demselben Gesichtspunkte betrachten. — Was aber bedeuten sie? — Das weiß ich nicht. Nur sehe ich, daß sich die Anfangsbuchstaben mancher bedeutenden Wörter darin zusammen gedrängt finden: Apostolisch, Fidelis (gläubig), Römisch, Jesuitisch, Katholisch!

Will man dies verwerfen, so deute man es anders! Oder vielmehr: man rede offen und allgemeinverständlich, daß es keiner Deutelei bedürfe! — Dies möchte ich auch über eine Stelle in Perau's angeführtem Buche sagen. In der Vorrede des ersten Theils sind Briefe und andere Papiere zur Erläuterung und Nachricht über den Seher und dessen Thaten abgedruckt. Wenn man aber nun recht begierig ist, zu erfahren, was denn dieser Missionnair des Herrn (wie er sich selbst nennt) eigentlich vorhatte; was eigentlich die von ihm verkündigte und beabsichtigte Neue Kirche des Herrn sein soll; welche vollkommen allgemein (Sammy, S. 15) sein wird, wegen welcher er große Reisen unternahm, wegen welcher itzt besondere Gesellschaften errichtet werden; welche sich zur möglichsten Verschwiegenheit (Sammy, S. 16) verpflichten müssen, und welche heimliche Gesellschaft bleiben (ebendas.); wenn man dieses neue [illegible] Religionsinstitut will kennen lernen, welches auf einen Gott in menschlicher Gestalt, einen sichtbaren Gott verweist: so muß

man fast bestimmt werden, folgenden in einem Briefe von Swedenborgs vertrauten Freunde, dem Schwedischen Kommerzienrath Springer in London an den Berliner Pernety vom 18. Jan. 1782 zu lesen (S. 74): „Es ist zuverläßig, daß „ich 2 oder 3 Wochen vor Swedenborgs Tode ihn „fragte, wann er glaube, daß das Neue Jerusa„lem oder die neue Kirche Gottes oder ... „sich offenbaren würde? Er antwortete: daß „kein Sterblicher die Zeit verher sagen könne.“ Diese Punkte nach dem letzten oder sind in der That sehr merkwürdig; das hier weggelassene Wort würde wahrscheinlich deutlichen, vielleicht zu deutlich, erklären, was unter dem Neuen Jerusalem oder der neuen Kirche eigentlich gemeint sei. Wahrscheinlich hat nicht Herr Springer in seinem Briefe, sondern nur Herr Pernety in dem Abdrucke desselben, dies Wort ausgelassen. Die Inzizirten werden es wohl wissen; aber auch wir Profane möchten, um die ganze Sache für unverdächtig halten zu können, diese Lükke gern ausgefüllt sehen. Hat man etwa durch die nicht völlige Auslassung dieses letzten Ortes unsere Neugierde körnen wollen?

Die Hauptsache wäre immer, aus Swedenborgs Lebensumständen Data aufzufinden, welche zeigten, in was für Verbindungen er etwa gelebt habe, und wer der Herr möge gewesen sein, der

der ihn belehrte, der ihm den Himmel offen zeigte, der ihn sandte? — Ich will anzeigen, was ich gefunden habe. Dieser seltsame und schwer zu entrathselnde Mann ist itzt gerade vor hundert Jahren geboren: 1688 d. 29. Jänner; er starb 1772 d. 29 März, auf einer Reise in London. — Auffallend ist es, daß Swedenborg so häufige und weite Reisen that: um, wie er und seine Freunde sagten, seine Bücher heraus zu geben. Dies ist sonst in Europa unter den Gelehrten nicht Sitte; auch scheint es auf keine Weise nöthig zu sein, um ein Buch zu schreiben oder um es in Druk zu geben, seine Heimath zu verlassen: man müßte denn die Materialien zu diesen Schriften anderswo zu suchen, oder über den Hauptgegenstand derselben mit abwesenden Personen sich zu besprechen haben. War dies der Fall mit Swedenborg? Seine Geister konnten ihm doch in seinem Zimmer erscheinen. Oder waren es etwa menschliche sichtbare Geister, wie sein Gott? — Noch auffallender ist es, daß die Epoche dieser seiner Reisen ziemlich genau mit der Epoche seiner völlig veränderten Schriftstellerei zusammen trift: indem er vorher über Mathematik, Mechanik, und Bergwerkskunde, seit dieser Zeit aber über das nahe Reich des Herrn, über das Neue Jerusalem, und über Geistererscheinungen schrieb. Im Jahr 1733 schrieb er das erste seiner theosophischen Bücher: Prodromus Philosophiae, gedrukt zu Dresden. Darauf that

er

er seine erste Reise von 1736 bis 1740. Und schrieb er 1741 sein zweites Werk; und so reiste er, und schrieb er fleißigst in den folgenden Jahren immerfort. — Am allerauffallendsten aber war es mir, daß eine der ersten dieser Reisen Swedenborgs nach Rom ging, wo er lange blieb. Nach Rom! So konnte er wohl im gewissen Sinne mit Wahrheit sagen (Jänner, S. 24): „er habe mit Petrus „ein ganzes Jahr geredet.“ Da er überhaupt sich damals in Italien ziemlich lange aufhielt, so mag auch damals geschehen sein, was er hinzufügt (ebendas.): „er habe mit Johannes dreimal ge„redet.“ Sah er etwa in Rom den Himmel offen? Erhielt er hier Ordre & Mission vom Herrn? Gelobte er ihm hier den Gehorsam? Erfuhr er hier die Nachricht von dem Zustande der christlichen Kirche, welche nicht auf die christliche, sondern nur auf die katholische Kirche paßt? Hier die Nachricht von der Afrikanischen einzig wahren Gottesverehrung, gegen einen sichtbaren menschlichen Gott? —

Von diesen großen auswärtigen Reisen Swedenborgs in der letzten Hälfte seines Lebens sagt sein Schwedischer Lobredner, der Bergrath und Ritter Sandel *): „Seit dem Jahr 1736 that er

„acht

*) Diese Lobrede steht auch in Pernety's Vorrede. Man s. Tome I. pag. 56. In dem Original: Aminelse-Tal, steht die Stelle S. 19.

„acht verschiedene Reisen in das Ausland, vor„nehmlich nach England und Holland. Doch „machte er in dem genannten Jahre den Anfang da„mit, Frankreich und Italien zu besuchen; wel„che Reise von 1736 bis 1740 dauerte. Die „Hauptabsicht dieser auswärtigen Reisen war, „seine neuen Schriften drukken zu lassen.“

Wenn man alles dies überlegt und verglichen hat, so entscheide man über die Wahrscheinlichkeit meiner Erklärungshypothese einer (meiner Einsicht nach) sonst höchst schwer, wo nicht gar unmöglich, zu erklärenden merkwürdigen Sache. Vorzüglich aber vergesse man nicht, daß ich selbst sie nur für eine Hypothese ausgebe; welche durch eine scharfsinnige andre Hypothese, oder gar durch eine ausgemachte historische Thatsache, widerlegt zu sehn, Niemand mehr als ich selbst wünschen kann.

7.

Sind die Namen Hans und Ilse deutsche oder fremde Namen?

Den Namen Hans hält man gemeiniglich für eine Verkürzung des biblischen Namens Johannes, als ob aus den beiden letzten Sylben Hannes, endlich Hans geworden sei. Allein es sind

verschiedne adliche Familien, in welchen der Namen Hans noch jetzo sehr gebräuchlich ist, und welche gewiß nicht zugeben würden, daß ein Kind aus ihrem Geschlechte, dem sie diesen Namen beilegen, Johann getaufet werde; indem sie sich auf eine beständige Ueberlieferung berufen, welche in ihren Häusern immer von dem Vater auf den Sohn gekommen ist, daß Hans ursprünglich ein ächter deutscher Namen sei, den ihre Vorfahren von undenklichen Zeiten her getragen hätten, deren keiner jemals Johann, sondern allemal Hans geheißen. Und mich dünkt, in dergleichen Fällen sei eine solche Ueberlieferung nicht ganz zu verwerfen, sondern verdiene wenigstens einige Aufmerksamkeit; besonders da die Etymologie dem deutschen Ursprunge dieses Namens gar nicht zuwider ist, und füglich von einem deutschen Stammwort hergeleitet werden kann.

Schilter sagt im Glossar: Anfi oder Hanfi hätten bei den Alten, Proceres, communi fortuna majores geheißen; und Jornandes berichtet von den Gothen, daß sie die Vornehmsten und Obersten ihres Volks: Hanses genannt haben. Hans würde also einen Vornehmen, einen angesehenen Mann bedeuten; und es ist gar nichts Ungereimtes darin, wenn man annimmt, daß dieser Namen, bei den alten Deutschen schon, in den vornehmen Häusern sei gebräuchlich gewesen, da es verschiedene so fest von den ihrigen behaupten, ih-

wel-

welchen er sich auch bis jetzt noch erhalten hat. Hernach, als es gewöhnlich ward, den Kindern die Namen ihrer Pathen beizulegen, ist er auch geringern Leuten gegeben, und endlich auch so gar in mächtigen Redensarten verächtlich geworden.

Man könnte ihn auch von dem alten deutschen Worte Hanse herleiten, welches eine Gesellschaft bedeutete. Hans hies ein Gesell, ein Mitglied der Gesellschaft, und diejenigen, welche zu einer Gesellschaft gehörten, nannten sich unter einander Hanse. Daher kömmt auch die Benennung der Hanse-Städte, welche fälschlich Hansee-Städte, und im Lateinischen zuweilen urbes maritimae genannt worden, als ob dieser Namen solche Städte bedeute, die an der See liegen, da doch verschiedene derselben weit von der See entfernt waren. Die Oberdeutschen, denen das Wort Hanse unbekannt war, machten, nach Frischens Bemerkung, Hansee-Städte daraus; bei den Niederländischen Schriftstellern aber, wird allemal Hanse-Stede, Hense Stede, Henze Stede gefunden, das ist verbundene Städte, die sich zu einer Gesellschaft vereiniget hatten, welches auch Schortel in dem Traktat. de singularibus in Germania juribus p. 497 f. behauptet.

Wenn also einem Kinde der Namen Hans beigelegt worden, so kann es vielleicht zuerst in der Absicht geschehen seyn, um es dadurch für ein Mitglied der Gesellschaft, des Hauses, oder der Familie

millie zu erklären. Es ist wenigstens allemal eben so wahrscheinlich, daß Hans ein ursprünglich deutscher Namen, als daß er eine Verkürzung des Namens Johannes sei.

Mit dem weiblichen Namen Ilse hat es eine ähnliche Bewandnis. Gemeiniglich will man ihn von Elisabeth herleiten. Aber Herr Oberlin bemerket, in seinem Glossar: bei dem Namen Adelheit, daß man diesen aus Lateinischen Adelaïdis, Adelaïdis, Adaliza, und zusammen gezogen Alix, Alix geschrieben findet, imgleichen daß er bei den Niedersachsen, auch in Elisa und Ilse ist verkürzt worden. Es sind adliche Familien, in welchen dieser Namen Ilse, bei den Töchtern eben so gewöhnlich ist, als Hans bei den Söhnen, weil sie ihn für einen ächten deutschen Namen halten, der von den ältesten Zeiten her in ihrem Geschlechte sei gebraucht worden, und sie würden ihn niemals mit Elisabeth vertauschen. Mir ist sogar der Fall bekannt, daß ein Prediger sich dadurch eine kleine Verdrießlichkeit zugezogen, weil er ein Fräulein bei dem Aufgebote Elisabeth genennt, die ihm ihren Namen Ilse aufgeschrieben hatte, und er ward genöthiget bei dem folgenden Aufgebot diesen Namen zu gebrauchen, weil sie behauptete, es sei ein ganz anderer Namen als Elisabeth, sie sei Ilse getauft, und wolle als Ilse aufgeboten sein. Nach meiner Meinung hat Herr Oberlin vollkommen Recht, daß er ihn für eine Verkürzung von Alisa oder Elisa hält.

Küstrin. Grosch.

Berlinische Monatsschrift.

1788.

Zehntes Stük. Oktober.

I.

Wider einen schmähsüchtigen Richter seiner Schriften.

(Martials vier und sechzigstes Sinngedicht des sechsten Buches.)

Du, kein Sohn von der harten Fabier Stamme, kein solcher,
Als dem ackernden Curius seine rothbäckige Hausfrau
Unter der Eiche gebiert, indem sie das Frühstück ihm hinbringt;
Du der Tygetinn und des vor dem Spiegel sich zupfenden Vaters
Sohn; du, dessen Braut mit besserm Rechte dich Braut nennt,
Wagest es, meine Bücher zu meistern, die Fama bewährt hat,
Setzest deinen Zahn an meine gefälligen Scherze,

Scherze, behaupt' ich, denen die gröſſeſten Männer des Hofes
Und der Stadt ſich nicht geweigert die Ohren zu leihen:
Die des unvergänglichen Silius Schränke verwahren;
Die der beredte Mund des Regulus öfter laut herſagt;
Die mein Sura, der Nachbar der Aventiniſchen Phöbe,
Jetzt den Kämpfen des Circus der nächſte, mit Lobe beehret;
Die ſelbſt unter der Laſt der Staatsgeſchäfte der große
Cäſar nicht unwerth hält zwei drei mahl mit Luſt zu durchblättern. —
Aber du haſt mehr Geiſt; Athen gab zartes Gefühl dir;
Pallas hat dir das Herz im Buſen unendlich verfeinert. —
Sterben will ich, iſt nicht ein Herz vom blutigen Fleiſcher
Unter hangenden Därmen und groſſen Pfoten und braunen
Lungen, ſchon alt und ein Gräuel der Naſe, durch alle
Gaſſen der Stadt geſchleppt, von gröſſerm Werthe, wie deines.

Auch

Auch erfrecheſt du dich das arme Papier zu verderben,
Und ſchreibſt Verſchen auf mich: doch kennt und achtet ſie niemand:
Was hingegen mein glühender Zorn nur einmahl dir einbrennt,
Das vergeht nicht, das haftet, das lieſ't die Welt und die Nachwelt;
Cinnamus ganze Kunſt kann das Brandmahl nicht wieder vertilgen.
Habe Mitleid mit dir; verſuche dein raſendes Maul nicht
Ferner ſo keck an der dampfenden Naſe des lebenden Bären.
Iſt er gleich zahmer Art, leckt Finger und Hände; ſo wird er,
Wann ihm die Galle ſchwillt, gerechter Eifer ihn aufbringt,
Wieder ein Bär. — An ausgeſtopften Fellen ermüde
Deinen Zahn, und ſuche ſtillſchweigendes Fleiſch zu benagen.

Anmerkungen.

V. 1. **Von der harten Fabier Stamme.**) Außer den Fabiern, die nebſt ihren Klienten auf eigene Koſten den Krieg wider die Vejenter unternahmen, und insgeſammt, drei hundert und ſechs an

der Zahl, auf dem Platze blieben, haben noch viele tapfre Fabier in der Konsulwürde Kriegsheere angeführet.

V. 2, 3. Als dem ackernden Curius seine rothbäckige Hausfrau unter der Eiche gebiert.) Curius war wegen seiner harten Lebensart bekannt. Er bestellte sein kleines Feld selbst, und empfing die Gesandten der Samniter, deren goldene Gefäße er ausschlug, vor seinem Heerde, als er eben auf einer schlechten Bank saß und aus einer hölzernen Schüssel Rüben speisete. Seine Gemahlin wird hier eben so hart geschildert.

V. 4. Du, der Togatinn . . . Sohn.) Die Römer, deren Nationaltracht die Toga war, nennt Martial Togaten. Togatinnen aber sind diejenigen Römerinnen, die zur Strafe ihrer Unzucht die Toga tragen mußten, da sonst die Tracht ehrbarer Weiber die Stola war.

V. 5. Des vor dem Spiegel sich zupfenden Vaters.) Die weibischen Schönlinge pflegten sich vor dem Spiegel mit kleinen Zangen die Haare auszurupfen: daher sie diesen Hausrath beständig bei sich trugen. Juvenal nennt den Spiegel das Reisegeräth des Weichlings Otho.

V. 10. Des unvergänglichen Silius.) Silius Italicus, der Verfasser eines historischen Gedichts vom Punischen Kriege.

V. 11. Der beredte Mund des Regulus.) Regulus, ein Freund des Martial, der ihn bei vielen Gelegenheiten nicht allein als den größten Redner schildert, sondern auch als den tugendhaftesten Mann erhebt. Plinius in seinen vertrauten Briefen verhöhnt nicht allein seine Beredsamkeit, sondern malt ihn auch mit den schwärzesten Farben ab: so daß man glauben möchte, beide Schriftsteller redeten von zwei verschiedenen Personen dieses Namens.

V. 12. Der Nachbar der Aventinischen Phöbe. Diana hatte auf dem Aventinischen Berge einen Tempel.

V. 13. **Sura .... jetzt den Kämpfen des Circus der nächste.)** Palfurius Sura, der in den Kapitolinischen Wettkämpfen den Kranz in der Redekunst erhalten hatte, konnte von dem Aventinischen Berge in den großen Circus sehen, wo die Thiergefechte und Fechterspiele gehalten wurden: welches ihm der Dichter im Vorbeigehen als einen Vortheil anrechnet, und dadurch dem Domitian, der diese Spiele gab, eine Schmeicheley macht. Vielleicht wollte er auch den Sura bei ihm beliebter machen; denn Domitian hatte sich ihm bei einer wichtigen Gelegenheit gar nicht günstig erzeigt. Als nehmlich Sura den Rednerpreis erhalten hatte, bat das ganze Volk den Domitian, ihn wieder in seine Würde einzusetzen, weil er aus dem Senat verwiesen worden war; der stolze Kaiser aber würdigte das Volk, wie Suetonius erzählt, nicht allein keiner Antwort, sondern ließ auch durch einen Herold ein allgemeines Stillschweigen gebieten.

V. 22 23. **Auch erfrechest du dich, das arme Papier zu verderben, und schreibst Verschen auf mich: doch kennt und achter sie niemand.)** Daß Martial seinen Kriticus als einen schlechten Poeten behandelt, darin konnte er doppelt Recht haben. Strenge Foderungen an Dichter, Maler und Tonkünstler lassen sich von denen leicht machen, welche gute Theorien im Kopfe haben; wenn aber dergleichen Richter ihre eigenen Kunstregeln in Ausübung bringen wollen: so findet man, daß sie uns nur mittelmäßige Gedichte, Gemälde und musikalische Stücke liefern. Hieran ist oft die Art schuld, wie sie ihre Studien gemacht haben. Wenn, zum Exempel, junge Liebhaber der Poesie sich in ihrer Kunst nicht genug üben; wenn sie statt vortreflicher Muster frühzeitig viele theoretische Schriften lesen, und besonders wenn sie über solche kritische Werke gerathen, die sie mehr mit den Fehlern der Dichter, als mit ihren Schönheiten bekannt machen: so werden sie sich nicht so wohl zu vortreflichen Poeten, als zu philosophischen Kunstrichtern ausbilden, und sich alsdenn nicht

mehr die Mühe geben, selbst Kunstwerke zu verfertigen, indem sie jetzt auf einem weit leichtern und kürzern Wege in ihrer Lieblingswissenschaft zu Ehren gelangen können. Denn da sie alle Regeln jeder Dichtungsart und alle Beweise dieser Regeln auswendig wissen: so erheben sie sich über alle ausübenden Künstler, fodern sie vor ihren Richterstuhl, und sind mit keinem unter ihnen zufrieden: welches kein Wunder ist, weil die Kunst nothwendig vollkommner ist, als der Künstler. Giebt man kunstfähigen Köpfen hingegen frühzeitig vortrefliche Muster, und haben sie selbst Lust fleißig hiernach zu arbeiten ohne jedoch die Welt mit ihren Schulübungen zu beschweren), so ziehen sie sich unvermerkt kleine Regeln von ihren Mustern ab. Wenn sie diese in der Folge mit den bereits abgezogenen Regeln weiser Kunstrichter verbinden, so werden sie bei ihren künftigen Ausarbeitungen diesen Regeln folgen, ohne sie sich allemahl in der allergrößten Deutlichkeit zu denken: welches auch nicht nothwendig ist, weil dieses zu furchtsam macht, den erfindenden Geist oft zurückhält und das Feuer der Einbildungskraft auslöscht. — Man vergebe uns bei einem an sich leichten Verse diese ausführliche Anmerkung: sie könnte vielleicht Einigen nützlich seyn.

V. 26 **Cinnamus ganze Kunst kann das Brandmal nicht wieder vertilgen.)** Daß Martial keinen andern Barbier nennt, als den Cinnamus, ist gleichfalls Satire. Cinnamus wollte ungern an sein voriges Handwerk erinnert seyn, seitdem er durch das Vermögen seiner Frau zum Ritterstande gelangt war. Im drey und zwanzigsten Sinngedicht des siebenden Buches verspottet er ihn abermahls, und sagt, daß er, als ein unwissender Mensch, nachdem er durch die Flucht sich nach Sicilien gerettet, wieder ein Bartscheerer würde werden müssen.

V. 31. 32. **An ausgestopften Fellen ermüde deinen Zahn, und suche stillschweigendes Fleisch zu benagen.)** Man pflegte die Jagdhunde bei ausgestopften Fellen anzulernen.

nen. Stillschweigendes Fleisch: ein höflicher Ausdruck, anstatt Aas. Greife Leute an, will er sagen, die sich nicht wehren können.

* * *

In diesem langen Epigramm hat Martial seinen Gegner auf einer Seite angegriffen, auf der man billig keinen gelehrten Gegner angreifen sollte: vielleicht weil dieser in seiner Kritik gleichfalls aus vielen Epigrammen des Dichters, die nach dem Geschmak der ausgearteten großen Stadt abgefaßt waren, einen allerdings trüglichen Schluß auf des Dichters eigene viehische Ausschweifung in der Wollust gemacht haben mochte. — Vielleicht hatte auch der Gegner alle bloß poetischen Fehler des Dichters, ohne seiner Schönheiten zu gedenken, auf Einen Haufen zusammengetragen, auch wohl Gedanken und Ausdrücke mit auf den Haufen geworfen, die gar nicht fehlerhaft waren, die man aber doch mit Hülfe einiger Sophisterei dafür ausgeben konnte: eben so wie man es ehemals so gar mit dem Virgil gemacht hatte, der doch jezt in den meisten Augen fehlerfrey erscheint. Martial, der nicht so sanftmüthig war, wie Virgil, oder auch kein so gutes Gewissen hatte, konnte die vorgeworfenen Fehler der Dunkelheit, der verlezten allerreinsten Latinität, (die man einem Spanier so gern vorwarf, einer sprachwidrigen Versezung der Wörter, einer Zweideutigkeit, eines Wortspieles, eines Flikwortes, eines bald etwas zu hohen, bald etwas zu niedrigen Ausdrukkes, eines Uebelklanges, eines kleinen Verszwanges, einer unnöthigen Wiederholung, und dergleichen Fehler mehr nicht alle widerlegen, und einige nicht ohne große Weitläuftigkeit widerlegen; auch wußte er sehr wohl, daß die Schadenfreude der Menschen, ja so gar mancher so genannten guten Freunde, die Widerlegung nicht einmal gern sieht, sondern lieber mitlacht, wenn über uns mit Recht oder Unrecht gespöttelt wird. Was that er also? Er brauchte statt aller Widerlegung das Argument des Ansehens: Wenn mich so viele der be-

sten Köpfe gern lesen, die ich hier öffentlich nennen darf: so muß ich doch wohl kein so verworfener Poet seyn, als ich, nach deiner Kritik zu urtheilen, seyn müßte — Hat der Kunstrichter überdieß seinen Tadel mit dem äußersten Hohn vorgetragen, hat er den Dichter durch falsche Deutung einiger Verse bey den größten Männern im Staat, ja wohl gar bey dem Kaiser selbst verunglimpfen wollen: so ist es kein Wunder, daß der aufgebrachte Poet seine Feder in Galle tauchte, und so gegen seinen ungenannten Censor schrieb, daß diesem die Lust vergangen seyn wird, sich zu seiner vielleicht eben so gelehrten als boshaften Kritik zu bekennen *).

Ramler.

2.

Noch ein Wort über das Luftsalz und dessen Verfertiger.

Das Luftsalzwasser ist keine geheime heilige Wundertinktur, sondern ein ekelhaftes Gemisch von Bitter- oder Glaubersalz und Urinmagma; und besitzt, wie man aus dieser Zusammensetzung schließen kann, nur geringe Wirksamkeit, und nichts weni-

*) Nachricht. Ein zweiter Theil des Martialis im Auszuge, von dem Verfasser ganz allein übersetzt und mit Anmerkungen und dem lateinischen Texte und dessen Varianten versehen, ist unter der Presse. Die wenigen in unsre Monatsschrift bisher eingerükten Sinngedichte sind Proben davon gewesen. A. d. H.

weniger als die Kraft alle Krankheiten zu heilen. — Es giebt überhaupt keine Universalarzenei. — Nur grobe Unwissenheit in medizinischen Kenntnissen kann Jemand zu der Behauptung verleiten: Es gebe eigentlich nur Eine Krankheit und folglich nur Ein Mittel.

Diese Sätze behauptete und bewies Thomas Katholikus in der Berlinischen Monatsschrift. Bei dem ersten stützte er sich auf das vollgültige Zeugniß zweier berühmten Chemiker. Bei den beiden letztern hatte er gleichfalls die besten Aerzte auf seiner Seite; und die Sätze scheinen schon an und für sich sowohl vernünftig als einleuchtend genug, um gesagt werden zu dürfen, ohne Gefahr der Verkätzerung zu laufen. Indeß hielt sie Herr D. Semler doch der Irreligion und des Naturalismus verdächtig. (Berl. Mon. 1786, Jun. S. 529 f. 1787, Jan. S. 43 f.)

Aber Herr Baron von Hirschen, der Verfertiger dieses Luftsalzwassers, schien dasselbe nun selbst aufzugeben. Er macht seit der Zeit ein anderes, von jenem sehr verschiedenes, aber eben so geheimes heiliges Wundermittel, Luftsalz genannt; wozu er also, wie der Name lehrt, ein Element weniger nimmt. Dieses Luftsalz ist — wie gleichfalls aus unsers treflichen Chemikers Herrn Professor Klaproth angestellter Prüfung hier gesagt werden kann —: ein Gemisch von Bitter- und Glaubersalz, und von einem Präparat des Anti-

moniums, welches einem Metallkrokus oder Spießglasleber ähnlich ist *). Dies hat freilich wirksamere Kräfte, und eigentlich nur zu wirksame; denn das Spießglas in diesem Zustande (wie es der Verfertiger, wegen seiner Unkunde in Chemie und Medizin, giebt, da er wahrscheinlich ein mildes Präparat, wie etwa das Kermes minerale, daraus hat bereiten wollen) ist bekanntlich ein sehr drastisches Mittel, und kann leicht höchst gefährlich werden. — Artig ist es übrigens, daß derselbe Mann nun sogar zwei Universalarzeneien erfunden hat: zur augenscheinlichen Widerlegung der Ungläubigen, die bisher sogar an der Existenz der einen zweifeln wollten.

So liegt die Sache, und so wird auch jeder Vernünftige sie leicht einsehen und beurtheilen. Wenn Hr. von Hirschen itzt erzählt und erzählen läßt **): er

*) Um es noch genauer anzugeben, besteht dies Arkanum: aus vier Theilen des Salzes, wovon der geringere Antheil Glauber- und der größere Bitterſalz ist; und aus einem Theil des schlecht bereiteten Antimonialpräparats, welches vom Regulus Antimonii martialis scheint gemacht zu sein, weil sich bei der Untersuchung auch Eisentheile darin fanden. — Man vergleiche mit dieser Klaproth'schen Bestimmung die ähnliche Angabe des Herrn Hofapotheker Meier zu Stettin, in Crells Chemischen Annalen I, 1, S. 21.

**) Z. B. durch Herrn D. Semler in dem Intelligenzblatt der Allgem. Litteraturzeitung.

er habe einige Kranke von der Gicht, oder von andern Krankheiten, durch sein Luftsalz geheilt; so kann man dies gerne glauben und zugeben, aber es beweiset nicht was bestritten wird. Man hat nie geleugnet, daß Glauber- und Bittersalz, und vorzüglich daß Antimonium wirksam sei. Aber seine erzählten Fälle — wären ihrer auch noch mehrere, da ihrer doch nur wenige sind; und wären auch keine verunglükte Fälle dazwischen, deren sich doch mehrere finden; — diese Fälle beweisen nicht und können nie beweisen: 1) daß sein Wasser und sein Salz Universalmittel seien, 2) daß sein Luftsalz überall unschädlich könne gebraucht werden.

Herrn D. Semlers eigenthümliche Beweise können vollends gar nichts beweisen. Er spricht, statt von Luftsalz, von Luftgold, und statt von Medizin, von Religion. Alchymie und Christenthum haben aber, wie man leicht sieht, so wie unter sich, so auch mit dem Hirschenschen Luftsalze, gar nichts zu thun; und man erstaunt billig, wie der gelehrte Mann diese heterogenen Dinge hat zusammenbringen können. Indeß hat er sie noch ganz neulich wieder zusammen gereimt *). Man muß ihm Glük wünschen: daß (nach S. 4.) „sein in atmosphärischer

*) „An Se. K. Hoheit Prinz Ferdinand von Preussen, von D. Semler, als er 13 Grane Luftgold „unterthänigst einschikte. Halle, 1788, 2 Bog. „in 4.“

„rischer Mineralerde gesäeter Goldsamen ihm als „Frucht das reinste Gold in erhabengewölbten „Blättern bringt;“ obgleich S. 16. erst „bald“ (also noch ist er es nicht) „der Zweifel wird besiegt „werden, daß ihm das Gold in den Kolben prakti„zirt worden.“ Und billig wünscht man ihm: daß, da (S. 15.) seine eigene Entdekkung ihn glüklich zur „Erzeugung des Goldes“ (S. 16.) gebracht hat, welche wir Uneingeweihte für das höchste und letzte halten würden, daß er nun auch noch (S. 16.) „die zweite höhere Stufe der geheimen Chy„mie, die Projektion einer Tinktur auf andre Me„talle,“ glüklich ersteigen möge! zumal, da er „es „nicht verheimlichen will, wenn er sie wird erstie„gen haben.“ Es ist ohne Zweifel sehr schön und sehr wahr, was er in seiner Begeisterung singt:

Daß Luna, Gold, Quekſilber himmliſch ſich verbanden,
Und du lebendig Gold aus ſchwangrer Himmelsluft
Geboren wurdeſt, dort in tiefer weicher Kluft. — —
Nun zeig dich, Luftquekſilber! zähle deine Ahnen;
Selbſt ein Hermaphrodite, in geheimen Bahnen,
Wo unſichtbares Feu'r, Vulkan in Lunens Kraft,
Unendlichen Merkur verdikt, und dich nun ſchaft,
Ein lebend Gold! — —
Bleich, gelb, braun, roth, ſetzt ſich das Gold auf ſeinen Thron. —

Be-

Belehre auch, Gold Gottes* alle Disputanten,
Die heimliche Chymiam eine Täuschung nannten!
Befrag sie von dem Feuer, das im Wasser
brennt,
Nach Wasserfeuer frage, das Vulkan nicht kennt.
Der heimlichen Chymia eignet diese Tiefe
Des umgekehrten Eies! —
— — — So wird aus Sole Gold,
Und Silber aus dem Mond; und beide sind sich
hold. —
Erst geben Viere Eins. Eins zählet drei nach;
Die sind auch wieder Eins; drei zählen Eine
Sach! —

Aber so schön und vortreflich dies auch klinget, und so viel vortreflicher es ohne Zweifel noch ist; so folgt doch aus diesen herrlichen und vorzüglich sehr

*) Man sollte glauben, das bis itzt aus der Erde gegrabne Gold, das dort durch die von Gott in die Natur gelegten Kräfte erzeugt worden, verdiene eher den Namen des Gottes-olds, als das nach der neuen Manier von Herrn Semler erzeugte Gold, welches allenfalls Sold Semlers könnte genannt werden — Indeß ist es freilich wohl gutes reines Natur- und Gottesgold, so wie wir alle es kennen; oder mit einem Wort: Goldschlägerblättchen, die in seiner mineralischen Erde sind, und also leicht daraus in schönen Blättern schon aufwachsen können. Man s. Klaproths vortrefliche und genaue Untersuchung des Semlerischen Luftgoldes, Berl. Monatsschr. 1787, Junius S. 574. f.

sehr deutlichen und lichtvollen Versen nicht: daß (S. 5) „das Luftsalz vortreflich“ sei, und daß H. Semler mit Recht diese von ihm sogenannte „gemeinnützige Arzenei vertheidige, welche hof„fentlich unter Friedrich Wilhelm II. endlich völlig „gerechtfertigt erscheinen werde.“ Hierüber kann nun wohl Niemand weniger, als H. Semler, urtheilen; der dieses Luftsalz weder chemisch noch medizinisch untersucht hat, und sich vielleicht nicht einmal träumen läßt, daß es seinem Hauptbestandtheile nach so sehr von dem Luftsalzwasser unterschieden sei, welches er vormals, auch ohne alle Untersuchung, so blindlings lobte.

* * *

So steht die Sache, und sie verdiente kaum erwähnt zu werden, wenn nicht Herr von Hirschen auf eine in der That unbegreifliche Art itzt ohne Aufhören verdienstvolle Berlinische Gelehrte angriffe. Schon geraume Zeit hat die Monatsschrift von ihm und seiner einen Universalarzenei geschwiegen, ja seiner andern kaum einmal erwähnt; geschwiegen hat man fast ein Jahr lang gegen seine öftern und eben nicht sehr feinen Angriffe in mehrern fliegenden Blättern. Da ihn aber sein Kitzel nicht ruhen läßt, und er noch ganz neulich einen in der That sehr unwürdigen Ausfall auf einen unsrer verehrtesten Männer ganz ohne Grund und Veranlassung thut; so müssen wir freilich wohl dem

Publi-

Publikum etwas mehr, aber hoffentlich auch zum letztenmale, über ihn sagen.

Vor einiger Zeit ließ Herr Baron von Hirschen einen Quartbogen, mit der Ueberschrift: „An das Publikum," in Berlin austheilen. Derselbe war hauptsächlich gegen die Berl. Monatsschrift gerichtet; aber wir schwiegen. Er spricht darin von der schwärzesten Seele des Thomas Akatholikus, klagt daß der Bibl. Biester gegen die Schwärmerei rede, klagt daß der O. K. R. Gedike über ihn gelacht habe. Es war leicht hierbei zu schweigen. Er ließ diesen Bogen hernach dem Intelligenzblatt der Allg. Litteraturzeitung (Nr. 22) einverleiben, und schikte noch einen Prologum galearum vorauf, welcher beginnt: „So „eben erfahre ich mit großem Erstaunen, wie der „D. Biester schon im verwichnen Jahre im ersten „Stük der Gelehrten Hallischen Zeitung mich mit „dem berufenen Cagliostro verglichen hat. u. s. w." Auch hierzu schwieg man. Nachher ist in den Gelehrten Hallischen Zeitungen selbst, der Wahrheit gemäß, erklärt worden: daß D. Biester nie eine Zeile an dieser Zeitung geschrieben hat, also jene Vergleichung mit Cagliostro, die auch gar nicht existirt, nicht könne geschrieben haben. Herr von Hirschen hat hernach öfter in dem Altonaischen Archiv der Schwärmerei gegen uns geredet; wir schwiegen. In jenem Bogen führt er Beweise und Zeugnisse an, welche die Sache eigentlich nicht beweisen und bezeu-

bezeugen *); wir ließen es gut sein. Er griff darin Herrn D. Oppenheimer an; dieser theilte uns eine Vertheidigung mit, die wir nicht einmal benutzten. Zum bedeutendsten Zeugen führte er Herrn Generalchirurgus Theden an, welcher uns eine bestimmtere Erklärung darüber zustellte, die wir nicht einmal bekannt machten. Da aber Herr von Hirschen durchaus das Stillschweigen nicht ertragen kann; gut, so mögen diese beiden Männer itzt reden.

I.

Ich sehe aus dem ausgegebnen Blatt: An das Publikum, daß das Luftsalzfeuer, welches ich längst erloschen glaubte, noch unter der Asche glimmt; und daß Herr Baron v. Hirschen mein Verfahren in Absicht des Lehmanns **) so vorstellt, als hätte ich bei der ganzen Sache mehr aus Handwerks-

*) Z. B. ein Herr Gärtner in Magdeburg erzählt: wie er einen Schlagfluß bekommen, sein sorgfältiger und geschikter Arzt die besten Medikamente und überdem spanische Fliegen und Elektrizität bei ihm gebraucht, er darauf für 17 Dukaten Hirschensches Luftsalzwasser getrunken; und sich itzt besser befinde. Nun sagt er: „ich kann daher mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich durch den Gebrauch des Luftsalzwassers vom Schlage geheilet bin.“ Man sieht leicht, daß dies nicht folgt

**) Man s. „Gedanken über Universalmittel und Luftsalz von D. Oppenheimer. Berlin, 1787, 8.“

werksneid wider ihn, als aus Arztpflicht für die bürgerliche Gesundheit gehandelt. Da ich aber eben so ungerne sähe, daß das Luftsalz als Universalmittel gebraucht werde, als daß das Publikum von mir schlechter denke, als ich bin; so finde ich für nöthig, so wohl die Stellen wo der Herr Baron unrichtige Fakta erzählt, als wo er unrichtige Schlüsse macht, anzuzeigen:

I. Gleich auf der ersten Seite sagt Hr. Baron v. H. zwar, daß ihm das Oberkollegium Medikum das Versuchen mit seinem Mittel zugestanden; verschweigt aber, daß ihm dies Versuchen nur unter Aufsicht der Aerzte zugestanden worden. Es war ja ganz natürlich, daß man einem Manne, der keine medizinischen Kenntnisse besitzt, nicht aufs Gerathewohl jeden Kranken anvertrauen kann, weil er ein Arkanum besitzt, das hier und da gute Wirkung gethan haben mag. Aus diesem Umstand aber, den der Baron mit Bedacht zu verschweigen scheint, wird es nun begreiflich, warum Ein Königliches Oberkollegium Medikum, auf meine Anzeige (nicht Klage) daß Herr Lehmann das Luftsalz 4 Tage mit übelm Erfolge, ohne mein Wissen, genommen, dem Baron das fernere Versuchen mit seinem Mittel untersagen mußte. Denn nun hatte er wider die ausdrükliche Vorschrift des Kollegiums gehandelt. Auch läßt sich von einem so erleuchteten Kollegium nicht vermuthen, daß es bei seinen Entschlüssen mehr für die medizinische In-

nung, als für die bürgerliche Gesundheit bedacht sein wird.

II. Der Baron sagt: „Gleich darauf verklagte „mich D. Oppenheimer beim O. Kollegium Medikum: „daß ich einen Schwindsüchtigen, dem er selbst nicht helfen „konnte, Medizin gegeben, worauf nur gedachtes Kol„legium mir sogleich bei namhafter Strafe verbot, „mich alles Kurirens, unter welchem Vorwande es im„mer sein möchte, zu enthalten.“ — Mich wundert, wie der Baron wieder eine Sache ins Publikum bringen kann, die so wenig vortheilhaft für seine Medizin und seine medizinischen Kenntnisse spricht. Ich bitte jeden unparteiischen Leser die ganze Geschichte des Lehmann in meiner angezeigten Schrift von S. 62—69 nachzuschlagen. Er wird finden:

1) Daß ich den Lehmann gleich beim ersten Besuch für unheilbar erkannte; und

2) den Baron nicht verklagte, sondern bloß anzeigte: daß er den Lehmann 4 Tage hinter einander sein Luftsalz ohne mein Wissen nehmen lassen: daß derselbe sich auf jede Dosis häufig und heftig gebrochen, und daß der Baron ihm immer das Mittel weiter zu nehmen rieth, obschon der Kranke diese ganzen 4 Tage da er es brauchte, verstopft war, und vorher schon öfter Blut gespieen hatte. Nach welchem allen aber sich der Baron, wie natürlich, ganz und gar nicht zu erkundigen brauchte: weil ein Universalmittel die Kranken doch kuriren muß, sie mögen ewig verstopft bleiben, oder

auch

auch immerfort Blut speien. Da ich aber an Universalmittel nicht glaube; so mußte ich, eben so natürlich, es als schädlich für meine Mitbürger halten, wenn einem solchem Manne ferner das Kuriren ohne alle Einschränkung überlassen würde. Ich mußte also pflichtmäßig anzeigen was ich gesehen hatte.

III. „Ob ich nun wohl diesem Kranken meine Arz„nei nur 4 Mal, und in allem 32 Gran gegeben; ob„gleich er den D. Oppenheimer vor wie nach ge„braucht, und allererst 6 Monat hernach starb; so gab „D. O. demungeachtet eine Schrift wider mich heraus, „worin er den Tod des Pazienten auf die Rechnung „meiner Medizin schrieb.“ — Hier finden sich 3 Unrichtigkeiten.

1) Freilich hat mich L. vor wie nach gebraucht, wenn dies heißen soll: ehe er das Luftsalz genommen, und nachdem er es genommen, und sich schlechter darauf befunden hatte. Aber von und während dem Gebrauche desselben erfuhr ich ganz und gar nichts, und besuchte auch den Lehmann nicht. Dies aber war doch wider die ausdrükliche Vorschrift des Oberkollegium Medikum.

2) Er starb erst 6 Monat nachher? Ich kann wahrhaftig vom 27 Oktob. 1786, da er das Luftsalz brauchte, bis zum 17 Jänner 1787, da er starb, keine 6 Monate zählen.

3) Ich hätte den Tod des Pazienten auf Rechnung der Hirschenschen Medizin geschrieben? Ich

sage vielmehr, in der Anmerkung S. 67 ausdrüklich: „ich bin zwar überzeugt, daß Herr Lehmann „auch ohne das Luftsalz kein Jahr mehr hätte leben können; allein bei einem Kranken, der so wenig leidet, wie H. L. litt, ists gewiß wider alle „Moral, ein unsicheres gefährliches Mittel zu versuchen, in der Rüksicht, daß er ohnedies sterben „müsse. Denn die Woche, die ein solcher Kranke „länger leben könnte, ist wahrer Verlust für ihn.“ Ich sage bloß: „Man kann sich aber leicht vorstellen, daß dieser heftige Angriff“ (das viele Brechen nehmlich von dem Luftsalze) „den Kranken „noch den Rest seiner Kräfte gekostet haben muß.“ Ich behaupte also bloß, und mit Grunde: daß das Luftsalz seinen Tod wohl um 1 oder 2 Monat früher befördert haben mag.

Im Archiv der Schwärmerei wird auch S. 29, f. die Sache so verdrehet: als hätte ich den Tod des Pazienten auf Rechnung des Luftsalzes geschrieben, da ich doch selbst gestünde, daß der Kranke am Durchfall gestorben, der erst nachher während meiner Kur entstanden. Ist dem Mann der dies schrieb, wirklich die tägliche nnd fast jeder Krankenwärterinn bekannte Erfahrung: daß die Schwindsüchtigen fast alle an der kolliquativischen Diarrhöe sterben, unbekannt; ist er wirklich noch so sehr Laie in medizinischen Angelegenheiten: wie kann er sich anmaßen über einen medizinischen Gegenstand zu schreiben? Ist ihm aber diese Erfahrung nicht unbe-

unbekannt; wie kann er denn den kolliquativischen Durchfall und die Schwindsucht für zwei verschiedene Krankheiten angeben?

IV. Weiter: „Die Klage des D. Oppenheimer, „und das darauf erfolgte Verbot vom Oberkollegium „Medikum, haben mich verhindert mehrere Zeugnisse „dieser Art dem Publikum vorzulegen, und dadurch „zugleich das Daseyn einer Universalarzenei zu beweisen.“

Das Daseyn einer Universalarzenei? Wie denn so? Gesetzt, der Herr Baron hätte noch 20 Zeugnisse von sehr weit gediehnen und doch von seinem Luftsalze geheilten Krankheiten beibringen können; wie hätte dadurch der Beweis einer Universalmedizin geführt werden sollen? Fassen 20 und 100 Krankheiten, wenn sie auch wirklich verschieden sind, denn schon den ganzen Inbegrif aller möglichen Krankheiten in sich? Sind 20 Krankheiten, weil sie sich an verschiedenen Theilen des Körpers und durch verschiedene Symptome äussern, deswegen auch eben so viele Gattungen von Krankheiten? — Er giebt noch hier S. 3 und im Archiv S. 7 eine seltsame Erklärung vom Universalmittel: daß es nehmlich ein Mittel sei, welches 100 Krankheiten kurire, zu deren Kur sonst hunderterlei Mittel erfordert werden. Ich begreife aber nicht, was insbesondere die Zahl Hundert für Wunderkräfte besitzt, um einer Arzenei die Universalität zu verleihen.

V. Der Baron wirft mir auch vor (im Archive S. 19): daß ich den Lehman nicht obduzirt; denn vielleicht wäre in seiner Leiche die Lunge eben so exulzerirt gefunden worden, als beim Grenadier Kurz und dem Musketier Drost: und dann hätte ich mich überzeugen können, daß keine Kur möglich war, und daß das Luftsalz keinen Schaden gethan. — Ich muß gestehen, daß meine Schlüsse anders würden gelautet haben. Wenn ich bei Eröffnung einer Leiche nach dem Absterben finde, daß die ganze Lunge vereitert ist; so schließe ich daraus nicht, daß dieser Zustand der Lunge schon im Anfange der Krankheit so gewesen: sondern ich vermuthe vielmehr das Entgegengesetzte. Bei so schlechter Beschaffenheit der Lungen schon im Anfange, glaube ich, wäre der Kranke auch schon zu der Zeit gestorben; denn die Lungen sind ein gar zu nothwendiges Organ zur Lebensverrichtung. Ich urtheile also, daß diese Vereiterung erst nach und nach so weit gediehen. Wenn also ein Schwindsüchtiger das Luftsalz gebraucht, und man findet nach seinem Tode die ganze Lunge vereitert; so kann man das Luftsalz, das so sehr Brechen erregt, von der Vermehrung und Beschleunigung der Lungenvereiterung nicht frei sprechen. Ich sehe also nicht ein, was für Licht in Beziehung auf das Luftsalz mir in diesem Falle die Obduktion hätte geben können.

Ich wiederhole demnach hiermit mein Glaubensbekenntniß: Universalmittel sind Schimären.

Das

Das Luftsalzwasser, wie es der Baron sonst verfertigte, wirkt nicht heftig; und kann da, wo gelind auflösende und abführende Mittel nützlich sind, gebraucht werden. Das Luftsalz aber ist ein heftiges Brechmittel, und ist allenthalben schädlich, wo dieses schädlich ist.

Berlin, März 1788. Oppenheimer.

II.

Was ich dem Herrn Baron von Hirschen (laut seines ausgegebnen Blattes) von dem Luftsalzwasser attestiret, ist in Absicht des Behrend *) Wahrheit. Es ist auch wahr, daß dasselbe sich bei Manchen wirksam bewiesen. Daß alle andre Genannte aber nicht geheilet, sondern gestorben sind! In meinen Lazarethen haben die Leute leben müssen, wie er es verlanget **).

*) H. v. Hirschen hat in seinem Blatte des Herrn Gen. Chirurgus Theden Bericht über diesen Behrend drukken lassen. Man sieht daraus, daß bei diesem an Engbrüstigkeit und Brustschmerzen äusserst gefährlichen Kranken mit großem Succeß das Luftsalzwasser gebraucht ward; aber doch nicht dieses allein: sondern auch andere Mittel, als Blutigel circa anum, Infusum frigidum corticis Peruvani, Solutio Cascarilli.

**) H. v. Hirschen will nehmlich mit der versäumten Diät und dem nicht gehörigen Gebrauche seines Mittels es entschuldigen, wenn seine Kranke nicht geheilt werden.

Was aber das Luftsalz anbetrift, über welches er ein Privilegium verlangt, und worüber ich Sr. Königl. Majestät Bericht erstatten mußte, das konnte ich gar nicht loben; sondern mußte Sr. K. Majestät nach Pflicht melden: daß er hierüber nicht privilegirt werden könnte.

Ich halte also das Luftsalzwasser für keine Universalarzenei; das sogenannte Luftsalz aber für ein zu gewagtes Mittel, womit man das Publikum nicht belasten darf.

J. Ch. A. Thedens

Berlin,
1. April 1788.

* * *

Dieses so sehr mit den bisherigen Behauptungen der Monatsschrift übereinstimmende gültige Zeugniß hatten wir in Händen; und ließen es nicht drukken. — Aber der Herr Baron, der auf eine seltsame Weise sich einbildet, als wären die Bestreiter seiner angeblichen Universalmittel parteiisch und leidenschaftlich gegen ihn gesinnt, da doch Niemand ein persönliches Interesse gegen ihn haben kann; der nicht einsieht, daß Vernunft und Wahrheit das heiligste Interesse geben; und der hingegen selbst, von der heftigsten Leidenschaft verblendet, alles aufbietet, um seine Arkana bei Ehren zu erhalten, und alle ehrliche Männer schimpft, die

ihre

ihre Vernunft nicht bis dahin verleugnen, um an Universalmittel zu glauben; — dieser Herr Baron scheint auf den verdienstvollen und von ihm selbst ehemals als Gönner verehrten Greis einen bittern Haß geworfen zu haben, weil derselbe berichtet hat: Ein heftiges Antimonialbrechmittel sey heftig und gefährlich. Man traut seinen Augen kaum, wenn man folgende Stelle in einem Aufsatze des Herrn von Hirschen liest, in dem Anzeiger des Deutschen Merkurs, Mai 1788 S. LV.

„Was mir der General-Chirurgus Theden, der „alte redliche Deutsche (so scheint er doch jedem selbst „nachher gethan hat, das weiß, die Hauptsache we„nigstens, nur Gott allein. Er sei Richter zwischen „uns beiden. Er strafe den Frevler, sei er von uns „beiden wer er wolle, hart, in meiner so gut wie in „seiner bald herannahenden Sterbestunde, wo der „Flor von unsern Augen wegfällt, wo alle großaussehenden Plane, aller Schimmer und Flitterstaat, verschwindet.“

Hier ist des würdigen Mannes Erklärung dagegen.

* * *

Mit äußerster Verwunderung lese ich im Anzeiger des Deutschen Merkurs einen Ausfall des Herrn Freiherrn von Hirschen auf mich; der mich zwar nicht in Ansehung der Bestrafung in der herannahenden Sterbestunde beunruhigen wird, und

welche Unruhe Ihn zu treffen ich nicht wünsche. Aber ein ehrenrühriger Ausdruk in diesem seinen Aufsatze fordert mich wider Willen auf, folgendes zu sagen.

Es ward mir von einem Arzte aus Magdeburg ein Kästchen mit Hirschenschem Luftsalzwasser zugesandt: um doch auch damit Proben zu machen; es wirkte vortreflich. Versuche mit einem Mittel, das keine schadliche Wirkungen geäußert, da zu machen, wo nichts wirksam werden will, halte ich nicht für unrecht. Ich gab es Einigen, welche mich darum ersuchten; es äußerte Wirkungen, obgleich es nicht heilte. Ich erhielt 3 Luisdor dafür; welche ich redlich abgegeben. Ehe ich es mir versah, kam Herr Baron von Hirschen hieher nach Berlin, und trat in mein Zimmer; er eröfnete mir sein Vorhaben: Beweise von der Unfehlbarkeit seines Universalmittels abzulegen. Ich schlug ihm vor: wenn er seiner Sache gewiß sei, sich unheilbare Kranke in der Charité dazu zu erbitten; es ward ihm abgeschlagen.

Ich hatte 10 unheilbare Kranke, an Schwind- und Wassersucht, und dem Krebs; ich zeigte sie ihm, und fragte: ob er sich solche mit seinem Luftsalzwasser zu heilen getraute? Ja, war die Antwort. Ich übergab sie ihm mit höherer Erlaubniß. Bei einem dieser Pazienten *) war die Wirkung und

*) Dem oben S. 315 genannten Behrend.

und Besserung auffallend; daher der Herr Regimentschirurgus Bonesse ihm auch einige übergab; und ich attestirte die gute Wirkung bei dem Einen. **Alle andere aber sind, so wie die des Herrn Bonesse, gestorben.** Ich zeigte Herrn von Hirschen oftmals **mein Mißtrauen bei Universalarzeneien** an; er sah **selbst die übeln Ausgänge**: gleichwohl war er von seiner Meinung nicht abzubringen.

Sein Luftsalzwasser nahm ab; er gab **ein sogenanntes Luftsalz**, welches Brechen und Purgiren erregte. Er gab auch dieses dem Herrn Lieutenant von Oppen, welcher an einer chronischen Ischiatik litt; und Hülfe erlangt hat: woher, ist hier der Ort nicht, zu untersuchen. Es äußerte dieses sogenannte Luftsalz bei Andern **schädliche Wirkungen.** Herr Professor Klaproth und andre geschikte Chimici haben dieses sogenannte Luftsalz untersuchet, und gefunden, daß es Crocus metallorum oder Hepar Antimonii sei.

Als es hier Herrn v. H. verboten ward, Arzeneien zu geben, ging er nach Potsdam, und bat um ein Privilegium, auf sein Luftsalz; und berief sich auf mich. Des Königs Majestät sandten mir die Vorstellung allergnädigst unter dem 6. März 1787 zu, darüber zu berichten. Herr v. Hirschen jammerte mich; aber Pflichten gegen meinen Herrn und König, und gegen das Publikum, waren stärker. Doch schrieb ich an Se. Majestät: „das

„Luft-

„Luftsalzwasser habe einige gute Wirkungen ge„zeigt; das sogenannte Luftsalz aber sei nach ge„schikter Chimicorum Untersuchung ein Metall„krokus oder Hepar Antimonii, und daher in un„wissenden Händen gefährlich; und er könnte „also über letzteres nicht privilegirt werden.“

Herr Freiherr v. H. nahm dieses so übel, daß er mir eine Rechnung von 80 Rthlr. für seine Medikamente, mit welchen er Proben gemacht, zusandte. Ich antwortete ihm: es schiene, als wollte er mich, wie auf Universitäten gewöhnlich, wie einen Fuchs prellen; was ich je von ihm verlangt, würde ich bezahlen, und weiter nichts. — Welches nun von diesen beiden ihn so böse gemacht, kann ich nicht sagen.

Dies ist alles, was ich mit Herrn v. Hirschen vorgehabt, außer manchen Höflichkeitsbezeigungen. Ob er sich oder mir mit seiner Anzeige geschadet, ob er oder ich „frevelt“: mag das Publikum nun beurtheilen.

Berlin, d. 5. Septemb. 1788. J. Ch. A. Theden.

* * *

Es ist wohl nicht nöthig, noch etwas hinzuzusetzen. Herr Baron von Hirschen mag nun immerhin die dritte oder die vierte Universalarzenei erfinden; und Herr D. Semler mag sie in Versen oder in Prosa lobpreisen. Das Publikum wird wissen,

wiſſen, ob es dieſen Herrn oder berühmten Aerzten und Chemikern mehr trauen will. Nur bitten wir jene Herren, die Berliniſche Monatsſchrift und die hieſigen Gelehrten, wenn es Ihnen anders möglich iſt, über dieſe Sache in Ruhe zu laſſen.

3.

Ueber Tod und Unſterblichkeit.

An Amyntor.

Schon lange wallet unter dir im Thal
Der Saaten goldne Fluth nicht mehr,
Vom Weſtwind aufgereget, hin.
Auch hat den letzten Segen ſchon
Der Ueberfluß aus ſeinem Schnekkenhorn
Verſchüttet. Auch von deinem Traubenhügel iſt
Das Blut Lyäens ſchon gefloſſen, und das Feſt
Des Freudengottes ging bei frohem Tanz
Und lautem Scherz und vollen Bechern hin.
Bald (und vielleicht iſt heut der letzte Tag,
An dem der Himmel lacht), bald werden Sturm
Und Ungewitter ſich vom feuchten Süden her
Erheben, und des Ozeanes Wellenſchaum
Bis an die Sterne ſchwingen;
Bald fließen in einander Tag und Nacht.

Die

Die schwangern Wolken bersten dann,
Und gießen Meer' herab; den Strom,
Der immer höher schwillt, faßt bald sein Bett
nicht mehr.
Mit rauhem Ungestüm durchbricht er Deich und Wall,
Und Feld und Trift verschwinden unter ihm.
Kaum hebt die Erl' aus trüber Fluth
Die nakten Arme, kaum der Weidenstamm
Sein knotenvolles Haupt —
Bald führt der ewge Greis, dem Silberreif
An seines Hauptes Lokken hänget, dem
Ein Tannenkranz die düstre Stirn umzieht,
Des Jahres letzte Stund' herauf; und angeweht
Vom Todeshauche seines Mundes, stokt gemach
Der kranke Puls der sterbenden Natur. —

Dies alles, Freund! was so dein Blik umher
ersieht,
Und du annoch von naher Zukunft ahndest, füllt
Dein Herz mit Unmuth, dekt mit Wolken deine
Stirn.

„Geschieht — sagst du dir' selbst: — dem Erden-
balle das,
„Der festern Stoffes ist; wie wird es mir ergehn,
„Mir, dessen Wesenheit aus zarterm Zeug besteht,
„Als je Arachnens kunsterfahrner Finger wob?

„Wie

„Wie leicht wird der zerrissen! Ach!
„Dazu bedarfs des kleinsten Zufalls nur;
„Nicht erst des Stahles, den in sichrer Hand
„Die unerflehlichste der dreien Schwestern führt. —
„Und hab' ich nicht den Herbst des Lebens schon erreicht,
„Dem auf dem Fuß der harmerfüllte Winter folgt?
„Ha! was ich Schönes je mit allen Sinnen trank,
„Deß allen bin ich unempfänglich bald:
„Taub der bewegten Luft, des Lichtes Strahlen blind. —
„Und war ich auf Erkenntniß und Erfahrung stolz;
„Was wird es sein um diesen theuern Schatz,
„Den ich mit Sklavenarbeit, unter Sorgen, mir
„Und langer Selbstverleugnung sammelte?
„Was wird es sein, wenn, abgenutzt
„Vom steten Brauch, das Hirn zum Siebe wird,
„Nur, leider, zu geschikt, durch weite Oeffnungen
„Den ganzen Reichthum durchzulassen?
„Was wird es sein, wenn des Vergangenen
„Erinnerung, in der ich noch
„Des Lebens Hefen trinke, diese selbst
„Dem Jammernden entfleucht? —
„Und fällt der Vorhang; nun so war das alles nichts
„Vielleicht, des Lebens Scen' ein Traumbild nur,
„Das die Vergessenheit in ihren Strudel zog,

„Zum

„Zum Meeresgrund, den nichts ersättiget,
„Der kein Verschonen kennt, für ewig es hinab zu
„reißen.“ —

Nicht weiter, mein Geliebter! — Fantasei
Verführt zu Labyrinthen leicht,
Aus denen Rettung die Vernunft umsonst versucht.
Nicht alles ist verloren, wenn der Fluthenstrom
Des Lebens sich verliert. Der Erde mürber Grund
Behält ihn nicht. Gleich dem berufenen
Ihererstrom, bricht er gewaltiger hervor,
Und setzt den neuen Lauf
In weiteren Gestaden unaufhaltsam fort.
Kein Sonnenstäubchen geht verloren. Was ein Theil
Des Weltalls einmal ist, bleibt ewig dessen Theil.
Vernichtung wäre mehr als Wunder; mehr vielleicht,
Als Allmacht je bewirken kann.
Tod ist Verwandlung überall.
Verwesung stellt den Keim des Lebens wieder her.
Des Lebens nicht, das du mit Lust und Qual
Hier unterm Mond verlaufen sahst;
Das hoffe nicht! da würdest du den alten Rhein
Die lange schräge Bahn hinauf
Zum Gotthard eher wiederkehren sehn.

Der Wurm begann, der nie vom Strauch,
An dem er nagte, sich erhob.

Schon

Schon hat er aufgehört, was er begann, zu sein.
Aus abgestreifter Hülle schwingt
Mit blendendem Gefieder
Der Lüfte neuer Bürger sich empor. —
So ahnd' auch du ein bessres Loos,
Als dir hienieden ward; und ahnd' es um so mehr,
Weil hier schon weit, weit unter dir
Das gränzenlose Reich beseelter Wesen stand.
So weit der Elefant den Wurm,
Deß Leben Eines Tages Länge mißt,
Auch hinter sich zurükke läßt;
So weit der Adler auch
Den Luftbewohnern allen sich zuvor
Mit Kraft und Würde zum Olymp erhebt:
So reichen ewig diese doch
An Menschenkraft und Menschenhoheit nicht.

Was in dir lebt und denkt und wirkt,
Ist auf dem Erdenraum, ist, außer dir,
Ist Tiefen, in der Höhe, nicht
Zu finden. — Freund! ein Wesen, wie das Unsre, bleibt
Unmöglich hier auf untern Stufen stehn.
Dem Staub vermählt, begannen wir.
Tod und Verwesung lösen bald das Band,
Das unsern Aufflug hemmete.

Dem Manne sind nicht Namen fürchterlich;
Das sind sie Kindern nur, und Schwächlingen,
Und Alten, die Natur zu Kindern wieder macht.
Tod und Verwesung sind
Begriffe, die des Weisen Herz
Mit Freud' und Hoffnung überfüllen. —

O, diese Weisheit, lerne sie mit mir!
Erfahrung und Vernunft entbieten uns,
Wenn wir nur hören wollen und verstehn,
Zu Lehrerinnen sich.

Rateuau
Im November 1787. Blum.

4.

Rede des Freiherrn von Spiegel, Kurators der Universität zu Bonn.

Mit Vergnügen machen wir diese uns von einem katholischen Gelehrten aus Bonn übersandte Rede bekannt; und wir zweifeln nicht, daß auch unsre Leser mit Vergnügen die richtigen und edlen Grundsätze der Erziehung, die in derselben herrschen, bemerken werden. Am merkwürdigsten ist jedoch unsers Bedünkens das freimüthige Urtheil des Herrn Kurators

rators über die Jesuiten, und über den vielleicht unheilbaren Schaden, den sie in katholischen Landen überall durch die ehedem an sich gezogene Direktion der Erziehung gestiftet. Desto mehr Dank verdienen die edeln Männer, die der durch die Erziehung der Jesuiten gelähmten und unterjochten Vernunft die Fesseln abzunehmen und ihr eine neue freiere Bahn zu eröfnen Muth genug haben!

Mit welchen Schwierigkeiten indeß der würdige Verfasser dieser Rede zu kämpfen habe, wird man aus nachstehendem Schreiben des Einsenders am besten ersehen:

„Da alles, was Deutschlands Aufklärung betrift, „in Ihre vortrefliche Monatsschrift aufgenommen „zu werden verdient, so glaube ich, Ihnen durch „Einsendung einer Rede nicht zu mißfallen, die im „verwichenen Jahr auf hiesiger hohen Schule bei „der Einführung eines neuen Rektors durch den „Universitätskurator Freiherrn von Spiegel gehal„ten worden ist. Sie zeugt von seiner eignen Den„kungsart sowol, als von dem Zwek, welchen er „bei der übernommenen Erziehungsaufsicht zu er„reichen sich bestrebt. Er wird auch gewiß auf „künftige Generazionen glüklich wirken, wenn er „durch seinen Kurfürsten gegen Kabalen mit Nach„druk unterstützt wird. Denn das Erziehungswe„sen nach seinem Plan in einem Lande zu überneh„men, wo der gröste Theil der Geistlichkeit un„wissender und eben so herrschsüchtig ist als in „Portugal und Spanien: dazu wird ein Grad von „ungewöhnlicher Stärke der Seele erfordert.

„Bonn d. 18 August 1788."

Akademiſche Mitbürger,

Bei der Amtseinſetzung des neuerwählten Rektors feiern wir zugleich das Jahrgedächtniß der Einrichtung der hieſigen hohen Schule; ich kann daher keine ſchiklichere Gelegenheit ergreifen, als die, welche mir der heutige Tag darbietet, um von den Vortheilen zu reden, deren Sie, junge akademiſche Mitbürger! durch dieſe Anſtalt theilhaftig werden können.

Nur erſt alsdann weiß der Menſch das Gute recht zu ſchätzen, wenn er die Folgen des Böſen in einem merklichen Grad empfunden hat. Dieſe auf Erfahrung gegründete Wahrheit zwingt mich, Sie auf die Zeiten ihrer Väter, die unter den Händen einer bekannten Ordensgeſellſchaft gebildet wurden, zurükzuführen, um Sie von dem glüklichen Zuſtande, worin Sie Sich durch die weiſen Anordnungen unſers Landesfürſten verſetzt finden, zu überzeugen, und um Ihnen die Nothwendigkeit darzuthun, dieſe Gelegenheit, gute Menſchen und brauchbare Bürger zu werden, nicht unbenutzt vorüber gehen zu laſſen.

Was für ein Studienplan in unſerm deutſchen Vaterlande, vor Entſtehung der Jeſuiten, herrſchte; iſt ſchwer zu beſtimmen: und nebſt dem iſt dieſe Epoche ſo ſehr außer unſerm Empfindungskreiſe, daß ihr das Intereſſante, was ſie für uns haben könnte, durch jene Zeiten, wo die katholiſche Partei

tei die Nothwendigkeit eines bessern Unterrichts einsah, genommen wird: und von dieser Zeit werde ich reden. Eine Gesellschaft Männer, die die schwere Erziehungslast freiwillig und unentgeldlich zu übernehmen sich erbot, sahen unsere Väter mit Recht, als wohlthätige Gottheiten an; und den Wilden ähnlich die unter den Geschenken der Europäer nichts böses vermuthen, überließen sie sich mit ihren Kindern diesen so menschenfreundlich und uneigennützig scheinenden Männern ohne Zurükhaltung. Auch benutzten diese das blinde Zutrauen recht! Sieben Jahre führten sie den Jüngling durch eben so viele Klassen; und am Ende des Schulkursus konnte derselbe kaum mehr als Ciceros Briefe aus dem Latein in ein schlechtes Deutsch übersetzen. An jene Wissenschaften, die den Verstand aufklären, und ihm die Richtung geben, wodurch er zu höhern Kenntnissen vorbereitet wird, ward nicht gedacht. So trat der Jüngling aus dem Gymnasium zu der hohen Schule über; aus Denken nicht gewöhnt, häufte er nur sein Gedächtniß mit den Wissenschaften an, wovon er einst im bürgerlichen Leben die Anwendung machen sollte. Die in jenen Zeiten erlassnen Gesetze und getroffnen Einrichtungen im Justizwesen und in andern wesentlichen Zweigen der Staatsverwaltung bürgen für die traurige Wahrheit meiner Schilderung. Ueberall lagen verworrene Begriffe zum Grund; um, und auf den Thronen der Regenten fühlte

man die Fesseln, die das Ansehen der Lehrer geschmiedet hatte. Und hätte diese Erziehung nur Einfluß auf unsere irdische Glükseligkeit gehabt: so wären die gewesenen Generazionen allenfalls nur zu bedauren, weder Reichthümer noch den daraus herzuleitenden feinern Genuß des Lebens gekannt zu haben. Allein unsere heilige Religion, diese Stütze der Staaten, ward durch den verkehrten Unterricht in ihren Wirkungen gehindert: die Neigungen des Menschen wurden nicht zur Ausführung der erhabenen Pflichten, die uns unser göttlicher Lehrer vorgeschrieben hat, gelenkt. Gutes und Böses thun, ward mithin nur Werk des Zufalls, das Temperament drükte die Wagschaale auf die eine oder andre Seite. Die durch das Ansehen gewisser Männer und ihrer Meinungen gefesselte Vernunft machte den Menschen zum erwachsenen Kind; unwissend wie dieses, war er das Opfer fremder und eigener Leidenschaften. Bei diesen auf den Verfall der Wissenschaften zusammenwirkenden Umständen haueten die Gottesgelehrten Systeme, deren Gewebe von Spizfindigkeit auf wenige Augenblikke den Verstand unnüzer Weise beschäftigten, und dem Gedächtniß allenfalls eingeprägt wurden; allein an die Art, wie der Mensch zur wahren Erkenntniß Gottes, und der hieraus entstehenden Nothwendigkeit der Erfüllung seiner Pflichten kommen kann, ward nicht gedacht. So zerfiel endlich Moral, und mit ihr die wahre Liebe des Nächsten, der Grundpfeiler

mensch-

menſchlicher Glükſeligkeit. Kürze halber muß ich mich hier auf die drei letzten Jahrhunderte und — kaum wag ich es zu ſagen — noch auf die Nachrichten jener Gegenden Deutſchlands berufen, wo der Geiſt dieſer Zeiten die Mächtigen der Erde noch jetzt belebt. Hier entfernte ſich die Menſchheit, ſtatt der Vervollkommnung näher zu kommen, immer mehr von ihrem Ziele. Sie vernehmen jetzt zwar die Sprache meiner Empfindung; denken Sie aber immer, junge Freunde! die Geſchichte iſt ihr Organ! Stellen Sie nur Vergleichungen jener Zeiten mit den Ihrigen an, und — Sie werden Selbſt daraus ſchließen, daß die göttliche Vorſehung alles hienieden zu unſerem Beſten leitet. Der Menſch mußte durch alle Stufen des Elends, das er ſich ſelbſt zugezogen hat, wandern, um dieſe und künftige Generazionen vor dem Rükfall zu bewahren. So werden wir durch die Verirrungen unſerer Väter klüger; ſo ſind dieſe finſtern Zeiten ſelbſt ein Antrieb des Fortſchreitens in der Kultur des menſchlichen Verſtandes geworden.

An Sie, liebe junge akademiſche Freunde! muß ich mich in meiner Rede wenden; denn an jene Männer — von denen ich ſelbſt lernen muß, was der Menſch war und einſt werden kann — dieſe Sprache zu führen, verriethe Unwiſſenheit des Orts und Eigendünkel. Sie muß ich bitten, zu betrachten: was abſichtlich unrichtig geführter Unterricht für Greuel unter den Menſchen anſtellen

kann; und um Sie im entgegengesetzten Fall von dem seligen Zustande, dessen Sie fähig werden können, zu überzeugen, so überschauen Sie mit mir das Feld der Wissenschaften, wo Sie an der Hand der Erfahrung geführt werden sollen, um glüklicher als Ihre Vorfahren, zu brauchbaren Bürgern erzogen zu werden.

Von den Elementen alles Wissens, von der Buchstabenkenntniß, werden Sie zur gründlichen Erlernung Ihrer Muttersprache, nachher der gelehrten, lateinischen und griechischen, geführt. Von dort aus öfnet sich nach und nach, der Entwikkelung Ihres Verstandes zufolge, das Feld aller Wissenschaften. Man lehrt Sie die Arithmetik, Algebra, Geometrie, Erdbeschreibung, Universal- und vaterländische Geschichte, Dicht- und Redekunst. Endlich werden Sie in das wahre Heiligthum ächter Philosophie nach allen ihren Theilen eingeweiht; und so bereitet diese Sie zu den künftigen Berufswissenschaften vor, worin Sie Sich jezt auch hier vervollkommnen können.

Ein Vorurtheil aber, das Ihnen an der Ausführung der vollkommenen Bildung schaden könnte, besteht in einer Art Abneigung, die ich in Ihnen gegen die Mathematik wahrnehme. Ich liebe Sie zu sehr, ich sehe Ihre Glükseligkeit zu sehr mit der meinigen verbunden, als daß ich hievon bei dieser öffentlichen Gelegenheit schweigen könnte. Ein Wort muß ich Ihnen über den

Werth

Werth dieser Wissenschaft sagen, bevor ich meine Rede schließe. Die Trokkenheit der ersten Anfangsgründe in der Mathematik giebt Ihnen vielleicht eine Art von Widerwillen; und durch dieses Gefühl getäuscht, machen Sie den übereilten Schluß auf ihre Unnützlichkeit. Die Absicht ist nicht, aus Ihnen bloße Mathematiker zu bilden; allein man will Sie gewöhnen, von den ersten Jahren her, alle Dinge genau, von allen Seiten zu betrachten, und zu vergleichen, bevor Sie schließen, was es ist: und hierzu ist die Lehre der Größen das einzige wirksame Mittel. Diese trügt nicht: sie giebt also dem, der sie kultivirt, Richtigkeit im Denken; und ohne diese finden Sie Sich in tausend Vorfällen des bürgerlichen Lebens, wo nichts als der Verstand entscheidet, verloren. Sie sehen also die Unentbehrlichkeit dieser Wissenschaft, die Sie einst vor Uebereilungen und Verirrungen sicher stellt. Ueberwinden Sie in Ansehung der vielen Vortheile, die daraus entstehen, die erstern Unannehmlichkeiten; die Folge wird Sie genug dafür belohnen. Auch in der Physik, dieser in allen Theilen des menschlichen Lebens so unentbehrlichen Wissenschaft, können Sie ohne vorher erlernte Mathematik keinen Fortgang machen.

Die Erinnerung an jenes Vorurtheil bringt mich auf den Unwillen, den sich die Erziehungsdirektion von Ihnen und Ihren Eltern dadurch zugezogen zu haben scheint, daß die Schüler nach

befundener gänzlichen Unfähigkeit aus der Klasse der Studierenden fortgeschaft werden. Das Härte, welches vielleicht beim ersten Anblik hier aufstößt, fällt bei kalter und genauer Ueberlegung weg. Schätzen werden Sie es vielmehr, daß jede Einrichtung nach ihrem wahren Endzwek ohne alle Nebenabsicht behandelt wird. Sie treten ins Gymnasium, um Sich zum Dienst des Staats oder zu Ihrer eigenen Beschäftigung durch die Erlernung der Wissenschaften fähig zu machen. Der Dienst des Staats aber erfordert in allen seinen Fächern brauchbare Bürger. Dies setzt zu den besondren Aemtern auch besondere Fertigkeiten des Körpers oder des Geistes voraus. Die Erlernung jeder Art von Fertigkeit erfordert eine gewisse Anlage des Körpers, und eine bestimmte Zeit zu ihrer Erreichung. Heranwachsende Jahre benehmen dem Körper oft die Empfänglichkeit dazu. Unglüklich wird daher das Subjekt gemacht, das, ungeachtet seines Unfleißes, zum gelehrten Stand durch die Schulen geführt wird. Denn es wird in die Unmöglichkeit, auch in einiger Art dem Staate nützlich zu sein, gesetzt; denn auch zu seinen eigenen Geschäften taugt der nichts, der dem angebornen Trägheitstrieb nachgab: Gewohnheit fesselt ihn, und er wird sich und andern zur Last. Ist es also nicht Pflicht des Staats, solche Subjekte aus der gedachten Klasse so früh zu entfernen, damit sie sich durch die Entwikkelung ihrer Anlage auf die eine

oder

oder die andere Art zum Dienst des Staats geschikt machen können? Hingegen wie ruhig, wie zufrieden kann der Jüngling seiner Versorgung entgegen sehen, der einst als ein fleißig und fähig befundener Mann sich dem Fürsten darstellen darf! Das Zeugniß seines geprüften Fleißes und seiner Geschiklichkeit bahnt ihm itzt dort den Weg hin, wozu er sonst nur durch demüthig hergeholte Empfehlungen gelangen konnte. Wem kann hier aber auch der Gedanke entgehen, daß die Eltern nicht sehr weise handeln, die aus übel verstandener Zärtlichkeit gegen ihre Kinder, oder aus andern Gründen sie der öffentlichen Erziehung entziehen. Ich glaube mit Recht diesen Eltern die Hintansetzung der bürgerlichen Pflichten vorwerfen zu können. Man sehe nur auf die ehemaligen Staaten Griechenlands; entstand der unerschütterliche Patriotismus unter ihnen anders woher, als aus der allgemeinen öffentlichen Erziehung? Die Bürger der Republik sahen sich durch den vertrauten Umgang, den sie von der ersten Kindheit her mit einander genossen hatten, als Brüder, an. Durch übereinstimmende Denkungsart auf eine Absicht geführt, wurden die Banden der Gesellschaft immer enger, und wirkten Wunder. Diese Bande der Gesellschaft, die sonst durch so unendlich viele Rangordnungen unserer großen und kleinen Europäischen Staaten geschwächt werden, könnten durch einen wohlgeführten, öffentlichen Unterricht besser als

durch

durch die ungeheuren Heere von Söldnern erhalten und bestätiget werden. Frühe lernen die Knaben, um Freunde zu bleiben, ihre gegenseitige Fehler übersehen. In dieser durch die Nothwendigkeit hervorgebrachten Stimmung der Seele erhalten sie denselbigen Unterricht in der Religion und Philosophie; durch Geist und Herz verbunden, sehen sie sich wie Kinder eines Vaters an, die unabläßig an der Wohlfahrt ihres Vaterlands arbeiten werden. Ich weiß, daß man mir vorwerfen wird: jedes Individuum erfordere auch eine individuelle Erziehung; dies ist richtig gedacht, allein falsch angewandt. Denn der größte Haufen ist nicht im Stand, für jeden seiner Kinder einen besondern Lehrer zu halten; und nur der arithmetisch größte Theil verdient des Staats ausschließliche Sorgfalt. Wenn nun die Väter ihre Kinder in die öffentliche Schule schikken, wenn diese einst werden, was jene sind; so verspreche ich mir, daß auch sie wieder die ihnen gegebenen Lehren bei ihren Kindern anwendbar machen werden. Bei jedem Vorfall werden sie dem Kinde die Verbindung, worinn seine Handlung mit dem Wohl seines Nächsten steht, zeigen, und ihm nach dem Maaßstab seiner intellektuellen Eigenschaften beweisen, daß nur durch Beförderung des Wohls der Andern sein eigenes zunimmt.

Wenn Sie, akademische Mitbürger, von der Wahrheit dessen, was ich gesagt habe, überzeugt sind, wenn Sie fühlen, daß Sie die Glükseligkeit, welche

welche Sie einst hienieden genießen werden, der Güte und der Weisheit Ihres Fürsten schuldig sind: so werden Sie gewiß nie aufhören, Sich durch Folgsamkeit als dankbare Unterthanen zu zeigen.

5.

Karl Friedrich Flögel, ein Mann von Verdiensten um sein Vaterland Schlesien und um die gelehrte Welt, starb den 7. März 1788, in einem Alter von 59 Jahren. Seit 14 Jahren, da er als Professor der Philosophie an der Ritterakademie zu Liegnitz stand, verdankt ihm mancher edle Mann seine frühere Bildung zum richtigen Denken, zu bessern Gesinnungen, und zugleich zu Geschmak und Kenntnissen. Er besaß eine ungemein ausgebreitete Belesenheit und große Kenntniß der Litterargeschichte, und nicht bloß (wie man aus seiner „Geschichte der komischen Litteratur" schließen mögte) im Fache der Dichtkunst, sondern auch der Geschichte, der Weltweisheit, und andrer Wissenschaften. Seine biederherzige Treue, seine liebreiche Gefälligkeit schätzte jeder, der ihn kannte.

Wir machen hier einen Aufsatz von ihm bekannt, den er uns einige Zeit vor seinem Tode für die B. Monatsschrift zuschikte, und dessen umständlich malendes Detail ein lebhaftes Interesse über die ganze schrekliche Scene — welche nie wieder unsern Gränzen sich nähern müsse! — verbreitet.

Die

Die Flucht von Breslau nach Rawitsch im Jahr 1760.

Den 1. August trat Herr von Pachall, dessen zwei Söhne ich unterrichtete, sehr früh in mein Schlafgemach, und sagte: Breslau würde von den Oestreichern belagert, ich sollte also meine Sachen in Ordnung bringen, indem wir noch heute abreisen würden, um der Gefahr einer Belagerung zu entgehn. Fast hätte ich seinen Worten keinen Glauben beigemessen, wenn mir nicht sein ernsthaftes Gesicht Bürge genug gewesen wäre, daß er nicht scherze; und ich ward auch bald von der Wahrheit überzeugt, als ich auf allen Seiten von den Wällen kanoniren hörte. — Der Feldzeugmeister Laudon, der mit seiner Armee bei Parchwitz gestanden, und kurz vorher in der Akademie zu Liegnitz einem Balle seiner Offiziere beigewohnt, hatte einen forzirten Marsch gethan; und seine Truppen standen am Morgen des 1 Augusts rund um Breslau herum. Weil unsre Abreise sich bis gegen Mittag verzog, so durchwanderte ich unterdeß die Stadt, theils um Neuigkeiten einzuziehn, theils das Betragen der Einwohner zu beobachten. Ich fand auf den Straßen eine Menge beschäftigter Menschen, deren Gesichter alle sehr traurig und finster aussahen. Die Häuser der Bäkker waren geschlossen, weil ein großer Haufen tumultuirender Men-

Menschen sie belagert hielt, der mit Gewalt Brot erpressen wollte, welches noch sollte gebakken werden. Die Kellerlöcher wurden allenthalben verstopft; die Fenster mit Wollzüchen (Bettüberzüge) verhangen; und eine Menge Wagen und Schleifen durchkreuzte die Straßen, indem die Einwohner ihre besten Sachen in sichre Keller bringen ließen.

Gegen Mittag reisten wir auf zwei Wagen ab; wozu sich noch die Frau Hofräthin Reußner mit ihrer Familie fand, die uns begleiten wollte. Es ward beschlossen: unsre Reise nach Brieg zu richten, weil wir auf diese Weise den Oestreichern am ersten auszuweichen glaubten. Gerade als wir auf der Zugbrükke am Ziegelthore uns befanden, ward nahe bei uns auf dem Walle eine Kanone gelöst, wodurch die Pferde so scheu wurden, da wir uns in dem dikken Dampfe befanden, daß wir Gefahr liefen, in den Wallgraben zu stürzen. Die Leute vor dem Thore ruften uns zu: wir sollten um Gotteswillen nicht weiter fahren, weil alles hinter den Holzstößen gegen Morgenau zu voll rother Panduren stehe, die uns gewiß plündern würden. Um dieser sehr wahrscheinlichen Gefahr zu entgehn, kehrten wir um, und beschlossen: durch das Sandthor nach Oels zu reisen. Die Wachen ließen uns ungehindert durch; aber wir befanden uns oft in augenscheinlicher Lebensgefahr, indem beständig von den Wällen auf die vor den Vorstädten stehenden Oestreicher gefeuert ward. Hinter der Kirche

zu

zu den 11000 Jungfrauen, begegnete uns der letzte Preussische Vorposten: ein Unteroffizier von der Freipartei mit 6 Mann, die ihren Weg nach der Stadt zu nahmen. Ein Paar hundert Schritt weiter fanden wir in einem Gesträuch den ersten Oestreichischen Vorposten, der aus einem Unteroffizier und 6 Grenadieren bestand. Wir wurden befragt: wer wir wären, und wohin wir wollten? Wir sagten: nach Oels. Der Unteroffizier versetzte: Sie müssen Sich bei dem Lieutenant melden, den Sie bald antreffen werden. Kurz hierauf sahen wir einen Offizier mit 50 Mann ganz langsam uns entgegen rükken. Er that die nehmlichen Fragen an uns, und sagte: Sie müssen Sich bei dem Hauptmann melden. Nachdem wir eine Weile gefahren, erblikten wir unter einem Weidengebüsch an der Straße eine ganze Kompanie Grenadiere, die sich mit ihrem Hauptmann in das Gras gelagert hatten. Wir wurden auf die vorige Art befragt, und der Hauptmann sagte zu unserm Schrekken: ich kann Sie nicht fort lassen, sondern Sie müssen Sich bei dem General Müfling in Karlowitz melden. — Nun fingen wir an es zu beklagen, daß wir Breslau verlassen hatten; doch wir fanden in Zukunft noch weit mehr Ursache, dies Klagelied anzustimmen. — Wir hatten auf unserm Wagen ein Fäßchen Ungarischen Wein, welches durch das schnelle Fahren und Schütteln ein Loch bekommen hatte, und auslief. Da wir es

nicht

nicht fortbringen konnten, so gab Herr von Pachali den Grenadieren den Wein Preis, die ihn mit ihren Bärmützen auffingen, und frohlokkend bis auf den letzten Tropfen austranken.

Wir mußten itzt dem Befehl gehorchen, und fuhren also queerfeld ein nach Karlowitz, wo das Grenadierkorps sich gelagert hatte, welches General Müsling befehligte. Als wir in das Dorf kamen, fanden wir noch zwei Wagen, die aus Breslau geflüchtet waren; einer gehörte einem Kaufmann Wagner, und der andre dem Färber Förster, der vor einigen Jahren eine Art von Türkischroth erfunden hat. Auch befanden sich einige Juden da, die sich auch nach Oels hatten flüchten wollen. — Die Grenadiere sahen unsre Wagen mit Koffern und Bettsäkken beladen, stiegen auf, und fingen an abzupakken, in der Absicht uns zu plündern, indem sie unsre Habseeligkeiten für eine rechtmäßige Beute ansahen. Unsre Vorstellungen, Bitten und Flehen war umsonst; sie sagten bloß: „Bei Gott ist Gnod! ihr seid vom Feind, es ist „halter alles unser." Indem wir mit großem Schrekken ihrer Geschäftigkeit zusahn, und im Begriff waren unser Eigenthum auf einmal zu verlieren; trat ein Offizier von edlem Ansehn zu uns, und rief: „Herunter Grenadiere! ich nehme sie in „meinen Schutz." Dieses war kein geringerer, als der Prinz von Sachsen-Koburg, der kurz hernach den 15 August in der Schlacht bei Liegnitz

blieb, und auf dem Wahlplatze nicht gefunden werden konnte, weil man ihn vermuthlich nicht gekannt, ausgezogen, und bald begraben hatte. Sanft ruhe seine Asche! — Die Grenadiere gehorchten seinem Befehl augenblicklich, und gingen beschämt davon. Der Prinz fragte mit größter Leutseligkeit: wer wir wären, und was wir für Absichten hätten; er fügte hinzu: wir müßten etwas verziehn, bis der General Müsling aufwache, der in einer Scheune schliefe, um sich von dem forzirten Marsche zu erholen. Er bezeigte sich auf alle Weise als Menschenfreund gegen uns. Ich erinnere mich noch mit größter Rührung, wie er auch mir auf einem blechernen Teller ein großes Glas mit ungarischem Wein brachte, und sagte; Fürchten Sie nichts, es soll Ihnen Niemand ein Haar krümmen. Er bot uns seine Tafel in seinem Quartiere an, welches wir aber verbaten, weil wir aus Furcht und Angst nicht essen konnten. — Nach zwei Stunden erwachte endlich General Müsling, und der Prinz ließ ihm melden: daß einige Breslauer da wären, die gern nach Oels wollten. Nun dachten wir sicher bald an den Ort unsrer Bestimmung zu kommen; allein der General ließ uns sagen: er könne uns nicht fortlassen, sondern müsse es erst dem Feldzeugmeister Laudon melden. Dieser hatte jenseit der Oder in Höffichen sein Hauptquartier, und wir verloren also die Hofnung gänzlich, diesen Tag noch Oels zu erreichen.

Der

Der General schikte einen Major Namens Burman ab; und, da wir diesen erst des Abends wiederzusehn glaubten, kam er wider unser Vermuthen in kurzem zurük, und sagte uns: der Feldzeugmeister befände sich eben dießeits der Oder, und rekognoscire; er ließe uns aber befehlen, nicht nach Oels zu gehn, sondern wieder nach Breslau zurük zu kehren. — Dieser Befehl war uns ein Donnerschlag; denn wir waren erst mit Lebensgefahr dem Kanonenfeuer entgangen, und sollten ihm nun wieder entgegen gehn. Ich sehe noch das Schrekken und die Todtenfarbe, die sich besonders auf den Gesichtern unsrer Frauenzimmer verbreitete, und höre noch das Weinen unserer Kinder. Wir mochten dem Major vorstellen: daß wir unschuldige Leute wären, die am Kriege keinen Antheil hätten; so antwortete er doch nichts als: „Da ist bei Gott Gnod! Sie müssen halter nach „Breslau, wenn auch die Kugeln durch Ihren „Wagen fahren; das ist der Befehl des Feldzeug„meisters.“ — Indem wir vor Schrekken noch ganz sinnlos waren, näherte sich uns ein wohlgewachsner freundlicher Offizier, dessen heitres und offnes Gesicht schon Trost versprich, und redete uns also an: „Ich bin der Major Breunlingker von „Modena, und sehe, daß Sie unschuldige Leute „sind. Die Sache muß dem Feldzeugmeister nicht „auf die rechte Art vorgestellt worden sein; ich „werde gleich auf meine Gefahr zu ihm reiten, und

„Ihre wahren Umstände anzeigen, wenn ich auch „darüber sollte in Arrest kommen. Es thut mir „leid, wenn unschuldige Leute unverdienter Weise „sollen in Lebensgefahr gestürzt werden.“ Das Gesicht dieses Menschenfreundes war für uns das Gesicht eines Engels; und ich segne noch heute das Andenken dieses treflichen Mannes. Er setzte sich unverzüglich aufs Pferd, und war uns wie ein Blitz aus den Augen. Als er zurükkam, sagte er zu uns: „Ich habe dem Feldzeugmeister die gan„ze Lage Ihrer Umstände vorgetragen, und wußte „es im voraus, daß es wider seinen Charakter ist, „unschuldige Leute in Lebensgefahr zu bringen. „Er läßt Ihnen sagen: Sie sollten nicht nach „Breslau, auch nicht nach Oels gehn, weil sie den „Kosaken leicht in die Hände fallen könnten, da „die Russen in der Nähe sind; sondern Sie sollen „bei Oswitz über die Schiffbrükke gehn, und sich „jenseits der Oder nach Kanth begeben, wo Sie „bis auf weitre Order warten sollen.“ — Die Nachricht von der Annäherung der Russen war uns ganz unerwartet, da wir in Breslau kein Wort davon gehört hatten. (Die in Karlowitz zu uns gestoßenen Juden mußten wieder zurük nach Breslau, wobei die Grenadiere sie beständig mit dem Aufhenken bedrohten.) Da uns der Weg von Karlowitz nach Oswitz nicht bekannt war, so ersuchten wir den General Müsling um eine Salvegarde, die uns bis zur Schiffbrükke begleiten möchte;

er schikte uns einen Kuiraſſier von Altmodena, der vor unſern fünf Wagen herritt. Wir fanden in dem Oeſtreichiſchen Lager noch keine Zelter; ſondern die Grenadiere lagen unter freiem Himmel auf Stroh. — Als wir ein Paar Stunden gefahren waren, und die Sonne eben untergehn wollte, befanden wir uns an der Furt eines kleinen Fluſſes, und hatten noch immer nichts von der Oder und der Schiffbrükke geſehn. Hier bekannte der Kuiraſſier, daß er den Weg zur Schiffbrükke verfehlt habe, und, weil ſich der Abend nähere, er wieder ins Lager zurük müſſe. Da wir ihn nicht aufhalten konnten, ſo mußten wir ihn mit einer Reiſezehrung zurük reiten laſſen.

Nun war guter Rath theuer: wir befanden uns in einer unbekannten Gegend; die Nacht brach ein; und die Furcht vor den Ruſſen wirkte ſichtbar auf unſre Geſichter. Wir hatten eine Landkarte vom Breslauiſchen Fürſtenthum bei uns, welche wir hervor zögen, um zu ſehn, in welcher Gegend wir uns ungefähr befänden. Wir ſahn bald, daß der kleine Fluß, an deſſen Furt wir hielten, die Weide war, und daß jenſeit deſſelben ein Dorf Namens Haaſenau liegen müſſe. Es ward alſo in unſrer kleinen Rathsverſammlung beſchloſſen: in demſelben zu übernachten. Wir ſetzten durch den Fluß, und erreichten Haaſenau glüklich. Die Leute im Wirthshauſe konnten ſich nicht genug verwundern, daß wir es wagten, zu ihnen zu kommen,

men, da sie alle Augenblikke die Kosaken erwarteten, die in der Nähe wären. Wie tröstlich diese Nachricht für uns war, wird derjenige leicht glauben, der sich einmal in ähnlichen Umständen befunden hat. Die Frauenzimmer blieben Nachts am Tische sitzen, und wir Männer legten uns, nebst den Kindern, ganz angekleidet, auf die Streu, weil wir alle Augenblikke befürchteten, überfallen zu werden. Wir hörten aus Breslau ein unaufhörliches Kanoniren, und sahen ein großes Feuer aufgehn, welches die ganze Nacht brannte. (Wir glaubten, die Oestreicher hätten das große Strohmagazin auf dem Bürgerwerder angesteckt; allein wir erfuhren nachher, daß der Generallieutenant von Tauenzien, der in Breslau befehligte, die nächsten Häuser der Niklasvorstadt an den Wällen habe anzünden lassen, weil die Panduren anfingen, die Vorstädte zu besetzen.) — Nachts um zwei Uhr hörten wir einen starken Trupp vor unsern Fenstern vorbeireiten, und alles rufte: Kosaken! Wir versteckten unser Licht sorgfältig, daß sie keinen Schein sehen sollten; und Schrekken und Furcht hatten sich unsrer Frauenzimmer so sehr bemächtigt, daß sie ganz außer sich zu sein schienen. Doch erfuhren wir bald, daß unsre Furcht ungegründet gewesen; denn der vorbeireitende Trupp waren Oestreichische Husaren, welche rekognoszirten.

Als der Tag anbrach, ward beschlossen: nach Auras zu fahren, weil dies Städchen nicht weit

 entfernt.

entfernt lag), uns dort über die Oder setzen zu lassen, und dann Laudons Befehl zufolge, nach Kanth zu gehn; aber wir mußten vorher noch neue Verdrüßlichkeiten erfahren. Wie der Kutscher, der uns (mit gedungenen Pferden aus dem Vinzentvorwerke) von Breslau aus gefahren hatte, hörte: daß die Russen in der Nähe wären; weigerte er sich schlechterdings, uns nach Auras zu führen. Und ob sich gleich Herr von Pachali anheischig machte, die Pferde zu bezahlen, wenn sie von den Russen sollten weggenommen werden; so blieb er doch auf seinem Sinn, mit den Pferden wieder nach Breslau zurükzukehren, und sagte: er wolle lieber in die Hände der Oestreicher, als der Russen fallen. Da wir nun keine Gewalt hatten, ihn zum Dableiben zu nöthigen; so ritt er mit seinen Pferden davon: und wir waren in der größten Verlegenheit, in diesem Dorfe zu bleiben, wo wir den Räubereien der Kosaken mehr ausgesetzt waren, als in einer Stadt. Herr von Pachali schikte im ganzen Dorfe nach Pferden herum; allein obgleich Pferde vorhanden waren, so wollte sie doch Niemand, aus Furcht vor den Russen, die sie auf dem Wege von Haasenau bis Auras wegnehmen möchten, hergeben. Nach vielen Hindernissen erhielten wir endlich acht Pferde; Herr v. P. mußte schriftlich versprechen, für jedes Pferd 100 Rthlr. zu bezahlen, wenn sie unterwegs sollten genommen werden: obgleich alle acht Pferde nicht den vierten Theil so

viel werth waren. — Wir fuhren nun ab; und die Furcht: von den Kosaken angefallen, gemißhandelt und geplündert zu werden, begleitete uns nach Auras, wo wir nach etlichen Stunden anlangten.

Itzt glaubten wir einen sichern Rettungsort gefunden zu haben, weil wir nun über die Oder fahren, und den Kosaken entweichen konnten; aber die Rechnung war wieder ohne den Wirth gemacht. Es waren schon vor 14 Tagen alle Schiffe und Kähne von Auras nach Breslau gebracht worden, und kein einziges Fahrzeug war vorhanden, uns über die Oder zu setzen. Wir wollten einen Boten nach Leubus schikken, um zu erfahren, ob wir auf der daselbst befindlichen Fähre über die Oder kommen könnten; allein die Einwohner von Auras versicherten uns, daß auch die dortige Fähre nicht mehr vorhanden sei; und wir konnten auch für die größte Belohnung keinen Boten erlangen, weil sich jedermann fürchtete, unterwegs von den Kosaken erschlagen zu werden, von deren Räubereien, Morden und Nothzüchtigen man uns schreckliche Historien erzählte. Es blieb uns also kein andres Mittel übrig, als in Auras zu verharren, und unser Schikksal geduldig abzuwarten. Jede Familie wählte sich ein eignes Quartier, und wir bezogen unsres bei dem Bader Knoll. — Das Schikksal von Breslau blieb uns in Auras ganz unbekannt, weil aller Zusammenhang mit jener Stadt unterbrochen war;

nur

nur hörten wir das Kanoniren bis auf den 4. Auguſt. Denn an dieſem Tage hob Laudon bekanntlich (weil Prinz Heinrich von Glogau zum Entſatz herbei eilte) die Belagerung auf, und zog ſich in die Gegend von Kauth. Eben den Tag rükte ein Kommando Ungriſcher Huſaren mit einem Major in Auras ein; und weil Niemand ihre Sprache verſtehn konnte, ließ mich der Stadtvogt erſuchen, mit dem Offizier Lateiniſch zu reden, weil doch die meiſten Ungarn dieſe Sprache verſtehn. Der Major bot mir die Hand, und fragte bloß: ob ſich keine Preuſſen um Auras ſehen ließen? Hernach ließ er ſich mit mir in Unterredung vom gegenwärtigen Kriege ein, und that die bedenkliche Frage an mich: wer wohl am Ende das Feld behalten würde? Die Umſtände riethen mir zu ſagen: die Kaiſerinn. Allein er ſchüttelte den Kopf, und ſagte: Vix credo; Rex Boruſſiae habet pecuniam, et qui habet pecuniam, habet omnia. („Ich glaube es ſchwerlich; der König von Preuſſen hat Geld, und wer Geld hat, hat Alles.“)

Unſre Ruhe in Auras hatte am längſten gedauert; denn es fanden ſich nun faſt alle Tage Kommandos von Koſaken ein, welche alle Lebensmittel wegnahmen, und das Städtchen mit Brand und Plünderung bedrohten. Die Nachrichten von Plündern, Sengen und Brennen wurden immer ſchrekklicher; und es ging auch kein Tag vorbei, wo wir nicht ein oder etliche Dörfer in Flammen ſa-

"hen: welches Schikſal wir auch täglich befürchten mußten. — Ich hatte oft Gelegenheit, Koſaken in der Stube unſers Wirths zu ſehn; und bedauerte nichts mehr, als daß ich nicht Polniſch verſtand, um mit ihnen ſprechen zu können. Sie boten uns die ſchönſten und ſeltenſten Münzen und Medaillen zum Verwechſeln an, die ſie auf den adlichen Höfen geraubt hatten, weil die Scheidemünze ſehr ſelten war; aber wir trauten uns nicht, Geld ſehn zu laſſen, weil wir immer befürchteten, von ihnen geplündert zu werden. Einſt ſahen einige Koſaken unſern Wirth ſehr aufmerkſam zu, als er Fliegen todt ſchlug; ſie nahmen die Fliegenklappe in die Hand, und betrachteten ſie auf allen Seiten, weil ſie vermuthlich noch keine geſehn hatten; die Luſt kam ſie an, auch Fliegen todt zu ſchlagen; als aber alle ihre Verſuche vergeblich waren, und ſie keine Fliege treffen konnten, brachen ſie in ein herzliches Gelächter aus.

Die große Ruſſiſche Armee rükte uns nun immer näher: der kommandirende General Soltikow nahm ſein Hauptquartier 1 Meile von Auras in dem Dorfe Obernig; und die Koſaken erſtrekten ſich bis an die Oder. — Den 7 Auguſt ging ein Detaſchement Löwenſteinſcher Dragoner von 300 Pferden mit einigen hundert Koſaken bei Auras über die Oder, welche damals ſehr klein war, und fing in der Nacht an bei Tſchirnau zu attakiren; aber ſie kamen mit blutigen Köpfen zurük, und

wurden

wurden von den Preussen bis an die Oder verfolgt. Als die Dragoner und Kosaken durch die Oder geschwommen kamen, entstand ein großer Lärm unter den Kosaken im Russischen Lager, welche haufenweise mit großem Geschrei an das Ufer ritten und ihre Gewehre losbrannten; aber in der Nacht ward alles wieder ruhig. Unser Wirth mußte viele Blessirte verbinden. — Um den 10 oder 11 August gingen 20,000 Russen, unter dem General Iwan, mit einer unzähligen Menge kleiner Wagen durch Auras, und schlugen eine Schifbrükke über die Oder, worüber sie setzten. Die kupfernen Pontons wurden von Ochsen gezogen. Der Durchmarsch währte den ganzen Tag; die Infanteristen marschirten alle in Kamisölern, weil sie die Oberrökke im Sommer nicht tragen.

Das Elend fing nun an, immer größer zu werden; denn die Kosaken hatten allen Vorrath von Brot, Mehl und Getreide weggenommen, und wir sahen einer schrecklichen Hungersnoth entgegen. Sie thaten selbst der Russischen Armee den größten Schaden; denn, wo diese hinkam, war schon alles weggeraubt und verwüstet. Ich suchte hier und da ein Stük Brot zu verstekken, um im äußersten Nothfall mein Leben noch einige Tage zu fristen, und dachte schon, wie Diogenes: ob es nicht möglich wäre, die Spitzen der Blätter zu essen, wenn alles würde aufgezehrt sein. Der Verwalter des Prinzen Heinrich (dem Auras gehört) hatte noch

einige

einige Brote verstekt, wovon er uns dann und wann heimlich eines brachte; und da sich die Einwohner durch die Hungersnoth in den Stand der Natur versetzt glaubten, fingen sie an, die Teiche des Prinzen zu fischen, um ihr Leben noch etwas zu fristen.

Den 13 August kam der Fürst Lubomirski mit einigen Russischen und Polnischen Offizieren nach Auras, und erkundigten sich nach den Breslauer Flüchtlingen, von denen sie im Russischen Lager gehört hatten. Sie traten in unserm Quartier ab, und riethen uns freundschaftlich: Auras je eher je lieber zu verlassen, weil Prinz Heinrich näher rükte, und man vermuthe, daß hier ein Treffen würde geliefert werden; alsdann könne das Städtchen wahrscheinlich in Brand gestekt, wir geplündert und gemißhandelt werden, und wohl elendiglich um unser Leben kommen. Wir waren alle bereit, Auras zu verlassen; nur wußten wir kein Mittel, sicher durch die Russische Armee zu kommen. Der Prinz beredete Herrn v. Pachali, mit ihm ins Russische Lager zu gehn, wo er ihn dem General Tschernitschef empfehlen wolle, der uns vielleicht Mittel verschaffen würde, diesen Ort der Qual zu verlassen. Herr v. P. nahm das gütige Anerbieten dankbar an, und begab sich mit dem Prinzen ins Russische Lager.

Wir hofften, seinem Versprechen gemäß, ihn noch des Abends wieder in Auras zu sehn; aber er blieb die ganze Nacht aus, und nun folterte uns

der

der Gedanke, es möchten ihn die Kosaken auf der Heimreise erschlagen haben. — Den 14 August früh um 9 Uhr kam ein ansehnlicher Rußischer Offizier, in Begleitung des Evangelischen Predigers aus Auras, vor unser Quartier, und fragte nach den Breslauern. Wir stellten uns nun den Tod des Herrn v. P. gewiß vor, indem wir glaubten, der Offizier käme, uns die unglükliche Nachricht zu überbringen, und hätte dem Prediger des Orts mitgebracht, um die Familie zu trösten. Allein die Furcht war ungegründet. Der Offizier war der Oberstlieutenant Asch, welcher Anverwandte seines Namens in Breslau hatte, und sich nach ihnen erkundigte. Er glaubte: Breslau würde von den Russen belagert werden, und wenn es je mit Sturm übergehen sollte, so wollte er sie in Schutz nehmen. Ich besann mich auf einen Krätschmer (Gastwirth) dieses Namens auf dem Neumarkt, dessen Adresse er in sein Taschenbuch schrieb. — Wir waren den ganzen Morgen um das Schikksal des Herrn v. P. sehr bekümmert gewesen, als wir gegen Mittag einen Leiterwagen unter Begleitung zweier Kosaken ankommen sahn, worauf derselbe auf einem Bund Stroh saß. Wir wußten nicht, was wir von der Begleitung der Kosaken denken sollten, und geriethen hierüber in neue Furcht; bis wir sahen, daß er den Huth schwenkte, um uns ein gutes Zeichen zu geben. Als er von dem Wagen abgestiegen war, und befohlen hatte,

hatte, die Kosaken gut zu verpflegen, erzählte er uns seine kurze Reisegeschichte folgendermaßen.

Nachdem er mit dem Prinzen Lubomirski im Rußischen Lager angelangt war, führte ihn dieser Anfangs in das Zelt des Generals Tschernischef; und darauf nach Obernig in das Hauptquartier zum kommandirenden General Soltikow, bei dem er eine Menge rußischer und östreichischer Offiziere antraf. Er mußte demselben seine Flucht von Breslau nach Auras erzählen, und da er sich auf den Feldzeugmeister Laudon berief, der uns befohlen hätte über die Oder nach Kanth zu gehn; so wieß der General Soltikow auf einen gegenwärtigen östreichischen Offizier, und sagte: Hier ist der Feldzeugmeister Laudon. Dieser bestätigte alles, was Herr von Pachali gesagt hatte. Weil nun kein Fahrzeug aufzutreiben war, um uns über die Oder zu bringen; so befahl General Soltikow: wir sollten nach Rawitsch (in der Woiwodschaft Posen in Großpolen) gehn, und zwei Kosaken als Salvegarde zur Begleitung erhalten, wozu noch ein Paß vom General Bruce gefügt ward.

Wir waren ungemein erfreut, Auras verlassen zu können, wo wir nichts als Hunger und Tod vor uns sahen, wie wir wenigstens damals glaubten; aber unsre Frauenzimmer konnten sich schwer entschließen, unter Begleitung der Kosaken zu reisen, von denen wir so fürchterliche Dinge gehört hatten. Die Einwohner des Städtchens, die

täglich

täglich ein trauriges Schikſal erwarteten, wären lieber alle mit uns fortgezogen; ſie gaben uns alſo mit Freuden ihre Pferde, uns nach Rawitſch zu bringen, weil ſie dieſelben dadurch geſichert glaubten, und in Auras ſo kein Futter mehr vorhanden war. — Wir verließen den 15 Aug. Auras mit fröhlichem Herzen, und fuhren, von unſern Koſaken begleitet, davon.

Wir hatten ſchon den ganzen Morgen nach der Gegend von Liegnitz zu eine ſtarke Kanonade gehört, und als wir im rußiſchen Lager eintrafen, kamen die Offiziere häufig um unſre Wagen, und rufen frohlokkend: Das geht luſtig zwiſchen den Oeſtreichern und Preuſſen *). — In allen Dörfern, wodurch wir reiſten, fanden wir traurige Verwüſtungen: Thüren und Fenſter waren eingeſchlagen; die Strohdächer hier und da abgedekt; die Straßen mit großen Haufen von zerſchlagnem irdnem Gefäß, zerhauenen Schemeln, Tiſchen und Schränken, und von Federn bedekt, welche die Koſaken aus den Betten geſchüttet hatten, um die Ueberzüge mitzunehmen. In keinem Dorfe konnten wir einen Menſchen erblikken; denn ſie hatten alle ihre Wohnungen verlaſſen, und ſich in die Wälder geflüchtet, wo wir in der Ferne hier und

*) Es war die große, ſo meiſterhaft angelegte und ſiegreiche Schlacht bei Liegnitz, wo die Oeſtreicher 10,000 Todte, 6,000 Gefangne, nebſt 23 Fahnen und 82 Kanonen, verloren.

und da einen Haufen bemerkten. Der Anblik war äußerst schreklich; und es dünkte uns, als reisten wir in dem Reiche der Schatten. Auch kein Hund war in den Dörfern zurükgeblieben.

Von unsern beiden Kosaken war der eine alt, der andre jung, etwa von 30 Jahren. Der erste ritt ganz mürrisch immer voraus; der andre aber blieb um unsre Wagen, und unterredete sich mit dem Färber Förster, welcher Polnisch verstand, und ihm bisweilen ein Glas Branntwein schenkte, von dem er aber nicht eher trank, als bis wir ihn zuvor kredenzt hatten. Herr Förster machte den Dollmetscher, und erzählte uns die Reden des jungen Kosaken. Er sagte unter andern: „Glaubt „nicht, daß die Kosaken alle böse Leute sind; seht, „eine Mutter hat sieben Kinder: viere davon sind „gut, und drei böse; so ist es auch mit den Kosa„ken. Ich habe Weib und Kind zu Hause, und „bin ungern in den Krieg gezogen. Was gehn „uns die Oestreicher an, daß wir uns um ihrent„willen sollen todtschlagen lassen? Wenn ich nicht „Weib und Kind hätte, ich ginge zu den Prussaki, „und würde ein schwarzer Husar.“ — Auf einem offnen Wagen unsers Gepäkkes saß eine Aufwärterinn, die jung, hübsch und freundlich war; und dem jungen Kosaken gefiel. Er hielt sich immer zu diesem Wagen, und stellte sich oft, als wenn er sie mit seiner Pike erstechen wollte; diese verstand den Spaß, und antwortete ihm mit lachenden

Gebär-

Geberden und Minen. Einst streifte der Kosak von den Bäumen eines Waldes, wodurch wir fuhren, eine Menge Blätter ab, und sammelte sie sorgfältig in seine Mütze; wir wußten nicht, zu was Ende er dieses that, und waren auf sein Betragen aufmerksam. Endlich näherte er sich dem offnen Wagen, und warf ganze Händevoll Blatter auf das Mädchen. Dies erinnerte mich an die Unschuld des ersten Menschenalters. — Als wir uns in einem Walde nicht weit von Trachenberg befanden, geschah ein Schuß, und der alte Kosak, der (wie ich schon erwähnt habe) immer etwa hundert Schritt voraus ritt, fiel vom Pferde. Wir fuhren alle vor Schrecken zusammen, und glaubten: der Schuß käme von einigen Preussen, die sich im Walde befänden. Der junge Kosak ritt eiligst zu dem Alten hin, und half ihm wieder aufs Pferd; und als er zurükkam, sagte er zu uns: Fürchtet euch nicht, das Pferd meines Kameraden stolperte über eine Baumwurzel, er fiel herunter, sein Gewehr ging zugleich los, aber ohne ihn zu beschädigen.

Endlich erblikten wir Trachenberg, und sahen bei einer Windmühle einen Haufen Kosaken, etwa 30 Mann, auf welche die unsrigen zuritten, da wir unterdeß unsern Weg langsam verfolgten. Als unsre Kosaken zurük kamen, sahen wir aus ihren Gesichtern etwas Verdrüßliches hervorblikken, und sie sagten zu uns: „Hört, wir haben mit den

„Kosaken bei der Windmühle geredet, die haben „uns gesagt, daß die Prussaki in Rawitsch gewe„sen, und unsre Wagen geplündert haben; und „ob uns gleich der General Bruce befohlen hat, „bis Rawitsch eure Saloga zu sein, so können wir „euch doch nur bis Trachenberg begleiten. Denn „wenn uns die Prussaki in Rawitsch todtschlügen, „so müßtet ihr auch euer Leben lassen, und die „Stadt würde angezündet und bis auf den Grund „verbrannt.“ Wir dachten anfänglich, die Kosaken redeten dieses aus Furcht; aber die Sache war gegründet. Denn d. 13 August war wirklich aus Glogau ein Kommmando nach Rawitsch geschikt welches 7 Husaren, nebst 5 Wagen und 41 Pferden aufhob, und nach Glogau brachte. — Als wir nach Trachenberg kamen, traten wir bei dem dasigen Evangelischen Prediger ab. Die Einwohner des Orts, welche sich in Menge um uns versammelten, konnten sich nicht genug verwundern, wie wir zu dieser gefährlichen Zeit von Breslau nach Trachenberg durch zwei feindliche Armeen hätten kommen können. Und da sie hörten, daß sich die zwei Kosaken weigerten, uns bis Rawitsch zu begleiten; wiederriethen sie uns einmüthig die Reise: weil wir große Wälder zu passiren hätten, und sich die schwere rußische Bagage unterwegs befände, welche alles plündere und todtschlage, was sie auf ihrem Gange anträfe. — Was war nun zu thun? In Trachenberg schienen wir nicht sicher

zu

zu sein; denn die Einwohner versicherten selbst: aller Vorrath wäre aufgezehrt, und sie würden alle Tage mit Brand und Plünderung bedroht. — Da unsre Kosaken so viel Furcht bezeigten uns nach Rawitsch zu bringen, und uns immer das alte Lied vorsangen, daß wir auch würden todtgeschlagen werden, wenn sie den Prussaki sollten in die Hände fallen; so ließen wir sie endlich wohl belohnt wieder den Rükweg zur rußischen Armee nehmen, behielten den rußischen Paß vom General Bruce, und — machten uns auf den Weg: da wir hofften von den Knechten bei der schweren Bagage verschont zu werden, weil wir der rußischen Armee im Rükken wären.

Wir zogen also weiter. Das fürstlich Hatzfeldsche Schloß hinter Trachenberg, bei dem wir vorbei fuhren, fanden wir sehr ruinirt: indem die Kosaken Thüren und Fenster eingeschlagen hatten. Hier und da sahen wir in der Ferne einzle Kosaken reiten, die uns aber nicht beunruhigten. — Als wir uns eben in einem dikken Walde befanden, hörten wir ein seltsames Pfeifen und Singen, welches nach und nach immer stärker ward; und bald entdekten wir mit großem Schrekken einen Zug der schweren rußischen Bagage. Weil uns die Einwohner von Trachenberg so fürchterliche Dinge von ihren ausgeübten Grausamkeiten erzählt hatten, so gaben wir unser Leben schon verloren. Die dabei befindlichen rußischen Knechte

hatten Bärte die ihnen bis an den Gürtel reichten, und Pumphosen bis an die Knöchel; und setzten ihren Gesang und ihr Pfeifen immer fort. Ich stieg mit Herrn v. Pachali und einem Bedienten vom Wagen, entschlossen, wo möglich, sie vom Plündern und Todtschlagen abzuhalten; denn auf den rußischen Paß durften wir nicht rechnen, weil sie vermuthlich nicht lesen konnten, oder auch nicht würden darauf geachtet haben. Aber zum Glük war unsre Furcht vergeblich. Vielleicht würden sie einen einzeln Wagen geplündert haben; da aber fünf Wagen dik mit Menschen besetzt waren, so mochte sie dieses abhalten uns anzugreifen. — Als wir dieser Gefahr entgangen waren, fuhren wir eiligst weiter, und dankten Gott aufrichtig, als wir Rawitsch erreichten: wo jede Familie sich ein Quartier suchte, und die unsrige sich das Haus des Bürgermeisters Stiegler wählte, wo wir mit großer Höflichkeit aufgenommen wurden. Jedermann bewunderte unsre fürchterliche Wallfarth, und das seltsame Glük, daß wir so vielen Gefahren unbeschädigt entgangen waren.

Wir lebten etwa 8 Tage in der größten Ruhe, während welcher Zeit ich einige angenehme Bekanntschaften machte, besonders bei dem Diakonus Herrn Schneider, einem gelehrten, lebhaften und sehr freundschaftlichen Manne. — Die Stadt Rawitsch ist regelmäßig erbaut, seitdem sie von den Russen im Jahr 1707 ist abgebrannt worden;

an

an einer Stelle auf dem Marktplatze kann man alle vier Thore sehn. Zu einer besondern Zierde gereicht ihr das schöne neue und massiv erbaute Rathhaus. In der evangelischen Kirche zeigte man mir den Stand, in welchem König Karl XII. von Schweden zu sitzen pflegte, als er sich hier im Winterquartier befand; auch auf dem Walle, der um die Stadt von Erde aufgeworfen ist, einen jähen Ort, von dem er in vollem Jagen hinunter zu reiten pflegte: ich hatte Mühe, auf allen Vieren hinunter zu kriechen. Hier und da findet man noch unangebaute Plätze in der Stadt, welche besäet werden. Die Stadt hat weder Fluß noch Wassergraben in der Nähe, daher sind vor der Stadt eine große Menge Windmühlen erbaut. Die Einwohner sind größtentheils evangelisch, sprechen gemeiniglich deutsch und polnisch, und sind von guter Gemüthsart. Den Aberglauben von Hexen fand ich noch hier und da bei dem gemeinen Manne fest eingewurzelt. Es saß eben eine Weibsperson im Stokhause, welche vorgab: daß, wenn sie sich mit einer gewissen Salbe schmiere, sie durch die Feueresse hinaus und auf den Bloksberg führe, wo sie viele angesehne Frauenspersonen aus Rawitsch, die sie auch vor den Richtern namentlich angab, den Hexentanz hätte machen sehn *). Man wollte

*) Gerade wie die ehemaligen Hexen der unwissenden Zeiten. Wahrscheinlich hatte die Salbe eine betäu-

die Akten an den Schöppenstuhl nach Breslau schikken; aber ein kluger Mann widerrieth es, um nicht lächerlich zu werden: worauf die angebliche Hexe etlichemal gepeitscht, und von ihrer Einbildung glüklich wieder hergestellt ward.

Als Prinz Heinrich von Breslau anrükte, marschirten die Russen Tag und Nacht, und zogen sich in ein Lager bei Herrnstadt. Da diese Stadt nicht weit von Rawitsch entlegen ist, ward es hier sehr lebhaft; aber bald fing es an an Wasser zu fehlen: denn die Brunnen wurden ausgeschöpft, und kein andres Wassers war in der Nähe. — Die rußischen Offiziere kamen aus dem Lager bei Herrnstadt in Menge nach Rawitsch, und hielten dort Nachts Ball, wozu die Rawitscher ihre Frauenzimmer hergeben mußten. Ich erinnere mich noch an die große Verlegenheit des ehrlichen alten Bürgermeisters Stiegler, als er seine drei unverheiratheten Töchter zum Ball schikken sollte, da keine Einwendung helfen wollte. „Freund," sagte er zu mir, „thun Sie mir den Gefallen, und begleiten meine Töchter, als Saloga zum Balle; ich „werde Sie für unsern Verwandten ausgeben." Ich stellte zwar vor, daß ich ganz unfähig sei eine Salvegarde abzugeben; aber ich mußte endlich nachgeben

betäubende Kraft, und während dieser Betäubung wirkte ihre abergläubische Phantasie desto freier und ungebundner.

geben, und sie zum Balle begleiten. Wir fanden dort etliche Tische mit den besten Weinen und Konfituren besetzt, so gut als sie nur aufzutreiben waren. Unter den gegenwärtigen Offizieren bemerkte ich den Prinz Trebitzkoi, den Graf Glebor, Obersten von der Artillerie, den Graf Thoroak einen Irländer, welcher der Kaiserinn Leibregiment als Oberster kommandirte, drei Gebrüder Igelström, viele Liefländer, Kurländer, und Schweden. Der Hauptman von Bock, ein Kurländer, redete mich zuerst an, und sagte: Wir wissen wohl, daß Sie kein Anverwandter des Bürgermeisters, sondern aus Breslau geflüchtet sind; aber fürchten Sie nichts, sein Sie lustig bei unsrer Studentenwirthschaft, Sie sind hier so sicher als in Abrahams Schooß. Nach aufgehobner Tafel, wobei allerhand französische Liederchen gesungen worden, fing der Ball an; wobei alles mit der größten Sittsamkeit zuging, daß also die Furcht der Frauenzimmer ganz vergebens war.

Da wir im Hause des Burgermeisters waren so hatten wir die Neuigkeiten immer aus der ersten Hand, weil dort alles anfragte, was aus dem Russischen Lager kam. — Als die Russen von Breslau sich zurükzogen, hörte ich einst einen großen Lärm auf dem Markte; und als ich mich bei einem Offizier nach der Ursache erkundigte, sagte er zu mir: ein besoffner Kosak wird geprügelt, weil er dem Prinz Heinrich eine Lobrede gehalten, seinen

Heldenmuth rühmt, und auf unsre Armee schimpft, daß sie sich zurükgezogen. Die eigentlichen Ausdrükke des Kosaken, die sehr stark und kräftig waren, mag ich nicht wiederholen. — Einst kam ein Russe, und wollte mit dem Burgermeister reden; weil er ihn aber nicht verstehn konnte, so rüfte er mich. Da ich ihn für einen Popen hielt, redete ich ihn lateinisch an; er konnte zum Glük etwas lateinisch, und sagte: Ego sum spiritualis et aegrotus, et volo jusculum ex cerevisia, saccharo et oleo — Die Russischen Offiziere rühmten die Treue der Kalmükken, und zogen sie in dieser Absicht den Kosaken weit vor. — Ich las einst die Breslauer Zeitungen; ein Kalmükke, der neben mir stand, sah mit in das Blatt, und lachte. Er fing darauf in seiner fremden Sprache an zu reden, machte ein Kreuz auf die Brust, und zog aus einer Tasche am Busen ein Altärchen von Messing heraus, welches aus drei Stükken bestand, die zusammen gelegt werden konnten, auf welchem einige Heilige mit Russischer Schrift sich befanden. Darauf drükte er mich an seine Brust, und nannte mich Panje Bratka; zeigte mir auch seine Pike, und machte allerhand Uebungen damit. — Die liebste Speise der Kosaken war Hering in Honig getaucht; sonst sah ich sie auch Gurken und Kraut vom Felde roh essen — Eines sonderbaren Aufzugs der Kosaken muß ich noch gedenken. Es kam einst ein Haufen, ungefähr 30 Mann, in die Stadt geritten:

ten: einige hatten Chorröcke an, andre Reverenden, und noch andre Meßgewänder; auch Frauenzimmerkleider, die sie auf dem Lande geraubt hatten. Ich erinnerte mich dabei an die ähnlichen Mummereien, welche die Belagerer von Rom unter Kaiser Karl V. unternommen hatten. Dieses Possenspiel wird von Adam Reißner in der „Historia Herrn Georgen und Herrn Kasparn von „Frundsberg, Vaters und Sohns, beider Herrn „zu Mündelheim, Kaiserlicher Oberster Feldherrn" (Frankfurt am Main, 1599. Fol.) Blatt 115, b also beschrieben: „Die Landsknecht haben die Kar„dinalshüt aufgesetzt, die roten langen Röck ange„than, und sind auf den Eseln in der Statt umb„geritten, haben also ihr Kurzweil und Affenspiel „gehalten. Wilhelm von Sandizel ist oftermals „mit seiner Rott, als ein Römischer Bapst, mit „dreien Kronen für die Engelburg kommen; da ha„ben die andern Knecht in Kardinals Röcken ih„rem Bapst Reverenz gethan, ihre lange Röck „vornen mit den Händen aufgehebt, den hintern „Schwanz hinden auf der Erd lassen nachschleifen, „sich mit Haubt und Schuldern tief gebogen, nie„dergekniet, Füß und Händ geküßt. Alsdann „hat der vermeint Bapst mit einem Glas voll Wein „den Segen gemacht, und Bapst Klementen einen „Trunk gebracht; die angelegte Kardinäl sind auf „ihren Knieen gelegen, haben ein jeder ein Glas „voll Wein austrunken, und dem Bapst Bescheid

„gethan; dabei geschrieen: sie wollen jetzt rechte „fromme Bäpst und Kardinäl machen, die dem „Kaiser gehorsam, und nicht wie die vorige widers „spänstig, Krieg und Blutvergießen anrichten. „Zuletzt haben sie laut vor der Engelburg geschrien: „Wir wollen den Luther zum Bapst machen, wel„chem solches gefalle, der soll ein Hand aufheben. „Haben darauf alle ihre Händ aufgehebt, und ge„schrien: Luther Babst; und viel dergleichen schim„pfliche lächerliche Spottreden gethan.“

Nachdem wir sechs Wochen in Rawitsch gewesen waren, und sich die Russische Armee tiefer nach Polen zog; ersuchten wir den Obersten Falkenhain, der ein Regiment Dragoner befehligte, welches in und um Rawitsch stand: uns zu erlauben, nach Breslau zurükzureisen. Welches er auch bewilligte, und uns durch zwei Dragoner bis nach Trachenberg begleiten ließ. Wir kamen glüklich in Breslau an; und lernten aus eigner Erfahrung die Richtigkeit der Maxime kennen: daß es nicht gut ist, jeder Gefahr auszuweichen, weil man dadurch leicht in eine weit größere gerathen kann.

Liegnitz. Flögel.

---

6. Ueber

6.

Ueber die Berliniſchen Selbſtmörder und Verunglükte, vorzüglich Ertrunkene.

Die Nachrichten, welche Sie in dem leztten Stükke der Monatsſchrift (September, S. 200, f.) von den Berliniſchen Selbſtmördern bekannt gemacht, müſſen die Aufmerkſamkeit jedes rechtſchafnen Mitbürgers mit theilnehmender Wehmuth erregen. Aber freuen muß es indeß doch jeden, daß eine ſo wichtige Sache öffentlich zur Sprache gebracht wird, um darüber Betrachtungen anſtellen zu können. Dieſe offene Freimüthigkeit iſt deſto auffallender, weil ſie ſogar die von England übertift. In Berlin ſind jährlich mehr Selbſtmörder als in London! Jeder fühlt ſogleich, daß dies unmöglich iſt. Aber die Tabellen lehren es doch? Es folgt alſo: daß man in England einen Schaden verheimlicht, den man hier frei angiebt, um Mittel zu deſſen Heilung zu finden. Thöricht alſo iſt es — man kann dies nicht oft genug ſagen — wenn Ausländer dieſe unſre, aus den richtigſten Grundſätzen der Staatsweisheit und aus den edelſten Abſichten der Menſchenbeſſerung entſpringende, offene Freimüthigkeit gegen uns ſelbſt zur Beſchuldigung anwenden wollen: als wenn in den

geſeg-

gesegneten Preußischen Staaten mehr Immoralität als in andern Ländern wäre. Nein! es ist sicherlich anderwärts — wenigstens nicht besser, wenn man anderwärts gleich von seinen eignen Fehlern mehr — schweigt.

Doch ich will die angegebenen Nachrichten benutzen, um einige gemeinnützige Gedanken vorzutragen. — Gerne wünschte ich mit jenem Verfasser, daß Gesetze ausfündig zu machen wären, die dem Uebel des Selbstmordes steuern könnten; allein ich bin überzeugt, daß man etwas unmögliches wünscht, wenn man von solchen Gesetzen ersprießliche Folgen erwartet. Schwermuth, Furcht vor Bestrafung, unerträglich scheinende Mühseligkeiten, Krankheiten, unbefriedigte Leidenschaften, Mangel, selbst zugezogenes oder unverschuldetes Unglük: sind die gewöhnlichen Beweggründe zum Selbstmord. Welches Gesetz kann nun diese Beweggründe wegschaffen, oder durch irgend einen Eindruk abwenden, daß dieselben nicht zum Entschlusse des Selbstmordes wirken? Und weiter erstrekt sich doch das Gebiet der Gesetze nicht, als: den Eindruk der Strafe dem Hange zu ähnlichen Vergehungen entgegen zu stellen; welches hier um so gewisser fruchtlos ist, da, wie der Verfasser selbst überzeugend ausgeführt hat, in der Regel der Selbstmörder gegen die Behandlung seines Leichnams gleichgültig sein muß, und die etwanige Einziehung des Nachlasses keine Bestrafung des

davon

davon gegangenen Thäters, sondern seiner unschuldigen Erben, ist.

Diese aus der gesunden Vernunft geschöpften Grundsätze sind in dem Entwurf des neuen Gesetzbuchs, I Theil, 3 Abtheil. S. 330. in Anwendung gebracht; und, aus Sachkunde, die Bestrafung des intendirten Selbstmordes, wider die gemeine Lehre, ausgelassen. Denn wir haben noch in diesem Jahre ein Beispiel gehabt, daß ein bei der unternommenen That ertappter, und hierauf zur Haft gebrachter Selbstmörder sich den andern Tag im Gefängnisse erhenkt hat.

Mehr ließe sich von gereinigten Religionsgrundsätzen erwarten. Ich mag zwar nicht die Gewähr leisten, daß diese abstrakten Begriffe, in dem Augenblikke der so oft durch sinnliche Eindrükke veranlaßten That, besonders auf eine doch schon gewiß in etwas zerrüttete Gemüthsverfassung wirken dürften. Allein mit mehr Gewißheit würde ich hoffen, daß die unglükseligen Mordthaten, um eigene Hinrichtung zu bewirken, (welche der Verfasser S. 202, 3, mit Recht zu den Selbstmorden zählt) durch einen vernünftigen Religionsunterricht verringert werden würden. Noch finden sich leider immer dergleichen Mordthaten bei uns; und es sind in diesem Jahre drei Fälle dieser Art (aus der Priegnitz, aus Magdeburg, und aus Preussen) zu meiner Kenntniß gediehen.

Indeß

Indeß iſt mein eigentlicher Endzwek, Ihnen einen Zweifel gegen die Richtigkeit der in jenem Aufſatz mit abgedrukten Tabellen vorzulegen; und dabei die Aufmerkſamkeit derjenigen zu erwekken, welche den nicht ſeltnen Unglüksfällen vorbeugen können, deren die gelieferten Nachrichten, unter Bemerkung der Verunglükten, im Vorbeigehen Erwähnung thun.

Der Verfaſſer zählt zu den Selbſtmördern 136 Erſäufte. Es kann aber aus den mir wohl bekannten Kämmereiliſten, oder ſo genannten Todtenzetteln, nie mit Gewißheit erhellen, daß dieſe Ertrunkene ſich ſelbſt erſäuft haben. Der Stadtwachtmeiſter und der Küſter mögen wohl bei jedem im Waſſer gefundenen Leichnam, wenn ihnen nicht zufällig das Gegentheil bekannt iſt, dieſen Beiſatz hinzufügen; allein von dieſer Vermuthung wiſſen die Geſetze nichts. Nach dieſen wird im zweifelhaften Fall nie eine durch die Geſetze gemißbilligte Handlung, und daher weit eher ein Verunglükken als ein Selbſtmord, nach der Natur der Sache vermuthet.

Dies bleibt auch oft bei den nachherigen nothwendigen gerichtlichen Unterſuchungen (welche hauptſächlich nur deshalb angeſtellt werden, um zu erforſchen: ob der Entleibte nicht durch fremde Hand ums Leben gekommen; welches nicht ſelten aus der Art der Verwundung u. ſ. w. erhellet) noch zweifelhaft. So daß ſo gar noch ganz neulich, bei einer

noch

noch weit mehr auffallenden Todesart, über den im Thiergarten erschossen gefundenen Friſör Neumann, von dem Königl. Kammergerichte nur erkannt iſt: „Daß ſein Tod durch eigene Entleibung „für bewirkt zu achten.“ Wobei man ſich aber nicht getrauet hat, die That für einen Selbſtmord zu halten: weil, nach dem Urtheil der Obduzenten *), ſein Tod hauptſächlich durch das Verbluten der von der geſprungenen Piſtole zerſchmetterten Hand und durch den Pulverdampf bewirkt war; und es daher, in Verbindung der übrigen Umſtände, zweifelhaft blieb: ob nicht ein unglüklicher Zufall beim Probieren oder ſonſtigen Abſchießen der Piſtole dieſe Folgen gehabt habe. Der Küſter aber trägt ihn gewiß in die Liſte der Selbſtmörder ein.

Daß nicht jede eigene Entleibung für einen Selbſtmord zu halten, brauche ich hier wohl nicht weitläuftiger auszuführen. Wie viel weniger können alſo mit Zuverläßigkeit alle diejenigen für Selbſtmörder gehalten werden, von welchen, in dem Augenblik, in welchem ihre Körper aufgefunden werden, (und hierauf gründet ſich allein die Anzeige des Küſters und Stadtwachtmeiſters) weiter nichts bekannt iſt, als daß ſie im Waſſer gewaltſam ums Leben gekommen? Beſonders, da ihre Todesart, mit Wahrſcheinlichkeit auf ein Verunglükken ſchließen läßt.

Seit

*) Der den Leichnam unterſuchenden Aerzte und Wundärzte.

Seit verschiednen Jahren, hat in allen Ständen der gewiß löbliche Hang zum Baden so sehr zugenommen, daß wohl nicht leicht eine Gesellschaft existiren wird, welche nicht anhaltend Badende unter ihren Mitgliedern zählet. Kein grosser Ort kann bequemer liegen, diesen Durst nach frischem Wasser zu stillen, als Berlin; und doch ist (die einige Zelte des Böhmischen Kattunbleichers keine Erwähnung verdienen) nicht die allergeringste, öffentliche, sichere, anständige, und bequeme Badeanstalt vorhanden. Noch dazu sind sogar diejenigen Stellen, welche durch ihre abgelegene Lage, durch ihr flaches Ufer u. s. w. dem Publikum und der unwissenden Jugend zum Baden am schicklichsten scheinen, so sehr mit den gefahrvollesten Tiefen, Strauchwerk, Triebsand u. dergl. versehen, daß die durchs Baden veranlaßten Unglüksfälle zu den öftersten zu rechnen sind. Bekanntlich hat der diesjährige heiße Sommer ungewöhnlich traurige und häufige Beispiele solcher Unglüksfälle geliefert.

Zwar hat man einige, jedoch auch nur einige, dieser gefährlichen Stellen von Obrigkeitswegen mit Warnungstafeln versehen. Allein, da alle unsre Spaziergänge, bei ihren Eingängen, mit Pfählen voll Gesetzen, mit nie zu vollziehenden Abbildungen entehrender Strafen verunstaltet sind, und dadurch eher das Ansehn einer Gerichtsstätte, als eines Erholungsortes für schuldlose Leute, bekommen; so kann man leicht urtheilen, wie geringen Eindruk

diese

dieſe Tafeln machen müſſen, die niemand mehr der Mühe werth hält zu leſen, da das Publikum durch die Vervielfältigung dieſer nothwendig Unwillen erregenden Geſetzpfähle zur Gleichgültigkeit gegen dieſelben gezwungen wird.

Wer ſtehet uns endlich dafür, daß alle dieſe im Waſſer aufgefundenen Leichname, die oft ſchon durch Fäulniß ganz unkenntlich geworden ſind, Berliniſche Einwohner waren? Uns ſchwimmen dieſe Körper nur mit dem Fluſſe zu; und ſie werden (nach dem eigenen Anführen des Verfaſſers) hauptſächlich in den geſchloſſenen Zollſtätten, woraus ſie nicht können, entdekt und herausgezogen.

Man verbinde mit dieſen Thatſachen: die beträchtliche Zahl der bei uns auf dem Waſſer, als Fiſcher, Schiffer, Holzaufſchwemmer u. ſ. w. ihr Gewerbe tretbenden Menſchen; ſo wird man es vielleicht mit mir nicht ganz unwahrſcheinlich halten, daß unter der Zahl der Ertrunkenen mehr Verunglükte und Fremde ſein müſſen, als die Kämmereiliſten ergeben.

Ich ſchließe mit dem ſehnlichen Wunſche: daß es den Behörden gefallen möge, unſerm ſo gern wohlthuenden König die Nothwendigkeit der Erbauung öffentlicher anſtändiger Badehäuſer vorzuſtellen, mit welchen London, Paris und Wien, zur Ehre der dortigen Adminiſtrazion, ſchon längſt verſehen ſind. Solche und ähnliche menſchenfreundliche Handlungen ſind ja doch die ſchönſten Mon-

mente, welche Könige sich setzen können! Und kann durch solche Veranstaltungen auch nur das Leben eines einzigen nützlichen Bürgers erhalten, und die Gesundheit so vieler befördert werden; so wäre gewiß ein solcher Bau eine der wohlthätigsten und dankwürdigsten Veranstaltungen, deren Wunsch und deren Hofnung ein Unterthan unsers menschenfreundlichen Monarchen sich nicht versagen kann.

7.

An die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Ich würde es gern sehen, wenn Sie dieser kleinen Anzeige in Ihrer Monatsschrift zu allernächst einen Platz geben könnten. Ich will sie daher sehr kurz einrichten.

Mit Recht sind die Preußischen Unterthanen aufmerksam auf die Lage der sogenannten Aufklärung. Die mancherlei Schriften, die sich auf das Edikt vom 9 Julius beziehen, vermehren diese Aufmerksamkeit. Ich werde diese Michaelismesse sowohl eine Vertheidigung des Edikts, drukken lassen, wider die freimüthigen Betrachtungen; als auch eine Antwort auf die Schrift über Aufklärung, erstes Fragment. Da ich von jeher an Aufklärung der theologischen Gelehrsamkeit, wider alte Vourtheile, nach dem großen Berufe eines öffent-

öffentlichen akademischen Lehrers, ernstlichen Antheil genommen habe; so werde ich auch itzt den hieher gehörigen wahren Gesichtspunkt desto mehr vor Augen behalten: je gewisser es ist, daß diese beiden Schriften einen unrechten Gesichtspunkt genommen haben. Wenn diese gelehrte Unterhaltung über die Aufklärung noch weiter anständig und freimüthig fortgesetzt wird; so hoffe ich wirklich einen neuen großen Vortheil für die glücklichen Preussischen Unterthanen. Es muß nur kein Theil seine Forderungen übertreiben; und hat das Edikt vom 9 Julius den rechten Anfang gemacht, und die öffentliche gesellschaftliche Religion von der Freiheit aller Wahl zur Privatreligion, recht gemeinnützig unterschieden. Oeffentliche Ordnung ist das Band aller öffentlichen Gesellschaften; sie kann nicht von Privatgedanken abhängen. Ich glaube auf beiden Seiten einen Mangel zu sehen. Liebhaber der christlichen praktischen Religion vergessen es zuweilen, daß diese christliche praktische Religion nicht einmal durch die öffentliche christliche Religionsordnung, an und für sich, da ist oder befördert wird. Liebhaber einer natürlichen Religion thun der christlichen Religion Gewalt an, wenn sie solche von ihrem Anfange an, in ihre itzige natürliche Religion verwandeln. Sie handeln wider die Historie. Es ist und bleibt unter den Menschen selbst eine ungleiche Anlage, wornach sie ihre eigene Religion wählen. Wenn Anhänger der christlichen

Religion es voraussetzen oder gar fordern: es dürfe Niemand eine natürliche Religion der christlichen lokalen Religion vorziehen; so thun sie eben so ganz unrecht: als wenn Liebhaber einer natürlichen Religion alle christliche Religion ausrotten wollen. Beiden widerstehet einerlei Unendlichkeit des gewählten Gegenstandes. Christliche Lehrer können immerfort die bisherigen Beschreibungen ihrer Artikel sehr christlich aufklären, ohne den Inhalt der Artikel zu verlieren; sie müssen aber den Unterschied der Christen vor Augen behalten. Naturalisten müssen eben so den Unterschied der Menschen nicht vergessen, wodurch sie nicht alle, mit Moralität, Naturalisten werden können. Nun müssen Christen und Naturalisten nicht wider einander, sondern wider Unmoralität und ihren Wachsthum, auf beiden Theilen, gemeinnützig streiten; ohne vergebliche einseitige Beurtheilung.

Wenn auch manche Leser es nicht gern sehen, muß ich doch die Vergleichung der Erfahrung hier anbringen; wodurch sich zwo Partein von jeher theilten und noch immer theilen werden, weil alles auf Erfahrung ankömmt, und diese bleibt einzeln. Ich bin gar nicht unwillig darüber, daß viele mich etwas übel beurtheilen, weil ich die tägliche Erzeugung des Goldes über der Erde mit allen jenen bejahe, die Adepten heissen. Ich habe auch die Ermahnung gelesen, in der Allgem.

deut-

Deutschen Bibliothek Band 81. erstes Stük, S. 277; der V. kann freilich nicht anders, als das reden, was er weiß; und ich rede eben so, was ich weiß. Er nennt es geringfügige und die Schwärmerei begünstigende Dinge; er wünscht, ich möchte diesen Fleiß, zu meiner Ehre und zum Nutzen der Welt, auf andre Wissenschaften wenden u. s. w. Aber ich würde das nicht in der Gelehrsamkeit geleistet haben, sei es was es ist; wenn ich nicht für mich eine besondre Erfahrung immer festgehalten hätte, die er hier Schwärmerei nennt. Der Nutzen der Welt ginge verloren, (ich muß es also beschreiben) wenn diese eigene freie Erfahruug ganz aus der Menschenwelt weggeschaft würde! Darum muß Aufklärung sich einschränken, aus biedermännischer wahrer Ehrlichkeit; sonst wird ein sehr unfruchtbarer Stolz die Menschen in moralische Einöde versetzen. In der christlichen Religion ist die eigene Erfahrung allezeit eine solche Begebenheit: daß andere sogleich auf den Verdacht von Schwärmerei fallen; und nun gar voraussetzen, alle Schwärmerei sele geradehin schädlich. Dieses ist doch aller Historie so sehr entgegen: daß nur ein sehr kurzsichtiger selbstsüchtiger Mensch es bejahen kann. Es muß also christliche Religion so unausbleiblich geben, als es Naturalismus immer geben wird. Zum eignen Christenthum ist der Beifall der Naturalisten eben so ganz indifferent, als der Widerspruch vieler Chymiker wider alltägliche Er-

zeugung des Goldes. Ich habe indeß Balduins lateinische Abhandlung nun auch bekommen: de auro aurae (Luftgold) schon 1675 in Amsterdam gedrukt.

Halle, d. 15 September. D. Semler.

3.

An die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

Der Streit über Katholiken und Akatholiken, über Jesuiten und Proselytenmacher ist so laut geworden, daß natürlicherweise auch Katholiken daran Antheil nehmen. Glauben Sie aber nicht, meine Herren, daß — im Ganzen genommen — wir die Männer, welche zuerst wieder auf die Jesuiten aufmerksam gemacht haben, so hart und unglimpflich beurtheilen, als manche ihrer protestantischen Gegner selbst, die — Gott mag wissen, aus welchen Ursachen — gegen diese Männer, und gegen Sie m. H., und gegen alles andre Gute, was Ihre Berlinische Monatsschrift enthält, so heftig und so unbillig sind. Gescheidte Katholiken nutzen in der Stille die Vorwürfe vernünftiger und unparteiischer Protestanten gegen manche Mißbräuche unsrer Kirche (sobald man nur nicht verlangt, daß wir

wir Protestanten werden sollen). Geſcheidte, und rechtſchaffene Katholiken reden theils laut und ſeufzen theils in der Stille über das noch immer fortdauernde Unweſen des Jeſuitismus, und freuen ſich, wenn von allen Seiten her dieſes herrſchſüchtige plauvolle Syſtem der Bosheit geſtört wird.

Unter einſichtsvollen, freimüthigen und billigen Katholiken muß ich Ihnen vorzüglich die Verfaſſer der Oberdeutſchen Allgemeinen Litteraturzeitung (Salzburg, 4) nennen, wenn Sie anders dieſe gutgeſchriebene Zeitung noch nicht kennen ſollten *). Sehen Sie unter andern die Rezenſion über „Stattlers wahres Jeruſalem“ (im April, S. 785, f.) an, wo der Rezenſent nicht nur freimüthig über das Verhältniß der Staatsmacht gegen die Religion, und einſichtsvoll über das Recht der Fürſten in Glaubensſachen, und chriſtlichtolerant über die Duldung der Proteſtanten und der übrigen Diſſidenten redet; ſondern ſich auch am Ende (S. 800) gegen die von Stattlern, wie von ſo vielen gutmüthigen Katholiken und Proteſtanten, gewünſchte und gehoffte Religionsvereinigung

*) Wir kennen dieſelbe allerdings ſchon, und ſtimmen (im Ganzen) völlig mit dem Verfaſſer dieſes Briefes in dem Lobe dieſer freimüthigen, billigen und gutgeſchriebenen Zeitung überein, welche gewiß eine merkwürdige und ſeltene Erſcheinung in der katholiſchen Litteratur iſt, und viele Journale der Proteſtanten beſchämt. A. d. H.

gung erklärt. „Zu einer dogmatischen Union „der Katholiken und Protestanten, sagt er, ist die „Zeit der Reife noch nicht gekommen; wohl aber „zu einer praktischen Union in Liebe und Frieden „unter einander!“ Nichts glücklicheres kann man verlangen; und hierzu müssen allerdings beide Parteien beitragen. Aber, das hindert nicht, daß Sie nicht ferner Unrecht und Mißbräuche aufdekken sollten, daß Sie Jesuitismus und die elenden Kunstgriffe, Proselyten zu machen, rügen; das durch stören Sie, so viel ich einsehe, die Liebe und den Frieden nicht, sondern hindern vielmehr, daß diese nicht von jener geschäftigen Rotte gestört werden. So denken diese aufgeklärten Katholiken selbst. Lesen Sie nur, wie (April, S. 823.) der Verfall in sein gehöriges Licht gesetzt wird, daß in einer paritätischen Stadt ein alter lüderlicher Protestant, der mit einer katholischen Dirne lebte, durch „Mangel und sinnlichen Kitzel“ bewegt ward, sich ein paar Tage vor seinem Ende in den Schooß der Kirche zu begeben. Mit Recht tadelt man aufs stärkste „diese „einfältige Proselytenmacherei von ganz namenlosen „Köpfen aus der katholischen Geistlichkeit, deren „Aufklärung so zweideutig ist, daß man mehr an „ihrer Rechtschreibung als an ihrer Rechtgläubigkeit zweifeln kann, und die sogar den Schafstall ihrer Kirche mit gestohlnen Schafen vermehren wollen.“ Noch dazu hatte „dieser Ueberschnellte“ noch am grünen Donnerstage das Sakrament

krament aus der Hand seines protestantischen Pfarrers empfangen, da er doch schon in den Osterferien als ein mit unsern Sakramenten versehener Katholik starb. Der mit Katholikus unterzeichnete Einsender fragt hierbei: „War er etwa auf gut „jesuitisch schon vor dem grünen Donnerstage Ka„tholik?“ angeachtet er sich nehmlich noch äußerlich zur protestantischen Kirche hielt. Aller Sicherheit wegen, aber ermahnte der Geistliche die Anwesenden: für den Verstorbnen zu beten, „damit „ihm das kurz vor seinem Tode empfangene luthe„rische Nachtmahl nicht schade!“

Vorzüglich muß ich Sie auf die Rezension von Starks dikleibigem Buche aufmerksam machen, wobei zugleich eine Anzeige von Ihrem Streite mit diesem seltsamen Oberhofprediger vorkömmt, die Sie wohl von einem Katholiken nicht so unparteiisch erwartet hätten. (Im Mai, S. 897, f.) Der Rezensent drükt sich auf das billigste über die B. Monatsschrift und den darin geäußerten Verdacht in Absicht des Jesuitismus und der Proselytenmacherei aus; er sagt (S. 901) unter andern: „Wie „die Jesuiten unter uns Katholiken noch zusammen„hängen, was und wie viel sie wirken: das sehen „wir in der Nähe. Ob übrigens ein Plan gemacht „sei, die Protestanten im Ganzen oder Theilweise „zur römischen Kirche zurükzuführen: ist eine sehr „zusammengesetzte Frage. Kann jemand, insbe„sondere die Exjesuiten, ein Interesse dabei haben,

 „einen

„einen solchen Plan zu entwerfen und nach Mög„lichkeit auszuführen? Warum nicht? Wenn „schon jener ehemalige thätige Bekehrungsgeist die „katholische Kirche nicht mehr beseelt; so wünsche „sie doch noch beständig die Rükkehr derer, die sie „für irrende Schafe halten muß: und so würde sie „doch gewiß den, der sich mit Erfolge diesem Ge„schäfte unterzöge, wenigstens mit ihrem Beifalle „belohnen.“ Daß er aber jede Uebertreibung und manchen harten Ausdruk, vorzüglich „der geringern „Schriftsteller, die nun gleichsam dem gegebenen „Signale folgten“ tadelt: wird auch kein billiger Protestant übel deuten. Was aber Hrn. Stark betrift, so erklärt der Rezensent sich sehr stark über die einfältige Methode, die der Herr Oberhofpredi„ger bei seinem Buche befolgt, über den höchst un„anständigen Ton desselben in Schimpfreden und vorzüglich in Verdammungs- und Verkätzerungssucht, und endlich über die lächerliche Bestimmung oder Absicht, nehmlich alles was die Berl. Monatsschriftsteller und Herr Nikolai vorgebracht haben, tadeln und widerlegen zu wollen. Beson„ders rügt er Herrn Starks Unrichtigkeiten in ka„tholischen Dingen, namentlich (S. 903) in der „Art, „wie er von der Priesterweihe, von den Jesui„ten, von der Gültigkeit ihrer Aufhebung „redet.“

Ueberhaupt kann ich Ihnen sagen, daß Herr Stark mit seinem korpulenten Buche sowohl, als

mit seinen neuen Scherzbereien, in unsrer Gegend wenig Glük gemacht hat. Jeder findet, daß er bei allem seinen Geschwätz die Hauptsache übergangen; und vorzüglich, daß er durch seine unanständigen Grobheiten gegen die respektabelsten Menschen sich die billige Verachtung aller Wohldenkenden zugezogen hat. Man betrachtet ihn itzt, wie einen schwindsüchtigen Kranken, der ohne Hülfe darnieder liegt, und zu einiger Erleichterung seines Uebels genöthigt ist, ekelhaften Eiter auszuwerfen. Er speit Sophismen und Schimpfreden; wenn es ihn wirklich erleichtert, so mag es gut sein. Nur wird er wohl wenig Anhang mehr finden; und habe ich herzlich lachen müssen, daß der Baron von Hirschen, um sich wegen seines von Klaproth entdekten Urinluftsalzwassers an den Berlinern zu rächen, sich an den Herrn Oberhofprediger anschließt, und ihm Briefe von Schubart zuschikt *).

Allein,

*) Man s. die Beilagen zu Hrn. Starks Ungeheuer, Th. II. litt. Ss—Ww, vorzüglich, S. 147. Auch zu dieser Unart des Herrn Baron von Hirschen schwiegen wir. Aber lustig ist es, daß H. Stark in seiner neuesten Beleuchtung (Dessau und Leipzig, ohne Drukjahr, 8.) S. 143 die Berl. Monatsschrift bitter darüber anklagt, daß sie das Zeugniß eines Theden über diese Universalarzenei nicht bekannt gemacht. Nun, wir haben es itzt gethan, man s. oben S. 316; aber sicherlich ist nun wieder weder H. Stark, noch H. von Hirschen damit zu frieden. Anm. d. H.

Allein, eine wichtigere Stimme, als H. Stark und H. Baron von Hirschen, hat sich ganz neulich in unsern Gegenden wider die Bestreiter des Jesuitismus und wider die B. Monatsschrift hören lassen. Mit Erstaunen lese ich im 142sten Stük des Frankfurter Staatsristretto von diesem Jahre folgendes.

„Berichtigung.

„Es giebt immer einige grobe Irrthümer oder Verläumdungen, die als baare Wahrheit in der Welt „herumrollen, obschon es nichts als unverschämte Lügen sind. Mir fällt hier ein, daß zur Zeit, wo die „Kaiserinn von Rußland ihre große Reise machte, ich „in der Hamburger Zeitung las, daß in Weißrußland „zehntausend Jesuiten lebten. Auch die Frau von der „Recke schrieb, durch Inspiration irgend eines Katholikus Rabiosus, daß in Polozk dermal die wahre Propaganda wäre. Ich weiß nicht, warum man gegen „Unwahrheit und Intrigen Komplimente machen „soll. Es sind also platte Lügen, was hier geschrieben wurde. In ganz Weißrußland sind nicht über „120 Jesuiten: fast alle Polen, hier und dort ein Deutscher mit unter. Es wird allenthalben mündlich und „gedrukt erzählt, daß der katholische Erzbischof ein „Jesuit gewesen wäre. Wieder eine Lüge! Er war „nie Jesuit; er war evangelisch geboren, war Husarenoffizier im Preußischen Dienste, ward katholisch, Kanonikus, und endlich Erzbischof. Die Jesuiten fürchten ihn just am allermeisten, und er zeigt sich sonst gegen Anhänger von jeder Religion als liebenswürdiger

„ger Mann. Geſetzt, er würde Kardinal, ſo wäre es „wieder eine Lüge, daß ein Jeſuit Kardinal geworden „wäre, wie es doch ſchon in lügenhaften Blättern ſtand. „Daß dieſes nun wirklich Lügen ſind, die ich hier an„geführt habe: dafür ſtehe ich mit meiner Ehre. Wer „Luſt und Liebe hat, kann ſich bei Proteſtanten in Mo„hilow erkundigen. Eben ſo getraue ich mir den Eid „der Wahrſcheinlichkeit zu ſchwören, daß Winkelmanns „Bekehrungsgeſchichte in der Berliner Monatsſchrift, „ſo wie ſovieles Andre, nichts als unverſchämte Lü„gen waren.

„Weikard, Ruſſiſch-Kaiſerlichen
„Kollegienrath und Leibmedikus
„in St. Petersburg.“

Es iſt wohl auffallend, daß ein berühmter Mann, ganz ohne Urſache, völlig im Stark'ſchen Geiſte einen Aufſatz ſchreibt, wo faſt in jeder Periode ein plumpes Schimpfwort ſteht. Indeſſen, wer ſo wie wir hier, den guten Weikard perſönlich kennt, kann ſich dies Räthſel leichter erklären. Doch kennt auch aus ſeiner eigenen Beſchreibung das übrige Deutſchland ſein Temperament ſchon hinlänglich. Er ſelbſt ſagt in ſeinem „Philoſophiſchen Arzt“ und in ſeiner eignen „Biographie“: daß er ſehr peinlichen Nervenſchwächen und daher der gereizten Milzſucht und der ſeltſamſten Laune unterworfen ſei. So gewiß nun eine ſolche Leibes- und Seelenkrankheit einem ſonſt braven Manne keine Schande bringt; ſo kann man doch auch, wenn er in dieſem kranken Zuſtande etwas aufs Papier

wirft,

wirft, nichts Gesundes von ihm erwarten. Er wird, wenn ihn irgend eine Fliege gestochen hat, und er dadurch in seine milzsüchtige Laune versetzt ist, alles aufs seltsamste ansehn und aufs seltsamste ausdrükken. Freilich sollte er sich hüten, das was er auf diese Art in der ersten Aufwallung geschrieben, sogleich in die Drukkerei zu schikken, sondern es erst einem kältern Freunde zeigen. Indeß, kömmt hier Eigensinn, Eitelkeit, Lust zum satirischen Neken, Anspruch auf Schöngeisterei und Witzkopf, ins Spiel; und so wird oft der Freund selbst, und die Wahrheit und die gute Sache, nicht verschont. Zu strenge darf man ihn hierüber, meines Erachtens, nicht beurtheilen; denn er ist nur launisch und krank, und — was die Hauptsache ist — er hat sich selbst so angekündigt. Nicht in der harten Absicht, ehrliche Leute zu schimpfen; nicht, um zu einem verwirrenden Blendwerk allerlei Fremdartiges durch einander zu mengen; nicht, um dem Jesuitismus zu schmeicheln; nicht aus der kleinlichen Rükksicht, daß zwar Katholiken das Fehlerhafte unserer Mißbräuche anzeigen dürfen (wie er selbst es auch öfter gethan), Protestanten dies aber nicht dürften: nicht daher schrieb er jenen Zeitungsartikel, sondern bloß in einem Anfall der Laune, bloß im Zustand der Krankheit.

Indeß — ich gestehe es selbst — ist freilich dieser Aufsatz zu sonderbar, um ganz durch diese übrigens gewiß richtige Erklärung gerechtfertigt zu werden.

den. Die Schimpfwörter sind zu derb für einen Kaiserl. Hof- und Leibarzt; das nachdrükliche Kraftwort Lüge, platte Lüge, unverschämte Lüge, ist gar zu oft con amore wiederholt; alles ist zu seltsam durch einander geworfen; und die letzte Periode ist gar zu possierlich. — Hat wirklich Jemand einst (ich meine kein bloßer Zeitungsschreiber, sondern irgend ein bedeutender Schriftsteller) behauptet: in dem einzigen Weißrußland seien zehntausend Jesuiten vorhanden? Die Hamburger Zeitungen lese ich nicht; aber in den vielen Schriften über die itzige Macht und Zusammenhang der Jesuiten habe ich dergleichen nicht gefunden. Der Weißrussische Jesuitenkalender ist ja bekannt, und mich dünkt, von Ihnen Selbst angeführt *) — Gesetzt

*) Wir haben verschiedene Nachrichten über die Jesuiten in Weißrußland, und zwar aus ihren eigenen Schriften, gegeben, als 1785 April S. 379 f. Note; und November S. 418. f. Der Kalender, wovon der Verfasser dieses Briefes redet, ist uns aus Rußland selbst zugesandt worden; er hat den Titel: Catalogus Personarum & Officiorum Societatis Jesu in Alba Russia, in annum 1785. Mohilovine (2 Bogen und 1 Blatt, in 8.). Wir excerpirten ihn aber nicht, weil dies Hr. O. K. R. Büsching gerade damals in seinen „Wöchentlichen Nachrichten" that. Dieser von den Jesuiten selbst herausgegebene Kalender giebt übrigens die Zahl der dortigen Jesuiten ganz genau mit Namen und Amtsbenennung auf 174, nicht (wie H. Weikard) auf 120, an. A. d. H.

setzt aber, irgend so ein leeres Gerücht sei einst erdichtet worden; wie kömmt denn, selbst bei seiner Excentrizität und Hypochondrie, unser Weikard dazu, eine hochachtungswürdige Frau, die (wie ich weiß) selbst von ihm hochgeachtet wird, die Frau von der Recke mit einer so leeren Erdichtung in Parallel zu stellen? Ausserdem will er etwas widerlegen, was sie nicht geschrieben hat, sondern was ihm bloß seine Laune mag vorgespiegelt haben. Den Zusammenhang der Jesuiten wird er gewiß nicht leugnen; die vor einiger Zeit in Rom selbst zusammentraten, um sich als einem noch bestehenden Korpus ihre Kirchengeräthe zu vindiziren. Auch den Einfluß der Propaganda auf die Jesuiten in Weißrußland nicht; da Italiäner in öffentlichen Schriften darauf hindeuten. Wenn nun Frau v. d. Recke bei Gelegenheit der Propaganda (in ihrer Schrift über Stark, S. 18. die Note) sagt: daß die Jesuiten noch in Deutschland Novizen annehmen, und diese nach Polozk in Weißrußland schikken, um da als Scholastici zu bleiben, und dann weiter gebraucht oder versandt zu werden, und wenn sie hinzu setzt: „so daß Polozk itzt gewissermaßen das unmittelbare Werkzeug der Propaganda im Norden ist“; was sagt sie dann anders, als was jeder, der sich um diese Sachen bekümmert, schon weiß, sie aber als eine Dame für neu und unbekannt hielt? Was bedurfte sie dazu der Inspirazion eines Akatholikus, da hundert Katholici ihr dasselbe können gesagt

gesagt haben. Auch brauchten diese gar nicht radiosl. zu nicht einmal nervenkrank und launisch zu sein. — Die kurze Lebensgeschichte des Ex-Husarenoffiziers, itzigen Erzbischofs zu Mohilow, ist sehr artig. Daß er aber kein Jesuit und nicht einmal Jesuiterfreund ist, gründet sich doch wohl nicht bloß auf einen abzulegenden Eid der Wahrscheinlichkeit? — Dies juramentum de credulitate ist am Ende gar allerliebst angebracht; und, da es mit Hrn. Schlossers Vorschlag doch nicht recht fortkommen will, so sollte man, um hinter die Wahrheit einer Sache zu kommen, künftig Schriftsteller und Rezensenten aufrufen, ob sie sich zu einem solchen Eide erbieten wollen. Auf innere Wahrscheinlichkeit, auf allenfalls zu nennende Zeugen, auf bestätigende Umstände kömmt es sodann gar nicht mehr an; die Fakta richten sich darnach, ob etwa jemand in kränklicher Laune schwören will: ich glaube es nicht! Was an der Sache selbst ist, werden Sie, meine Herren, zum besten anzugeben wissen; mir wenigstens, und sicherlich tausend gesunden Katholiken kömmt es viel wahrscheinlicher vor: daß ein Gelehrter auf die Art, wie von Winkelmann erzählt ist, bekehrt wird, als daß ein protestantischer Preußischer Husarenoffizier zu einem katholischen Erzbischof wird. — Der originelle Einfall: ein erzähltes Faktum ohne weitere Nachfrage vor sein Eidesforum zu ziehn, wäre unübertreflich, wenn ihn nicht der Erfinder selbst noch durch den originellern Zusatz übertroffen hätte: „daß die Geschichte, so wie so vieles andere, „nichts als unverschämte Lügen seien.“ Dieser Zusatz giebt, wie man sieht, dem Leser die Freiheit, alles Mögliche mit in diese Kategorie der Lügen zu ziehn.

Allein diese beiden Einfälle scheinen mir, so wie auch alles vorige, zu originell, um selbst bei der größten Nervenkrankheit des guten Leibarztes von

ihm zum Druk hingeschrieben zu sein. Ich vermuthe daher, und „getraue mir, den Eid der Wahrscheinlichkeit zu schwören", daß Weikard alles dies nur an einen Freund in einem Briefe schrieb. Und da mag man denn gern seiner Laune, ohne Maaß und Ziel, so viel Luft lassen, als das Papier tragen kann! Ein geschäftiger Freund aber — dergleichen es heut zu Tage so viele giebt, von der wohlbekannten Ardelionum natio, sibi molesta & aliis odiosissima — ein solcher Freund ließ dann vermuthlich diesen Brief sogleich in eine sehr gelesene Zeitung abdrukken.

Ich habe Ihnen, m. H. dieses melden wollen, damit Sie, wenn Ihnen jenes Zeitungsblatt sonst in die Hände fiele, keine schlechtere Meinung von unserm lieben Landsmanne Weikard und von uns Katholiken überhaupt bekommen, als er und wir verdienen.

Katholikus Fuldensis.

Zusatz der Herausgeber.

Wir haben über die von uns (im Jul. S. 56, f.) gelieferte Geschichte von Winkelmanns Religionsveränderung nur folgendes zu sagen. Sie ist, wie jeder sieht, fast Schritt vor Schritt mit Stellen aus Winkelmanns eigenen Briefen belegt; aber sie hat dennoch das Unglük gehabt, dem Hrn. Kollegienrath Weikard zu St. Petersburg so unwahrscheinlich vorzukommen, daß er — nicht sie unwahrscheinlich nennt, sondern einen Wahrscheinlichkeitseid darauf schwören will, daß sie nichts als unverschämte Lüge sei. Das ist ein wenig stark! Wir können unsere Leser versichern, daß sie von einem höchst glaubwürdigen und sehr wahrhaften Manne aus Sachsen herrührt, der sie aus dem

dem Munde des noch lebenden unbescholtenen Mannes hörte, welchem von allen seinen Sächsischen Freunden W. vielleicht am mehrsten zu danken hatte, und mit dem er nach seiner Religionsveränderung täglich umging. Zu noch grösserer Bestätigung lassen wir hier einen merkwürdigen Brief eines andern vortreflichen Mannes folgen. Daß wir aber keinen dieser unsrer Korrespondenten nennen, ist freilich ein Schaden für uns, da ihre Glaubwürdigkeit alsdann noch mehr würde anerkannt werden; ist aber eine nothwendige Folge der unglaublich unanständigen Art, womit, wie man leider sieht, itzt gelehrte Streitigkeiten von einem Merkard bis zu Stark, von einem der Besten bis zum Schlechtesten, geführt werden. Wer kann es ertragen, Männer die man schätzt, mit ihrem Namen einer solchen Behandlung Preis zu geben!

Die Herausgeber.

Aus einem Briefe aus Zürch, vom 29. Julius 1788.

Die Geschichte von Winkelmanns Religionsveränderung habe ich, so wie sie in der Berlinischen Monatsschrift erzählt ist, zu mehrern malen vom Winkelmann selbst erzählen gehört. Nur scheint jenem Verfasser ein Umstand unbekannt geblieben zu sein, der dem guten Mann, da er eben entschlossen war, das Vorhaben einer Religionsveränderung aufzugeben, und ein Lutheraner bleiben wollte, mit Heftigkeit auf die andere Seite stieß. Ich habe ihn aus seinem eignen lieben Munde gehört, und erinnere mich noch sehr bestimmt der Lebhaftigkeit, mit der er seinen Unwillen gegen den „lutherischen Pfaffen“ äußerte, der ihm diesen Streich gespielt. Winkelmann hatte sich nehmlich

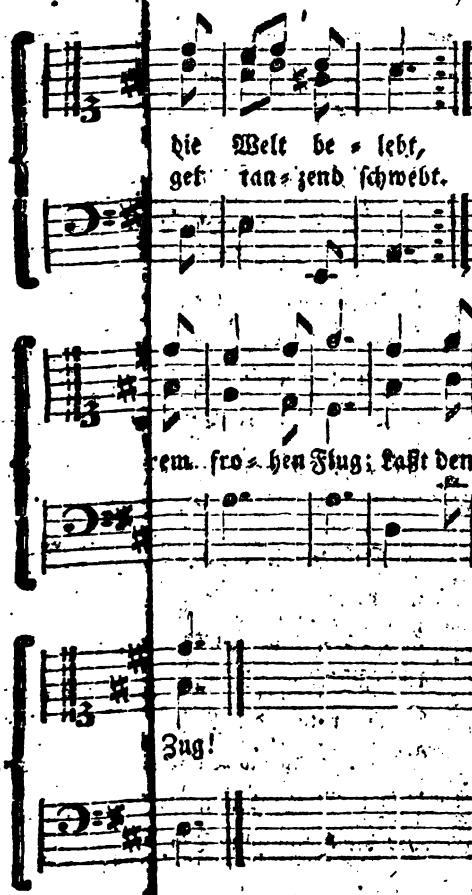
einer

einer vorhabenden Religionsveränderung auch dadurch verdächtig gemacht, daß er ungewöhnlich lange nicht zur Kirche und Kommunion gegangen; es zog ihm dies Verdrießlichkeiten zu, und er ward von seinem gewöhnlichen Beichtvater darüber erinnert. Er war damals, wie er mir bestimmt sagte, entschlossen, ein Lutheraner zu bleiben; er begab sich zu dem Prediger der auf dem Lande war (ob zu Möthniz, kann ich nicht sagen), wollte aber nicht, daß jemand darum wisse, wann er zur Beichte und dann zur Kommunion käme. Der Prediger sermonirte ihn bei der Beichte, über das Aergerniß, das er gegeben hätte; Winkelmann ließ sich das sagen, weil ihm doch versprochen ward, daß niemand etwas darum wissen sollte, wann er kommunizirte. — W. geht am Sonntag in die Kirche, mit dem festen Vorsatz zu kommuniziren; sieht aber zu seiner Befremdung auf der Emporkirche eben die guten Freunde, deren Neckereien und Spott er befürchtete, und die ihm aufsätzig waren. Dies machte ihn lange unschlüssig: ob er wieder weggehen solle. Er blieb aber dennoch bei seinem Entschluß, die Kommunion zu nehmen; als er nach der Predigt aus eben des Predigers Munde der ihm das Stillschweigen versprochen hatte, hören mußte: daß er der Gemeine zur Fürbitte besonders empfehle „ein verirrtes Schaaf, das auf „Irrwege gerathen, und zur katholischen Kirche „habe übergehen wollen, nun aber zu der wahren „Kirche zurükkehre, und seine Rükkehr öffentlich „bei dem H. Abendmahl zu bezeugen gesonnen sei.“ Das empörte Winkelmann, er ließ den lutherischen Geistlichen reden, und die auf der Emporkirche vergeblich seiner warten; und ging zur Kirche heraus — für ein, und allemal.

Auffor-

3.

Le J. F. Reichardt.



Selbst die goldne Sonne führet
te Strahlen, wie im Tanz.
e ihr diesen Plan itzt zieret,
höher als der Sonnenglanz;
get ihrer holden Freude
uts in dem Tanze nach.
ne wisse was von Leide;
r sie kriegt Ungemach!

Venus und ihr kleiner Knabe
schen sich zu euch hinein,
zu sehn, was ihre Habe
re Beute hier wird sein.
sich heute spröde sträubet,
die ist die Strafe klar:
ß sie ohne Liebe bleibet
zum Mai im künftgen Jahr!

Röling, 1664.

Berlinische Monatsschrift.

1788.

Eilftes Stük. November.

I.

Der fünf und zwanzigste September und sechszehnte Oktober *).

I.

Rede am Geburtsfeste Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm des Zweiten, gehalten auf dem Königl. Nazional-Theater in Berlin, den 25. Sept. 1788.

Nun Europa zu Land' und Meer unselige Kriege
Führet, die Tempel der Musen verschlossen sind, alle sich flüchten,
Ladet sie Preussens Titus in seine verschönerte Stadt ein.

Wohl

*) Des Gegenstandes und des Dichters wegen, verdienen diese, schon in den Zeitungen bekannt gemachten, Gedichte eine daurendere Aufbewahrung.

Wohl uns! Das Alter der Weisheit, das Grácien lange beglückt hat,
Das in Italiens Garten Cäsar Augustus verpflanzte,
Das dort wieder nach öden Jahrhunderten frölich empor wuchs,
Das in Gallien unter dem großen Ludewig blühte,
Das in der glücklichen Insel der Britten reichliche Frucht trug,
Pflanzet für uns und Germanien endlich Friederich Wilhelm.
Und, daß Sein ganzes Volk die weiseren Künste genieße,
Oeffnet er ihm nicht bloß den Tempel der ernsten Minerva,
Nein, auch die Bühne Thaliens, wo alle vereinet sind, alle
Ihren Reihentanz halten, sich Scherz mit Weisheit vermählet,
Geist und Herz vergnüget wird, Augen und Ohren sich weiden.

Mitten unter diesen Geschäften des goldenen Friedens
Uebet dennoch der angebetete König der Brennen
Seine Kriegesheere mit gleicher Sorgfalt und solchem
Eifer, als zög' er aus, den Frevel der Völker zu strafen.
So saß unter den Lorbern am Pindus der schönste der Götter,

Rührte

Rührte mit ruhiger Hand die lieblich tönende Laute;
Aber ihm nah' zur Seite lag stets sein gewaltiger Bogen,
Und mit unfehlbar treffenden Pfeilen der schreckliche Köcher.

O regiere noch lange, Du Fürst des Friedens! noch lange
Streue Deine tausend Segen über Dein Volk aus!
Wache noch lange für seine Sicherheit: ausser den Gränzen
Durch streitfertige Krieger, von innen durch kluge Gesetze!
Lange noch müsse der Landmann nach allen Aernten des Jahres
Diesen Deinen Festtag als seinen seligsten feiren!
Lange noch stehe Du Selbst auf Deiner Vaterlandsbühne
Tugend und Laster geschildert, Tyrannen und Väter des Volkes,
Und in dem besten von diesen Dein Bild, o Borussiens Schutzgott!

Ramler.

II.

Rede am Geburtsfeste Ihrer Majestät der Königinn Friederike Luise von Preussen, gehalten auf dem Königl. Nazionaltheater in Berlin, den 16 Okt. 1788.

Du, des Himmels Geschenk, mit jeder fürstlichen, jeder
Häuslichen Tugend geschmückt, o Königinn! dreymahl willkommen
Sey uns an Deinem Fest! ruft Dein Berlin, das mit immer
Wachsender Ehrfurcht und Liebe den reinsten Weihrauch dir darbringt.
Lebe noch viele dieser reichlich gesegneten Monde,
Durch Dich Selbst uns ewig gesegnet! Lebe noch lange
Mitten unter den Scenen der schönen Natur, die Du liebest,
Und dem Pomp der Städte vorziehst! Lebe noch lange
In Begleitung jenes Dir eigenen Göttergefolges,
Der holdseligen Menschenliebe, der Treue, der Demuth,

Welche

Welche sekten die Fürsten begleitet; der heiligen Wahrheit,
Sonst von den Höfen verbannt. Noch lange begleiten Dich Deine
Selbsterzogenen Grazien, sie, Dein höchstes Vergnügen,
Sie, das schönste Geschmeide, das je Fürstinnen gezieret!
Was der edelste Baum, mit Nektartrauben behangen,
Die den goldenen Becher der Freude zu füllen genährt sind,
Das ist der Mütter Edelste, rings umgeben von Kindern,
Die, mit ihrer Tugend genährt, die Hoffnung der Welt sind.
So sieht hier die gerührte Stadt Dich oftmals umringet,
Wann Du Dein harmonisches Ohr zu den frohen Gesängen
Deutscher Musen neigest, unsträfliche Scherze mit Lächeln
Billigst, getroffene Leidenschaft fühlst, verfehlte verzeihest.

Dank sagt diese Bühne Dir, welche Dein Anblick ermuntert,
Stets der Natur und Deinem bewährten Geschmacke zu folgen.
Dank sagt das bessere Volk Dir, welches ein glänzendes Muster
Unbescholtener Sitten in seiner Gebieterinn nachahmt.
Und ein großes Reich, das noch in herrschenden Enkeln
Und Urenkelsöhnen nach langen Jahrhunderten blühet,
Dankt Dir, wahre Mutter des Landes, unsterbliche Dauer!

Ramler.

2.

Freudiger Zuruf
an
des Kronprinzen Friedrich von Preussen
und
des Prinzen Ludwig von Preussen,
Königl. Hoheiten,
von der Dorfschaft zu Britz,
den 21. September 1788.

Empfangt den Aehrenkranz, Ihr theuren Prinzen,
Ihr Eures milden Vaters Ebenbild,
Ihr ganz die Hofnung unsrer glücklichen Provinzen,

Em-

Empfangt ihn! Seht, des Jahres Hofnung ist erfüllt,
Der Segen Gottes macht uns reicher,
Die Scheuren sind gefüllt; es warten schon die Speicher,
Die Magazine warten schon
Auf unsern Ueberfluß. O daß der Kriegessohn
In Frieden ihn genießen könnte!
O daß Gott lange noch dies Glück den Preussen gönnte! —
Laßt, Prinzen, lange noch die tapfern Schwerter ruhn;
Laßt blanke Sensen nur in unserm Felde klingen,
Und jährlich Euch ein Aernteliedchen singen,
So freudenvoll als wir es heute thun!

Ramler.

3.

Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

Die hier gelieferten Bemerkungen über einen der merkwürdigsten Gegenstände der neuern Statistik scheinen uns zu wichtig, als daß wir nicht jedem möglichen Mißverstande dabei vorbauen sollten. — Daß durch richtige Bestimmung von Nekkers Verdienst dies Verdienst nicht geschmälert wird, daß durch frei-

freimüthige und auf die vorliegenden Data gegründete Prüfung von Nekkers erstem Schritte Nekker selbst überhaupt nicht angegriffen wird: hat der Hr. Verfasser selbst mehr als einmal gezeigt, und wird der verständige Leser leicht einsehn. — Daß aber die Data selbst, worauf sich alles gründet, vielleicht gar unrichtig, und wenn auch nicht unrichtig, doch unvollständig sein mögen; daß der Verfasser in dieser Entfernung Nekkers eigentlichen Plan nicht wissen konnte, sondern sich nur auf die bekannt gewordnen Nachrichten verlassen mußte; daß Nekker vielleicht itzt schon des Verfassers ganze Idee erfüllt, ja vielleicht seine ganze Erwartung übertroffen haben kann: alles das schadet, unsrer Meinung nach, der Nutzbarkeit dieses wichtigen und lehrreichen Aufsatzes im mindesten nichts. Denn es kömmt, um wirklich lehrreich zu sein, ja bloß auf die Richtigkeit des Räsonnements, auf die Bündigkeit seiner Schlußfolgen an. Man betrachte unsertwegen den ganzen Aufsatz nur als eine Auflösung eines gesuchten Problems in der Statistik, oder vielmehr als die Kritik einer solchen vorgegebenen Auflösung (ohne Dogmatik, um mit Kant zu reden), als das Räsonnement über eine bloße Hypothese, als ein Exempel aus der Logik, wo die Norm angelegt wird, um zu sehen, ob zusammenhängend gedacht, ob schrittweise gefolgert, ob richtig geschlossen ist. Man vergesse Nekkern und Frankreich, und denke sich nur einen Finanzminister A und ein Königreich Z; — und entscheide dann: ob eine solche Kritik nicht lehrreich ist? Wohl schwerlich könnte der großen Wissenschaft der Staatswirthschaft — die so wenig von Deutschen bear-

bearbeitet wird, und die dem deutschen Griffe doch vielleicht eine der angemessensten ist — wohl schwerlich könnte dieser Wissenschaft ein wesentlicherer Dienst geleistet werden, als durch viele ähnliche Kritiken wichtiger (wirklicher oder in Hypothesi angenommener) Finanzverordnungen. Desto nützlicher zu diesem Zwekke ist der Umstand, daß der Hr. Verfasser jedesmal, nach einer erhaltenen Angabe, seine Bemerkungen darüber aufsetzte.

Die Herausgeber.

I.

Daß die französischen Finanzen in Zerrüttung sind: ist eine Wahrheit, die seit der Versammlung der Notabeln ganz Europa bekannt geworden ist. Daß aber die interimistischen Verfügungen des französischen Ministeriums, wodurch die Finanzen bis zur erfolgten allgemeinen Zusammenberufung der Stände in einer gewissen Ordnung erhalten werden sollten, ganz unzureichend gewesen sind: erhellt jetzt erst aus dem Schluß des französischen Staatsraths vom 16 August des itzigen Jahres.

Im November des vorigen Jahres kündigte das französische Ministerium mit vieler Feierlichkeit an: daß eine gewisse Reihe aufeinander folgender Darlehne die Ordnung in den Finanzen erhalten würde; bis durch die Stände der itzt vorhandene Krebsschaden aus dem Grunde geheilt wäre. Das erste Darlehn ward auf 120 Mill. Liver bestimmt. —

Bald nachher ward in den öffentlichen Blättern bekannt gemacht: daß dieses Kapital durch Unterzeichnung zu Stande gebracht sei; ja daß mehr Geld angeboten worden, als man nöthig gehabt hätte, und daß daher Verschiedene mit ihren Anbietungen hätten zurükgewiesen werden müssen. — Im März des itzigen Jahres erschien Compte rendu au Roi & publié par ses Ordres; und hier wurden obige 120 Millionen Liver als wahre Einnahme für das Jahr 1788 berechnet, und es ward darin mit der größten Zuverlässigkeit behauptet: daß im J. 1788 nicht nur kein Defizit, sondern vielmehr ein Ueberschuß von etwas über sieben Millionen Liver Statt finde.

Welches Vergnügen mussten nicht alle Gläubiger des französischen Staats über diese Versprechungen und Berechnungen empfinden! Allein, es hat leider nicht länger gedauert, als bis zum 16ten August des itzigen Jahres, wo das bekante Arret erschien. Man sieht nunmehr offenbar: entweder, daß der von den Ministern angekündigte Plan nichts getaugt hat; oder, daß er nicht hat ausgeführt werden können, und daß also die dem Publikum auf Befehl des Königs vorgelegten Berechnungen unrichtig gewesen sind.

Das Wesentliche der Verfügung vom 16 Aug. kommt darauf hinaus: daß gewisse von dem Königl. Tresor in baarem Gelde zu leistende Zahlungen nur zum Theil in Gelde erfolgen werden, und

und daß für den Rest Anweisungen auf den Königl. Tresor gegeben werden, deren Realisazion am Ende des Jahres 1789 erfolgen soll; wobei jedoch den Inhabern dieser Billete Zinsen zu 5 vom Hundert jährlich bis zu erfolgter Realisazion versprochen werden.

Durch diese Verfügung ward also der französische Staat unvermögend erklärt, seine Verbindlichkeit erfüllen zu können. Denn, wer 100 Thaler baar bezahlen soll, und dagegen nur 60 entrichtet, ist, nach dem Urtheil der ganzen kaufmännischen Welt, insolvent: wenn er gleich für die noch fehlenden 40 Thaler die besten und sichersten Anweisungen ausstellet. Der Gläubiger hat einmal das Recht, 100 Thaler baar zu fordern; und, ohne seine ausdrükliche Einwilligung, kann ihm keine erst nach einem gewissen Zeitraum gültige Anweisung in Zahlung gegeben werden.

Durch diese Verfügung ist der Kredit von Frankreich, als Staat betrachtet, abermals vernichtet. Denn der Kredit erhält sich nur so lange, als man das, was man versprochen hat, pünktlich und buchstäblich erfüllt. Fehlt man auch nur einmal, so ist der Kredit weg; und man muß alsdann wieder ganz von vorne anfangen, um den Kredit wieder herzustellen.

Die Folgen dieser Verfügung treffen zuvörderst die unmittelbaren Gläubiger des Staats. Diese sollten Geld im Tresor bekommen, erhalten aber

aber dagegen entfernte Anweisungen. Dadurch nun werden sie ausser Stand gesetzt, die auf sie laufenden Anweisungen zu berichtigen. Ihre Gläubiger können folglich nun auch wiederum nicht die obliegende Zahlung leisten; und so erfolgt eine allgemeine Stokkung im Umlauf: das größte Uebel, das einen Staat treffen kann. Um sich dies deutlicher zu denken, nehme man eine Reihe von Menschen: A, B, C, D, E, F, G, von welchen A die Klasse der unmittelbaren Empfänger aus dem Tresor vorstellet, B bis F die mittlern Klassen bezeichnen, und unter G die niedrigste Klasse von Handarbeitern und Tagelöhnern verstanden wird. Man sieht hier klar, daß das Geld, was A empfängt, durch alle Zwischenglieder der Reihe bis zu der Klasse von G ausgegeben wird; so wie es durch die Ausgaben von G nach und nach wiederum in den Tresor zurükfließt, von wo aus es von neuem den vorigen Umlauf anfängt. Gesetzt nun, A bekömmt kein Geld, so muß das Geld auch der Klasse G abgehen. Das heißt: Tagelöhner und Handarbeiter haben kein Geld; folglich können sie den Bäkker nicht bezahlen und bekommen also kein Brot! — Man stelle sich im Geist die Folgen davon vor; und man wird das Ministerium verabscheuen, welches Verfügungen entwerfen und zur Ausführung bringen will, wodurch ein unabsehbares Elend unter der niedrigsten Klasse des Volks hervorgebracht wird!

Es

Es ist wahr, daß dieser verderbliche Erfolg sich nicht gleich am 16 Aug. zeigen konnte. Es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe das Geld von A bis zur Klasse G kommt; und, da die Klasse A doch noch einen Theil ihrer Forderung in baarem Gelde erhalten soll, so werden vielleicht 6 und mehrere Monate hingehen, ehe der Greuel der Verwüstung ausgebrochen ist. Sollte aber ein Ministerium, das eine so wichtige Verfügung giebt, nicht so weit voraus sehen? Denn, so viel ist klar, bleibt diese Verfügung bestehen, und werden keine Maaßregeln getroffen, dem Elende vorzubeugen; so tritt der betrübte und verderbliche Fall unfehlbar ein, den ich hier nur angedeutet, und nichts weniger als geschildert habe.

Dagegen wirkte diese Verfügung weit schneller auf die Caisse d'Escompte; und die daraus zu besorgende Gefahr war so dringend, daß das Ministerium schon den 18. August zwei Schlüsse des Staatsraths bekannt machte, die das Uebel heben sollten. Denn das Publikum mußte glauben: daß gar kein baares Geld mehr in Frankreich vorhanden sei, oder doch wenigstens nicht so viel, als zu den täglichen Ausgaben erfordert wird. Da nun die Caisse d'Escompte ihre Zahlungen in Billeten leistet, die statt baaren Geldes umlaufen, weil sie alle Tage bei dieser Kasse in baar Geld umgesetzt werden können; so mußte das Publikum auf den Gedanken kommen, daß vielleicht auch diese Kasse

nicht

nicht im Stande sein würde, ihre Verbindlichkeit zu erfüllen. Man wollte daher den Sichern spielen, und lief haufenweise zur Caisse d' Escompte, um baar Geld für die dahin gebrachten Billete zu erhalten. — Unmöglich aber kann in der Caisse d'Escompte so viel baar Geld sein, als sie Billete ausgegeben hat. Sollten also alle Billete auf einmal zum Realisiren präsentirt werden, so mußte die gedachte Kasse sich eben so gut insolvent erklären, als es der Tresor am 16. August schon gethan hatte. Geschah dies aber, so mußten auch alle Bankiers von Paris zu zahlen aufhören; und so erstrekte sich das Ungewitter zunächst auf die Handelsstädte Frankreichs, und mit der Zeit auf alle europäische Handelsplätze.

Diesem Uebel vorzubeugen, versicherte nun das französische Ministerium den 18. August: daß der Tresor die Zinsen von den 70 Millionen, die er von der Caisse d' Escompte geliehen hatte, ganz in baarem Gelde bezahlen solle. Dadurch sollte das Publikum überzeugt werden, daß es dieser Kasse nicht an baarem Gelde fehlen werde, um ihre Billete zu realisiren. — Indeß mußte das Ministerium doch selbst glauben, daß dies Versprechen nicht hinreichend sein würde, das Publikum zu beruhigen. Es verfügte daher am nehmlichen Tage noch: daß Jedermann unweigerlich die Billete von der Caisse d'Escompte als baar Geld annehmen sollte, diese Kasse jedoch nicht verbunden wäre, die ihr präsentirten

tirten Billete in baarem Gelde zu bezahlen; sondern, daß es zur Realisazion genug sei, wenn sie die bei ihr verpfändeten Effekte und Dokumente an die Inhaber der Billete auslieferе.

Diese letztere Verfügung war in der That ganz widersinnig. Denn der Inhaber eines Billets von der Caisse d'Escompte glaubte Geld zu haben, womit er Jedermann bezahlen konnte, und wofür er in dieser Kasse selbst zu jeder Zeit klingende Münze erhalten konnte. Und nun wollte man ihm dafür Wechselbriefe, die noch einige Zeit zu laufen hatten, oder Königl. Schuldverschreibungen, deren Einlösungstermin vielleicht gar nicht bestimmt war, in Zahlung geben! Auch sahen die Direktoren der gedachten Kasse die höchstverderblichen Folgen dieser Verfügung ein; und — zu ihrer Ehre sei es gesagt! — sie erklärten sogleich: daß sie von dieser Verfügung keinen Gebrauch machen, sondern nach wie vor ihre Billete mit baarem Gelde einlösen wollten.

Aus dieser kurzen Darstellung ist nun wohl klar: daß das französische Ministerium ganz unfähig war, die zerrütteten Finanzen Frankreichs bis zur Versammlung der Stände aufrecht zu erhalten. Es war daher die höchste Zeit, daß es verabschiedet, und Nekker wieder an die Spitze der Finanzen gesetzt ward.

Soll aber die Ordnung wiederhergestellt werden, so muß Nekker bald helfen. Mit der Hülfe

zu

zu warten, bis die Stände zusammenberufen sind, würde Nekkers Verdienst ganz entkräften. Denn, daß Frankreich bezahlen kann, wenn es will, und wenn die Finanzen gut geführet werden: daran ist kein Zweifel. Ich bin auch versichert, daß bei der Versammlung der Stände Männer auftreten werden, welche die Nazion über die wahre Lage der Finanzen aufklären, ihr die großen Hülfsmittel die sie in sich selbst hat, um völlige Ordnung herzustellen, entdekken, und endlich die Nazion überführen werden, daß ein eine gewisse Zeitlang dauernder Druk von stärkern Abgaben ein weit kleineres Uebel ist, als ein gänzlicher Bankerot des Staats. Ich bin versichert, daß die versammelte Nazion alsdann zwekmäßige Schlüsse fassen wird, um das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe des Staats zu bewirken. Nur, wenn Nekker bis dahin warten will, so hat er nichts gemacht: und wenn er auch der Mann wäre, der die ganze Nazion in der Versammlung der Stände durch seine Kenntniß und Beredsamkeit lenkte. Will er sich Verdienst um Frankreich erwerben, so muß er itzt helfen. Das heißt: er muß die Verfügungen vom 16. und 18. August aufheben, oder ihren nachtheiligen Folgen vorbeugen. Und dies muß er noch im Monat September thun. — Geschieht das nicht, so ist das Uebel von Frankreich entweder unheilbar, oder Nekker ist nicht der rechte Arzt für Frankreichs Krankheit.

Dies

Dies ist der wahre und einzige Probierstein für Nekkers Verdienst.

Ich gebe zu, daß die Aufgabe nicht leicht ist. Denn, wenn man liest, daß bei der Uebergabe des Tresors an Nekker nur 419,000 Liver baares Geld in der Generalstaatskasse von Frankreich gewesen sind; so mögte einem jeden der Muth entgehen, der die Finanzen dieses Landes übernehmen sollte. Berechnet man auch nur die gewöhnlichen Ausgaben des Tresors, so findet man sogleich, daß dieser Kassenbestand nicht einmal hinreicht, die Ausgabe eines einzigen Tages zu bestreiten. — Indeß halte ich die Nekkern anjetzt gegebene Aufgabe doch nicht für unmöglich. In Frankreich selbst ist Geld genug; und es kommt also nur auf das Zutrauen an, welches die Nazion gegen ihn haben wird. Der Anfang der Nekkerschen Administrazion ist sehr glänzend gewesen. Ist er im Stande, dies Zutrauen der Nazion bis zur erfolgten Zusammenberufung der Stände zu erhalten; so wird er auch das Ziel erreichen, und wird Frankreich vor einem ähnlichen Labyrinthe bewahren, als worein es bei dem Zusammensturz des Lawschen Systems gerieth.

Berlin, den 14. September 1788.

II.

Bis itzt hat Nekker noch keinen entscheidenden Schritt gethan, um das Arrêt vom 16. August aufzuheben, oder dessen Folgen zu entkräften.

Er hat zwar befohlen: daß die Zahlungen des Tresors in baarem Gelde geschehen sollen; allein dies macht noch nicht viel aus, weil die großen Auszahlungen von Zinsen und Leibrenten im Hôtel de Ville erst den 15. September anfangen. Alles kommt also darauf an: ob Nekker im Stande sein wird, diese Zahlungen mit baarem Gelde zu leisten.

Die heutige Post wird wahrscheinlich die Maßregeln uns bekannt machen, die Nekker wird erwählt haben, um diese Absicht zu erreichen. Ich will indeß versuchen, ob ich hier Mittel ausfinden kann, wie dieses möglich sein wird. Die Mittel, unter welchen er zu wählen hat, sind wohl folgende:

1) Nekker hat im Tresor Reskripzionen für 107 Millionen gefunden. Das sind Anweisungen auf Königl. Einkünfte, die aber erst nach einer gewissen Zeit eingehen. Diese Reskripzionen waren schon vom vorigen Ministerium ausgefertigt, konnten aber aus Mangel von Zutrauen nicht diskomptiret werden. Itzt also, da das Zutrauen hergestellet ist, wird dies Eskomptiren angehen; und so erhält Nekker Geld.

2) Nekker läßt das Arrêt vom 16. August bestehen, und bezahlet also mit Billeten, die erst am Ende von 1789 realisiret werden; trift aber die Anstalt, daß diese Billete in der Caisse d'Escompte oder in einer andern zu diesem Ende errichteten Anstalt an den Inhaber auf Verlangen für voll bezahlet werden.

3)

3) Nekker eröfnet ein Darlehn unter vortheilhaften Bedingungen, und bemeistert sich dadurch der Kassenbeistände der Kapitalisten.

4) Nekker verschaft sich die nöthigen Fonds durch kaufmännischen Kredit, indem er einen oder etliche Bankiers von Paris für Rechnung der Krone auf fremde Plätze ziehen läßt.

Dies sind alle Mittel, die Nekker erwählen kann. — Daß sie bei wiederhergestelltem Kredit zwekmäßig sind, hat deswegen keinen Zweifel, weil in Frankreich eine große Menge baaren Geldes ist. Nekker behauptet in seinem Werk über die Administrazion: daß „die Masse des numerären Vermögens in Frankreich 2000 Millionen beträgt.“ Könnte also Nekker durch inländische Operazionen anjetzt kein Geld schaffen, so wäre von beiden folgenden Sätzen einer wahr: Entweder hätte die itzige Nekkersche Administrazion noch keinen Kredit; oder Nekkers Behauptung von 2000 Millionen Numerärvermögen in Frankreich wäre nicht wahr. Zur Ehre Nekkers will ich keines von beiden glauben.

Was nun die obigen vier Operazionen betrift, so mache ich darüber folgende Bemerkungen.

In Absicht der ersten Operazion treten auf der einen Seite folgende Schwierigkeiten ein:

a) Sie ist ein bloßes Palliativmittel. Denn, da eine jede Staatseinnahme auch schon eine sich auf sie beziehende Staatsausgabe mit sich

bringt; so fehlt es hernach, wenn diese assignirte Einnahme eingehet, an den Fonds, um die alsdann stattfindenden Ausgaben zu bestreiten. Das itzige Uebel wird alsdann also wieder erneuert.

b) Dergleichen Reskripzionen, wie Nekker im Tresor gefunden hat, zu diskomptiren, ist im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als — mit einem gemeinen, aber sehr passend treffendem Ausdrukke — vorgegessenes Brot.

c) Nekker würde den Vorwurf von sich nicht ablehnen können, daß er durch diese Operazion weiter nichts thäte, als einen Misbrauch wiederholen, der bis itzt zur Schande der französischen Finanzbedienten Statt gefunden hat.

d) Das Exempel von Terray hat die Kapitalisten schüchtern gemacht, dergleichen Reskriptionen zu eskomptiren; weil es zu Terrays Zeiten geschehen ist, daß alle dergleichen Kassenassignazionen nicht bezahlet wurden.

Auf der andern Seite ist aber auch wahr, daß dies Mittel sehr wirksam ist, wenn es angebracht werden kann. Findet Nekker Kapitalisten, die ihm gegen Anweisung auf künftige Königl. Einnahme Geld vorschießen, so hat er Geld; und die Stände haben hernach zu reguliren, wie dem dadurch in der Folge verursachten Mangel abgeholfen wird.

In Absicht der dritten Operazion ist bloß die Schwierigkeit, daß dadurch nicht schnell genug Geld herbeigeschaft wird. Wenn Nekker 200 Millionen

lionen borgen muß, so glaube ich wohl, daß er sie bekommt; aber ehe das Geld beisammen ist, gehen Monate hin, und so lange kann weder der Tresor noch das Publikum warten.

Die vierte Operazion kann nur eine Nebensache sein. Denn da Frankreich nicht Schuldner der übrigen europäischen Nazionen ist, so werden sich daselbst keine Liebhaber zu fremdem Gelde finden, als in so fern großer Gewinn dabei zu machen wäre. Dieser Gewinn würde aber auf Kosten des Staats erhalten.

Ich gestehe daher, daß ich die zweite Operazion für die solideste halte. Und das aus folgenden Gründen:

1) Das Arret vom 16 August ist einmal gegeben. Und es ist selbst für eine neue Administrazion nicht rühmlich, wenn sie damit anfängt, alle Verfügungen der vorigen Administrazion schlechtweg aufzuheben. Ist es möglich, so lasse man die alten Verordnungen bestehen; man treffe aber die Anstalt, daß das Nachtheilige davon wegfalle und den daraus zu besorgenden üblen Folgen vorgebeuget werde.

2) Das Arret vom 16 August setzet ein Darlehn zu 5 Prozent fest: und darin ist nichts Böses; es macht aber dis Darlehn zu einer Zwangssache: und dies ist das Fehlerhafte. Wenn nun Nekker das Darlehn und selbst die Form desselben beibehält, das Nachtheilige aber wegnimmt; so handelt er gewiß als ein Meister in seiner Kunst. —

Dies thut er aber durch meine zweite Operazion. Folglich halte ich diese für die beste.

3) Alles kommt darauf an, daß Nekker die Caisse d'Escompte oder das neue Realisations-Institut in den Stand setzet, die ihnen aufgelegte Verbindlichkeit zu erfüllen. Und dies halte ich, bei jetzt wiederhergestelltem Zutrauen der Nazion, für möglich. Das einzige, was vielleicht Nekker thun müßte, um die Sache zu erleichtern, wäre: diesen Billeten mehr als 5 Prozent an jährlichen Zinsen bis zu erfolgter Einlösung zu versichern. Der Zinsenfuß ist jetzt, durch den niedrigen Preis der königl. Effekten, in Frankreich höher als 5 Prozent. Würden also bei diesen Billeten nur diese Prozente versichert, so würde keine Liebhaberei darnach entstehen, und mithin würde die Realisazionsanstalt wenigstens im Anfang zu sehr überlaufen werden. Auch könnte aus den zugestandenen höhern Zinsen kein sonderlicher Nachtheil entstehen: weil der Tresor alle Tage mit Ausgabe dieser Billete aufhören kann, so bald durch anderweitige Operazionen baares Geld eingegangen ist.

Eine Einwendung findet indessen gegen diesen zweiten Vorschlag Statt, welche dessen Ausführung vielleicht unmöglich macht. Und diese ist: das Vorurtheil der Nazion gegen die durch das Arret vom 16 August kreirten Billete. Ein Finanzminister muß jederzeit, bei allen Operazionen, bei allen Auflagen, auf die herrschenden Meinungen des

Volks

Volks-Rükſicht nehmen; und ja nicht glauben, daß er denſelben trotzen könne: ſelbſt wenn ſie unrichtig ſind.

Und freilich bleibt auch dieſe Operazion nur ein Palliativ. Man kann aber jetzt von Nekkern eigentlich nichts anders verlangen. Die Hauptkur muß ſich erſt bei der Verſammlung der Stände zeigen.

Den 28. September.

III.

Der Beſchluß des Königlichen Staatsraths vom 14. September 1788 iſt nun alſo da. Aber er hat meine Erwartung nicht übertroffen; ja ich möchte faſt ſagen, er hat ſie getäuſcht.

Nach meinen Begriffen mußte Nekker in ſeiner erſten Erklärung an das Publikum folgendes leiſten:

1) Er mußte das Nachtheilige aufheben, welches durch das Arrêt vom 16. Auguſt verfügt war.

2) Er mußte die wahre Hülfe gegen die bisher Statt gefundenen Finanzübel auf die Zuſammenkunft der Stände verſichern.

3) Er mußte deutlich und ohne allen Rükhalt die Mittel anzeigen, welche er ad interim als Palliativmittel gebrauchen wollte.

Nekker hat nun zwar die beiden erſten Punkte erfüllt; aber in Abſicht auf den dritten iſt er zurük-

geblieben. Er läßt den König befehlen *): daß „alle Zahlungen des Treſors in baarem Gelde, „eben

*) Hier iſt der ganze Beſchluß des Staatsraths im Originale. „Arrêt du Conſeil d'Etat du Roi, por„tant Révocation des diſpoſitions ordonnées par „celui du 16. Août pour le payement en Papiers „d'une partie des Rentes et des autres Charges de „l'Etat. Du 14 Septembre 1788. Extrait des Re„giſtres du Conſeil d'Etat." LE ROI inſtruit de l'alarme, qu'avoit répandu parmi ſes ſujets & dans les pays étrangers l'arrêt, qui a autoriſé le Treſor royal et toutes les caiſſes publiques à payer en effets, à un an de date, une partie des rentes ſur l'Hôtel-de-ville, des intérêts affectés ſur divers revenus, des gages des Offices, des dépenſes des divers départémens, des appointemens, & de pluſieurs autres charges annuelles; Sa Majeſté s'eſt fait rendre compte de la ſituation de Ses finances, afin de ſavoir ſi Elle pourroit rénoncer à une diſpoſition qu' Elle avoit adoptée avec le ſentiment le plus pénible. Son Miniſtre ne lui a point diſſimulé l'état de criſe dans lequel ſe trouvoient toutes les affaires; mais Elle a vu cependant qu'en retardant un peu les payemens les moins preſsés, en veillant exactement ſur toutes les diſtributions de recette & de dépenſe, & en faiſant concourir au même but chaque partie du grand enſemble des finances, Elle n'auroit beſoin que d'une étendue meſurée de credit pour atteindre ſans déſordre à l'époque des Etats-généraux, puiſque Sa Majeſté guidée par Son amour conſtant du bien public, ſe propoſe d'en accélérer la convocation, ainſi qu' Elle le fera connoître inceſſamment. Cette époque ſolennelle où tout doit ſe ranimer, où tout doit prendre une vigueur nouvelle, mettra fin pour toujours aux diverſes inquiétudes de fortune, & raſſurera le credit en procurant ſucceſſivement le moyen

de

„eben so gut als bisher, erfolgen sollen.“ Dies ist gut. Er giebt die Versicherung: daß „die „Stände die Ordnung in den Finanzen wieder„herstellen würden.“ Dies ist auch gut. Aber, wenn er nun erklären soll: wie er, bei der itzigen Leere im Trésor, das baare Geld zu den vorfal-

des s'en passer dans tous les temps ordinaires; car on doit être certain, que les représentans de la plus riche & de la plus généreuse des Nations ne se sépareront point avant d'avoir conçouru efficacement à établir un parfait accord entre les revenus & les dépenses de l'Etat. Déjà Sa Majesté a jeté un premier coup-d'oeil sur les moyens qui sont entre ses mains pour approcher de ce terme si desirable, d'une manière qui ne soit pas trop onéreuse à ses fidèles sujets: Elle a ordonné qu'on mit sous ses yeux tous les renseignemens propres à éclairer ses déterminations; et Elle a dit que si de nouveaux sacrifices de sa part étoient necessaires, Elle y consentiroit sans peine, & qu' Elle desiroit avant tout & par-dessus tout contribuer au bonheur & à la tranquillité de Ses peuples. A quoi voulant pourvoir: Ouï le rapport fait au Conseil royal des Finances & du Commerce: *Le Roi étant en Son Conseil* a ordonné & ordonne: Que toutes les rentes, soit perpétuelles, soit viagères, tous les intérêts dûs par Sa Majesté, tous appointemens, gages et traitemens, toutes les dépenses des divers départemens, & généralement toutes les dépenses à la charge de Sa Majesté, continueront à être payés, dans leur totalité, en argent comptant, comme par le passé.

Fait au Conseil d'Etat du Roi, Sa Majesté y étant, tenu à Versailles le quatorze Septembre mil sept cent quatre-vingt-huit.

Signé *Laurent de Villedeuil.*

lenden Ausgaben herbeischaffen will; so ist er dunkel, er ist zurükhaltend, und er läßt nachtheilige Operazionen muthmaßen.

Nekker sagt: daß er ohne Unordnung die Finanzen bis zur Zusammenberufung der Stände führen werde,

1) „Durch etwas Aufschub bei den nicht so sehr „dringenden Zahlungen“ (en retardant un peu les payemens les moins pressés). Aber welche Zahlungen sollen denn aufgeschoben werden? Es giebt keinen größern Tadel für einen Gesetzgeber, als daß er unbestimmt redet. Und hier scheint die Unbestimmtheit ein Nothbehelf zu seyn, wodurch der Minister sich retten will, das Publikum aber gefährdet wird. Denn muß nicht jeder fürchten, die ihm zukommende Zahlung werde ausgesetzt werden? Liegt nicht in dieser Erklärung ein hinreichender Grund zum Mißtrauen? Erklärt Nekker hierdurch nicht den Staat eo ipso für insolvent? Ist diese Erklärung nicht im Grunde die nehmliche als die vom 16 August? Denn was sagte jenes Arret anders, als: daß die jetzt Statt findenden Auszahlungen erst nach dem Verlauf eines Jahres bezahlt werden sollten? Kennt Nekker so wenig die richtigen Begriffe vom Kredit, daß er glaubt: eine unbestimmt ausgesetzte itzt fällige Zahlung könne mit dem Kredit besser bestehn, als eine nach dem Ablauf eines Jahres versicherte? Wird das Publikum nicht hinter das Licht geführt, wenn der

Mini-

Minister am Ende der Verordnung volle Zahlung in baarem Gelde verspricht, im Eingang aber sich das Recht vorbehält, die Zahlungen, die Ihm nicht dringend scheinen, auszusetzen?

2) „Durch genaue Aufsicht, über alle Ver„theilungen von Einnahme und Ausgabe," (en veillant exactement sur toutes les distributions de recette & de dépense). Dies heißt im Grunde nichts gesagt. Denn dadurch, daß Einnahme und Ausgabe in das rechte Verhältniß gegen einander gesetzt werden, so daß jede Einnahme zu der auf sie angewiesenen Ausgabe angewandt wird: kommt kein neues Geld in den Tresor; wie dies doch itzt nöthig ist.

3) „Durch richtige Leitung aller zum großen „Ganzen gehörigen Finanzpartien auf den nehm„lichen Zweck" (en faisant concourir au même but chaque partie du grand ensemble des Finances). Dies ist unstreitig eine wesentliche Pflicht eines Finanzministers; aber dadurch wird in einer solchen Krisis, als itzt in Frankreich Statt hat, keine mehrere Einnahme geschaft.

Nekker hat daher offenbar bei der Anzeige seiner itzt ihm zu Gebote stehenden Mittel — theils nichts gesagt: denn zwei von ihm angezeigte Mittel sind bloß allgemeine Regeln für jeden Finanz- und Kassenminister; — theils aber auch einen großen Argwohn erregt, daß er eben so wenig bezahlen werde, als seine Vorgänger. Denn, wenn

er sich die Freiheit vorbehält, Zahlungen auszusetzen, die Er nicht für nöthig hält; so muß Jedermann fürchten, daß die ihm zukommende Zahlung bei eintretendem Geldmangel von Herrn Nekker für unnöthig erklärt werde.

Doch es scheint, daß Nekker bei der ersten Sitzung des Parlements, und bei dem zu haltenden Lit de Iustice, deutlichere Edikte publiziren will, die alsdann vom Parlement regisirt werden sollen. Und bis dahin will ich also mein Endurtheil verschieben.

Den 30. September.

IV.

Ich kann das Arrêt vom 14. September noch nicht so vergessen, daß ich nicht noch einige Bemerkungen darüber anstellen sollte. Es ist der erste öffentliche Schritt, den Nekker in seinem itzigen Ministerium gethan hat; und, so wie ein Feldherr bei Eröfnung eines Feldzuges sich muß gefallen lassen, daß das Publikum seine erste Disposizion mit kritischen Augen betrachtet: so widerfährt ebendasselbe auch einem Minister bei dem Anfang seiner Administrazion. Ich glaube daher, daß ein Minister alle Ursache von der Welt hat, seine erste Demarsche sehr genau zu prüfen und abzuwägen, damit das Publikum kein Vorurtheil gegen ihn bekomme. In Nekkers itziger Lage war dies um so nothwendiger, da Frankreichs Finanzen in Verwik-

wikkelung waren, da ganz Frankreich in ihm und seiner Administrazion allein Hülfe zu finden glaubte, und da er die Führung der Geschäfte freiwillig und mit einer Art von Zuversicht und Selbstgenügsamkeit übernahm.

Ich will mit meinen Bemerkungen, die ich theils vorgetragen habe, theils noch vortragen werde, Nekkers Geschiklichkeit, Kenntnisse und Verdienste im mindesten nicht bestreiten. Nur das glaube ich dadurch überzeugend darzuthun, daß das Arrêt vom 14. September die Erwartung von Frankreich und beinahe von ganz Europa getäuscht hat. Man stelle sich die Lage der französischen Finanzen vor. Im Tresor war kein Geld; die Nazion hatte nicht nur kein Zutrauen gegen die Minister, sondern sie haßte und verabscheute sie; die Geldbesitzer gaben auf alle ihnen angebotenen Anweisungen auf künftige Einnahme kein Geld her; in Zeit von drei Wochen standen große Zahlungen vor, deren Verweigerung ein unabsehliches Elend über die Nazion bringen mußte. In diesen Umständen wurden die alten Minister verabschiedet, und Nekker wie im Triumph zur Herstellung der zerrütten Finanzen eingeführt. Nekker übernahm diese große Verbindlichkeit freiwillig, und erklärte zugleich bei der ersten Unterredung mit dem König: daß das Uebel zwar groß sei, daß die Hülfsmittel aber das Uebel weit überwögen. Wer mußte nun nicht glauben, daß Er schon vorläufig

alles

alles überlegt und berechnet habe; daß ihm alle Hülfsmittel bekannt seien; daß er sie in seiner Gewalt habe, und daß ihm bis itzt bloß die Macht eines Ministers fehle, um alles wieder in Ordnung zu bringen? Mußte man nicht glauben, daß die erste Erklärung, die der König nach Nekkers Rath und Vorschlag geben würde, diese Hülfsmittel deutlich anzeigen, und das Zutrauen der Nazion dadurch aus einer blinden Leidenschaft in einen gegründeten Entschluß verwandeln würde? Und nun, nach allen diesen Erwartungen, — erscheint das Arrêt vom 14. September!

Durch diesen Schluß des Staatsraths sollte eigentlich der Nazion bekannt gemacht werden: daß die den 16. August festgesetzte Zahlung in Billeten nicht Statt haben solle, sondern vielmehr alle Zahlungen des Tresors nach wie vor in baarem Gelde erfolgen würden. Hätte nun das Arrêt weiter nichts als dieses angezeigt, und von den Mitteln, wodurch dies bewerkstelliget werden sollte, gar nichts angeführt; so wäre der erste Schritt Nekkers groß, edel, und der Würde des Königs sowohl als der Geschiklichkeit des Ministers angemessen gewesen. Ganz Frankreich hätte geglaubt, daß der Minister Hülfsmittel in Händen habe; und hätte die erste Sitzung des Parlements ruhig abgewartet, wo ihm diese Hülfsmittel wären bekannt gemacht worden. — Nekker begnügte sich aber nicht mit dieser Erklärung, sondern wollte schon vorläufig der

Nazion

Nazion anzeigen, wie er zu Werke gehen würde. Dagegen habe ich zwar auch nichts zu sagen; aber, ich wiederhole es, die Art und Weise, wie sich Nekker hiebei nimmt, gefällt mir nicht.

Das ganze in dem Arrêt enthaltene Räsonnement sagt eigentlich nichts; sondern läßt nur muthmaßen, was erfolgen wird. Es ist aus einer Menge hochtönender Phrasen zusammengesetzt, die schöne Grundsätze enthalten, wovon man aber keine Anwendung sieht; und, wenn man alles recht genau prüfet, so wird doch eigentlich nur der Satz ausgeführet: es sei möglich, daß die Finanzen Frankreichs in Ordnung kommen, und mit Ordnung geführt werden können. Wer hat aber jemals daran gezweifelt? — Allein, Nekker mußte itzt der Nazion zeigen, wie er der itzt vorhandenen Leere des Tresors abhelfen wolle und könne. Mit allen übrigen schönen Anordnungen hatte es noch Zeit. Kein Mensch konnte von Nekkern itzt eine Hauptkur erwarten: man verlangte nichts als Palliativmittel; aber diese mußten deutlich angezeigt werden. Wenn ein Mensch in Ohnmacht liegt; und der zu Hülfe gerufene Arzt, der die Natur dieses Menschen sehr gut kennt, wollte sich auf das Räsonnement über die Konstituzion des Menschen einlassen, und mit vieler Beredsamkeit beweisen, daß bei künftigem guten Verhalten des Patienten dergleichen Ohnmacht nicht mehr zu befürchten wäre: was würde man zu diesem Arzte

sagen,

sagen, wenn er sich damit begnügte, und zu schleuniger Beendigung der Ohnmacht nichts verfügte?

In meinem vorigen Aufsatz habe ich schon meine Anmerkungen über die von Nekkern angezeigten Hülfsmittel: „durch ein wenig verzögerte Zahlung bei den nicht so sehr dringenden Posten, durch genaue Aufsicht über alle Vertheilungen der Einnahme und Ausgabe, und durch richtige Leitung jedes Theils des großen Ganzen der Finanzen auf den nehmlichen Zwek“, gemacht. Ich füge nur noch hinzu, daß zufolge einiger Zeitungen, unter den „nicht so sehr dringenden Zahlungen“ der Hafenbau in Dünkirchen und dergleichen verstanden werden soll. Das will ich nun zu Nekkers Ehre nicht glauben. Daß man den Hafenbau von Dünkirchen aussetzen, und dadurch eine Ersparung in den jährlichen Ausgaben machen kann, gebe ich zu; allein, dies gehört in den grossen Plan zur künftigen Finanzverbesserung. Itzt aber die Unterbrechung des Hafenbaues als ein Hülfsmittel anzeigen, wodurch Geld in den Tresor kommen könne, heißt nichts anders, als die etwa in Dünkirchen zum Bau zusammengesammelten Gelder nach Paris bringen, und die paar hundert zu diesem Bau angestellten Arbeiter außer Brot setzen. Ich weiß zwar nicht, wie viel Geld in der Dünkirchschen Baukasse ist: aber im Grunde kann es keine große Summe sein; und, wenn man zeigen soll, wie etliche hundert Millionen zu schaffen sind,

so

so wäre es kindisch, ein Hülfsmittel von einigen Hunderttausenden anzugeben.

Jedoch wir wollen die gedachte Verfügung weiter betrachten. Es heißt nunmehr: „Durch diese angezeigten Hülfsmittel ist es dahin gekommen, „daß der König nur einen abgemessenen „Umfang des Kredites brauchen werde, um ohne „Unordnung den Zeitpunkt der versammelten „Stände zu erreichen.“ (N'a besoin — à l'epoque des Etats-Généraux.) Wie dadurch, und zwar bald, Geld solle geschaft werden, muß Nekker freilich noch erklären; und das werden wir wohl bei der ersten Sitzung des Parlements erfahren. Warum trägt aber Nekker dies, wenn er es doch berühren will, so dunkel vor? Daß geborgt werden muß, versteht sich von selbst; daß Nekker wissen muß, wie er borgen will, ist ohne allen Zweifel zu vermuthen; warum läßt er also die Nazion in Ungewißheit? Warum legt er durch diese dunkeln Ausdrükke schon einen neuen Keim zum Mißtrauen, woraus die nachtheiligsten Folgen für seine Administrazion erwachsen können?

Hierauf folgt eine schöne Tirade über die prächtigen Folgen der Versammlung der Stände. „Dieser feierliche Zeitpunkt, wo alles wieder „Muth und Leben, wo alles neue Kraft gewinnen „soll, wird auf immer den verschiedenen Besorg„nissen wegen des Vermögens ein Ende machen, „und den Kredit sichern, indem nach und nach das „Mittel verschaft wird, desselben in allen gewöhn-

„lichen Zeitläuften entbehren zu können. Denn „davon kann und muß man gewiß sein, daß die „Repräsentanten der reichsten und großmüthigsten „Nazion nicht auseinander gehen werden, bevor „sie nicht kräftig dazu beigetragen haben, eine „vollkommne Uebereinstimmung der Einkünfte und „Ausgaben des Staats einzuführen.“ (Cette époque solennelle —— à établir un parfait' accord entre les revenus & les dépenses de l'Etat.) Was soll man hiezu sagen? Ist es denn so gewiß, daß die Stände von Frankreich bei ihrer Versammlung bloß vom Geist des Patriotismus werden beseelt werden? Wäre es nicht möglich, daß Parteien entstehn könnten, die um ihres besondern Interesse willen das allgemeine Wohl des Staats ganz aus den Augen setzten? Könnten diese unruhigen Köpfe nicht Herren von den Schlüssen der Versammlung werden? Ist es wohl schiklich, daß ein König in seinen Edikten seinen Unterthanen Weihrauch unter die Augen streuet, und sie so zu sagen, durch Lobeserhebungen zu bestechen sucht?

Weiter: „Seine Majestät haben bereits den „ersten Blik auf die Mittel geworfen, die in Dero „Händen sind, um diesem so wünschenswürdigen „Ziele sich auf eine Art zu nähern, die Dero ge„treuen Unterthanen nicht allzulästig sei. Sie „haben befohlen, Ihnen alle Nachweisungen vor„zulegen, die geschikt sind, Sie in Dero Entschlies„sungen zu leiten; und haben gesagt, daß Sie,

„wenn

„ wenn neue Aufopferungen von Ihrer Seite nö„thig wären, gern darein willigen würden, und „daß Sie vor allem und über alles wünschten, „ zum Glükke und zur Ruhe Ihrer Unterthanen bei„zutragen.“ (Deja Sa Majesté — — contribuer au bonheur & à la tranquilleté de ſes peuples.) — Alſo iſt der König noch nicht entſchloſſen, dieſe Mittel zu gebrauchen: ſie ſind ihm erſt obenhin angezeigt worden; es müſſen ihm noch die deshalb erforderlichen Nachweiſungen ertheilt werden. Und wenn er dann finden wird, daß dieſe Mittel nicht zu drükkend für ſeine Unterthanen ſind, und mit einigen Aufopferungen von ſeiner Seite verbunden werden: ſo will er ſie ergreifen, und ſich die Aufopferungen gefallen laſſen. Bei dieſem Zweifel, bei dieſer Ungewißheit konnte man nun noch keinen Schluß erwarten. Und doch heißt der Schluß der Verfügung: daß alles mit baarem Gelde bezahlet werden ſoll. Wie nun, wenn die Mittel, die erſt geprüft werden ſollen, nicht hinreichend wären; wenn der dadurch verurſachte Druk des Volks zu groß wäre; wenn die Aufopferungen, die man von Seiten des Königs fordert, unmöglich wären? Wie wird es dann mit der Bezahlung in baarem Gelde ausſehen?

Jedoch ich höre auf. Ich wiederhole nur noch, daß ich mit allen dieſem nicht Nekkers Adminiſtrazion angreife. Ich kenne das von ihm erwählte oder geſuchte Syſtem noch nicht. Es kann ſein,

daß alles weit besser geht, als selbst die eifrigsten Anhänger Nekkers gedacht haben. Ich glaube es bis itzt selbst, daß Nekker die Ordnung in den Finanzen herstellen wird. Aber das Arrêt vom 14. September, womit Nekker seine Laufbahn eröfnet, gefällt mir, wie ich aus den obigen Gründen wiederholen muß, ganz und gar nicht.

Auch hat selbst in Paris dies Arrêt einen nachtheiligen Eindruk gemacht. Nachdem es bekannt ward, fielen die öffentlichen Fonds um 1 und 2 Prozent.

Berlin, d. 5. Oktober 1788.

4.

An einige neuere Philosophen.

Ihr fragt uns: Was ist Gott? und gebt von seinem Wesen
Zu hören, oder auch zu lesen:
Er sei — So was wie Ihr! das er gewiß nicht ist!
In keinem Stükk' ist er Euch ähnlich, würd ich sagen.
Allein ich darfs nicht wagen;
Ihr sagtet ja sogleich: ich wär' ein Atheist.

Gleim.

5.

In ein Exemplar von Wielands verdeutschtem Luzian.

Den Luzian, den Swift der Römer und der Griechen,
Giebt uns der Mann, der Mann, Ihr Herrn! vor welchem sich
Aus Furcht vor seinem Wespenstich
Die Bonzen und die Narrn verkriechen;
Verkriechen nicht allein, auch aus dem Lande laufen,
Aus Furcht vor seinem Strafgedicht.
So fürchteten vor Rost und Schwert und Scheiterhaufen
Sich einst die frommen Kätzer nicht.
Führt ihn durch zwanzig Ehrenbogen,
Den weisen Spötter! Ihn! Schon viel hat er gethan
In seinem Oberon, in seinen Dialogen,
In seinen Königen von Ehren Scheschian!
Wird aber immer noch das ganze Land durchzogen
Von Punk, und Unzepunk, und Paff, und Pavian;
Ach Gott! er werde doch der deutsche Luzian!

Gleim.

6.

Der unglükliche Vater.

Schreiben des Herrn Y an Herrn Z.

X den 10 Okt. 1786.

Ja, liebster Freund, ein unglüklicher Vater bin ich, und werde es bleiben — ach vielleicht mein Lebelang! Die Welt kann es nicht begreifen; keiner meiner Freunde, auch Sie, mein Bester, können es nicht begreifen. Nun, so muß ich das traurige Geschäft übernehmen, und Ihnen all meinen Jammer erzählen. Lesen Sie, und urtheilen dann, ob meine beiden Söhne mich glüklich machen.

Es ist wahr, meine Söhne sind nicht lüderlich, sind nicht dumm. Höchst ungerecht würde ich gegen sie sein, wenn ich ihnen irgend ein grobes Laster schuld gäbe. Sie sind keine Verschwender, keine Spieler, keine Trunkenbolde, keine Raufer, keine Faullenzer. Noch mehr: sie denken edel, sie wissen viel, sie haben Talente, sie lieben mich, das Vaterland, alle die Ihrigen. Recht viel könnten sie leisten, wenn — ach, an Einem fehlts; und, was mein Unglük vollkommen macht, es ist meine eigne Schuld, daß es ihnen an diesem sehr wesentlichen Einem fehlt.

Sehn Sie hier die Quelle alles meines Kummers. Meine Söhne wollen oder können sich durch-

durchaus an keine bestimmte und fest gesetzte Ordnung in ihren Arbeiten gewöhnen. Ich fange selbst an zu glauben, daß sies nicht können. Sie haben mir oft erklärt, daß ihre ganze Natur sich empöre, wenn sie sich an eine bestimmte Ordnung binden sollen. Lange spottete ich dieses ihres vorgegebenen natürlichen Abscheus gegen alles was einem Zwang ähnlich sieht. Allein es ist wahrer, empfundner Abscheu; ich bin überzeugt. So ist es, liebster Freund; der Mensch ist ein Gewohnheitsthier. Dem Menschen sind, wenn er bey der itzigen Beschaffenheit der bürgerlichen Gesellschaft nützlich und glüklich sein soll — er kann aber das letzte nicht sein, wenn er nicht auch das erste ist — dem Menschen sind, sage ich, gewisse Gewohnheiten und Fertigkeiten unentbehrlich. Und diese Gewohnheiten, diese Fertigkeiten — in der Jugend muß er sie sich erwerben, oder er erlangt sie nie.

In der Jugend muß er diese Fertigkeiten erwerben. Aber ohne Zwang erwirbt er sie nicht; sie erfordern anhaltende, beschwerliche, unangenehme Uebungen. Daran geht der sich selbst gelaßne Mensch nicht gern. Der Erwachsene scheut sich vor zwangvollen Uebungen, wenn er gleich wichtigen Nutzen davon erwartet. Wie sollten denn nicht vielmehr ein Kind, ein Knabe, ein Jüngling sich davor scheun, die noch keine Erfahrung von dem Nutzen haben, womit dergleichen Zwang-

haft aufgehaltne, peinvolle Uebungen sich selbst belohnen?

O daß ich diese unendlich wichtige Wahrheit, so wie ich sie jetzt einsehe, damals eingesehen hätte, als ich den Plan zur Erziehung meiner Söhne machte! — Damals aber verblendete mich ein unseliges Vorurtheil, das jetzt allgemein zu herrschen anfängt. Ich kann und will keinen der heutigen Pädagogen beschuldigen, daß er mir dieses Vorurtheil beigebracht habe. Es war in meinem eignen Gehirn gewachsen.

Ich dachte damals: Auch Kindern und jungen Leuten müsse man das Leben ohne die höchste Noth nicht verbittern. Man müsse ihnen das Lernen nie zur Pflicht, sondern gleich zu einem angenehmen Spielwerk machen. Man müsse von den Kindern keine Arbeit verlangen, wenn sie nicht Lust dazu hätten. Und zu nichts könnten sie Lust haben, wenn sie nicht selbst den Nutzen einsähn. — Es ist wahr, ich hatte viele Exempel von wahrer Barbarei, von Grausamkeit, von Unmenschlichkeit gesehn, womit man Kinder zum Lernen gezwungen hatte. Mich hatte davor geschaudert; und wen schaudert nicht bei solchen Auftritten, wenn der Zwang und die Strenge eben so übertrieben als unzweckmäßig angewandt wird! — Aber nun verleitete mich mein mitleidiges Gefühl, allen Zwang, alle Strenge aus der Erziehung ganz verbannen zu wollen. Dies war der Grundsatz, von dem ich

aus-

ausging, als ich die Erziehung meiner beiden Söhne einrichtete.

Ich gelobte im Enthusiasmus, worin ich für die Richtigkeit dieses neuen Grundsatzes war und für die Glükseligkeit, die ich dadurch meinen Kindern verschaffen würde — ich gelobte, sag ich, aufs feierlichste, ihn standhaft zu befolgen. Ja nur allzustandhaft befolgte ich ihn, ersparte dadurch freilich meinen Söhnen damals manche unangenehme Stunde, aber — um sie in ihren reifern Jahren zu eben so unglüklichen als unbrauchbaren Menschen zu machen.

Welch ein Uebel auf der Welt ist doch der Enthusiasmus! Wie er den Verstand verblendet! wie er den Willen bestrikt! Der Enthusiast sieht nicht was offenbar am Tage liegt. Aber dafür sieht er, was nirgends als in seiner Einbildungskraft vorhanden ist. Vergebens machs man ihn aufmerksam auf das was zu seinen Füssen ist; seine nur immer gen Himmel empor gerichteten Blikke lassen sich zur Erde nicht hinab. Der wahre Grundsatz, den man bei der Erziehung befolgen muß ist so klar, daß ich nicht begreife, wie man ihn bezweifeln kann. Er ist in der Natur und in der täglichen Erfahrung gegründet. Er ist dieser:

Es giebt Fertigkeiten, ohne die man weder ein brauchbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft noch selbst glüklich sein kann. Diese Fertigkeiten müssen schon im Knabenalter durch anhaltende, oft

höchst unangenehme Uebungen erworben werden. Der Knabe, sich selbst überlassen, wird diese Uebungen nicht anstellen, weil er wohl das Unangenehme dabei fühlt, aber den Nutzen davon nicht so deutlich sieht, daß er sich dieses Nutzens wegen das Unangehme sollte gefallen lassen. Nothwendig müssen also allerlei Bewegungsgründe, Versprechungen, Belohnungen u. s. w., im Nothfall aber auch Zwangsmittel, angewandt werden, den Knaben zu beständiger Wiederholung dieser Uebungen zu gewöhnen. Eine dieser zur Glükseligkeit und zur Erfüllung seiner Berufspflichten unentbehrlichen Gewohnheiten und Fertigkeiten ist diese: bestimmte Geschäfte, und wenn sie noch so unangenehm sind, in den bestimmten Stunden willig vorzunehmen, wenn man gleich weit angenehmere Geschäfte darüber unterbrechen muß.

Wem es von Jugend auf nicht leicht, nicht zur Fertigkeit geworden ist, sobald die Ordnung es erfordert, die angenehmern Geschäfte ruhen zu lassen, und die unangenehmern vorzunehmen: der ist unfähig die wichtigsten Pflichten des geselligen Lebens gehörig zu erfüllen; ist unfähig irgend einem Amte, womit wirkliche Geschäfte verknüpft sind, vorzustehen; ist unfähig seine eigenen Angelegenheiten mit der Treue, die er sich selbst und den seinigen schuldig ist, zu besorgen.

Wie evident sind diese Wahrheiten! Und ich wollte sie nicht einsehn! Vorurtheile nannte ich sie,

sie, ich armer, damals von Eigendünkel verblendeter, ach itzt genug dafür bestrafter Mann!

Meine Söhne thaten was sie wollten; lernten was sie wollten, wann sie wollten, wie sie wollten. Sie hatten Fähigkeiten. Was sie lernten, lernten sie bald und gut. Innige Herzensfreude empfand ich, wenn ich sah, daß die Kinder manches meiner Bekannten, die mit einer gewissen Strenge zum Lernen angehalten wurden, nicht so aufgeweckt, so geistreich waren, wie meine beiden Söhne. „Da sehen wirs," sagte ich dann zu mir selbst, „was es hilft, die natürliche Anlage durch den „Zwang der Erziehung ausbilden wollen; erstikt „werden sie dadurch!" Und dann wünschte ich eitler Mann mir selbst Glük, daß ich so viel weiser wäre.

Meinen einen Sohn schikte ich auf die Universität. Man meldete mir, daß er seine Kollegia sehr unordentlich hörte; Schade sei es um ihn, da er so viel Fähigkeiten hätte. Statt über diese Nachricht betrübt zu werden, freute ich mich; und statt über das unordentliche Studiren meines Sohnes zu zürnen, bewunderte ich zum voraus das große Genie, das sich einst der Welt in ihm zeigen würde.

Meinen andern Sohn gab ich auf ein Komtor in einer großen Handelsstadt. Sein Patron schrieb mir: „Euer Sohn würde ein großer Kaufmann „werden; er hat Kenntnisse, Fertigkeit im Rech-

„nen

„nen, Spekulazionsgeist, Thätigkeit; aber die „einzige Eigenschaft, ohne die kein Kaufmann bei „allen jenen Gaben auf einen grünen Zweig kom„men kann: die Ordnung, fehlt ihm ganz und gar. „Wenn ich Euch rathen soll, Herr, so bestimmet „Euren Sohn lieber zu jedem andern Geschäfte „als zur Handlung. Bei allen Fähigkeiten, die „er besitzt, und bei allem Glükke, das er vielleicht „haben würde, prophezeihe ich Euch, daß er doch „würde Bankerott machen müssen, weil er nicht „ordentlich ist.“

Im Herzen lachte ich über den ehrlichen Mann. Es mag ihm, dachte ich, sauer genug geworden sein, durch Pünktlichkeit und Ordnung so weit zu kommen als er gekommen ist. Mein Sohn wird sichs schon leichter machen. Einige wohl ausgedachte glükliche Coups werden ihn in wenig Jahren ohne viel Mühe schon dahin bringen, wohin den Sklaven der Ordnung viel Jahre sauren Fleisses kaum haben bringen können.

Doch ich schäme mich, Ihnen meine Thorheiten alle zu erzählen. — Sehen Sie nun auch die Früchte dieser herrlichen Erziehung.

Mein Sohn, der Jurist, advozirt in einer großen Stadt, wo ein Obergericht ist. Als er erst dahin kam, versicherte mich jedermann, daß er seine Sache gut machen würde. Und warum hätte ich das nicht glauben sollen, da er, ich kann es ohne Eitelkeit sagen, Geschiklichkeit im höchsten Grade

besitzt?

besitzt? Allein nach und nach fing man an, mir allerlei Winke, und halbverstekte Nachrichten zu geben, daß es mit ihm nicht fort wolle. „Woran „liegt es denn?“ fragte ich endlich ganz verdrießlich. Er ist so unordentlich, war die Antwort; immer ist in den Formalien etwas versehen; er versäumt die Termine; er huscht seine Arbeiten hin, und darüber laufen große Fehler mit unter.

Vor vierzehn Tagen besuchte ich ihn. Er war eben verreist, kam aber denselben Abend zurük. Er brachte ein neues Trauerspiel mit von einem seiner ehmaligen Universitätsfreunde. Von diesem Trauerspiele war er nun ganz entzükt. Von nichts anders sprach er; die schönsten Stellen deklamirte er mir vor. Ich versuchte oft, ihn auf eine andre Materie zu bringen; allein meine Mühe war umsonst. So ging es am Abend meiner Ankunft. So ging es am folgenden Morgen, vor, bei und nach dem Frühstük. Indem er nun eben in Deklamirung einer Stelle von eminenter Schönheit, wie er sich ausdrükte, begriffen war, trat sein Schreiber herein, ganz erschrokken. — „Was „giebts?“ — Der Termin — „Welcher?“ — In der Müllerschen Sache — „Wird verflossen „sein?“ — Ja, Herr! — „Ei nun, so muß ich „bezahlen.“ Und dieses alles sprach er mit der gleichgültigsten Mine von der Welt. Hier wurde ich zum erstenmal unwillig über meinen Sohn. „Das geht zu weit,“ rief ich aus. Ich erkundigte

mich

mich nach der Summe, die er nun wohl würde bezahlen müssen. Sie war so beträchtlich, daß ich begrif, daß wenn dergleichen Fälle oft vorkämen, mein Sohn in wenig Jahren ein ruinirter Mann sein müßte. Ich begrif auch, daß wenn es erst ruchtbarer würde, daß mein Sohn einen Prozeß von der Wichtigkeit vernachläßigt hätte, ihm nicht leicht jemand seine Sache anvertrauen würde.

Mein zweiter Sohn fing in eben der Stadt, wo er gelernt hatte, selbst eine Handlung an. Er heirathete ein reiches Mädchen. Aber bald bekam ich ähnliche Nachrichten von seiner Unordnung in seinen Geschäften. Sein Schwiegervater meldete mir mit Thränen, daß er unfehlbar zu Grunde gehen müßte, wenn es bei der Unordnung bliebe. Ich reiste hin; und ein Aufenthalt von acht Tagen bei meinem Sohne überzeugte mich, daß die Besorgniß seines Schwiegervaters nur allzugegründet war. Mein Sohn schob die wichtigsten Briefe auf bis zum letzten Augenblik. Dann gings mit einer so flüchtigen Eile, daß nothwendig Fehler über Fehler passiren mußten.

Seit acht Tagen sind meine beiden Söhne bei mir. Ich habe sie kommen lassen, um mein Herz gegen sie auszuschütten. Aber ach! diese acht Tage haben mein Unglük vollkommen gemacht. Denken Sie, meine Söhne wollen beide ihren itzigen Beruf niederlegen: der Jurist sein Advokatur; der Kaufmann seine Handlung. Und warum? Sie

finden

finden sich beide zu genirt bei ihrem itzigen Beruf. Mein, ich bin nicht im Stande Ihnen mein Schrekken, meinen Unwillen und meine Schaam über diesen Entschluß meiner Söhne, auf die ich mir sonst so viel einbildete, zu beschreiben.

„Was wollt ihr denn anfangen?“ fragte ich sie. Ich mag Ihnen ihre Antworten nicht erzählen. Ich kann's nicht. Bedauren Sie mich!

7.

Ueber Pränumerazions- und Subskripzionsunfug.

Schreiben an die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatsschrift.

M. H.

Schon vor beinahe 15 Jahren wurden der Pränumerazions- und Subskripzionsplane so viel, daß ich hofte, das Uebel würde durch sich selbst gezwungen werden aufzuhören.*) Weil man sehr oft ein auf

*) Folgende Stelle aus der Lebensbeschreibung des Freiherrn von Holberg (S. 322 der deutschen Uebersetzung) beweist, wie weit es in Dännemark ums Jahr 1740 mit dem Pränumerazionswesen gekom-

auf Pränumerazion oder Subskripzion angekündigtes Buch hinterher, selbst in Buchläden, zu gleichem oder gar niedrigerm Preise haben konnte, als wozu die ersten Beförderer es erhalten hatten, und es folglich in Auktionen oder aus Freundschaft noch viel wohlfeiler erhielt: so dachte ich, es würde zuletzt den meisten Unternehmungen dieser Art an Beförderern fehlen, und Pränumerazion und Sub-

gekommen war. Er spricht von seiner Jüdischen Geschichte, einem Werke in 2 Quartanten. „Die „großen Kosten" sagt er, „welche zum Druk des„selben erfordert wurden, verursachten, daß ich „sehr lange überlegte, ob ich nicht den itzt so be„kannten und üblichen Weg der Pränumerazion „bei dem Verlag dieses sehr weitläuftigen Werks „erwählen wollte. Ich ward aber durch den gros„sen Mißbrauch, welcher bei dem Vorschuß ein„geschlichen, davon abgehalten. Es gewinnt mit „der Pränumerazion gegenwärtig fast eben dasselbe „Ansehen, als wenn man Almosen bittet; und des„wegen ließ ich das Werk auf meine eigene Kosten „drukken. Diejenigen kann man entschuldigen, „welche sich dieses Mittels bei großen Werken be„dienen, die viele Kosten erfordern. Nun aber „werden alle und jede eingeladen, auf Schriften „zu pränumeriren; welches wirklich eben so viel ist, „als wenn die Skribenten sagten: gebet mir doch „ein Almosen um Gottes willen! Da das Pränu„meriren so weit getrieben wird, so befürchte ich, „daß sich solches bis auf die Kaufleute und Tage„löhner, ja gar bis auf die unzüchtigsten Personen „erstrekken wird, von denen man inskünftige nichts „wird erhalten können, wo man ihnen nicht das „Geld voraus bezahlt".

Subskripzion würden wieder in diejenigen Gränzen zurükgedränge werden, die ihnen die Natur selbst angewiesen zu haben scheint. Allein, ich habe mich freilich sehr betrogen. Statt Einer Ankündigung auf gut Glük erscheinen jezt wenigstens ihrer zehn; und obgleich schon so mancher Bücherfreund laut erklärt hat, auf Bücher unbekannter Verfasser nicht leicht im Voraus sich zum Kauf anheischig zu machen, so sind doch durch neu erfundene Künste bisher immer noch mehrere Liebhaber angelokt worden, an dergleichen Entwürfen Theil zu nehmen; so daß Gott weiß, wie es endlich damit noch gehen wird.

Wer wird jezt nicht mit Subskripzionen und Pränumerazionen überlaufen; und wer muß sich nicht von solchen Kollektören, die bloß ihre Prozente zu verdienen suchen, Unannehmlichkeiten sagen lassen, wenn er nicht auf ihr Begehren sich gleich zum Beitrag und zur Unterstützung verstehen will? Bei vielen braucht es indessen der Unannehmlichkeiten nicht, weil man mit guten Worten oder mit Schmeicheleien eben so weit kommen kann. „Hier, liebster Freund!“ heißt es, „thun „Sie ein recht gutes und nüzliches Werk. Sie „haben doch den seligen N. gekannt und seine „Schriften gelesen?“ — Weder dies noch jenes. — „Besinnen Sie Sich nur! Sollten Sie nicht sein „*isches Wörterbuch, oder seine *ische Sammlun„gen, oder sein Magazin, oder seine **ische

„Handbuch besitzen?“ — „Besitzen gewiß nicht; „aber von dem einen und dem andern mag ich ein„mal eine Rezension, deren Druk den Verleger „sein baares Geld kostete, gelesen haben.“ — „O es sind ganz vortrefliche Bücher; nur ist der „selige Mann dadurch nicht reich geworden, son„dern hat seine Familie in dürftigen Umständen „hinterlassen, zu deren Bestem also ein guter Freund „ein kleines Werk schreiben will, worauf nicht mehr „als die Kleinigkeit von zwei Gulden pränumerirt „werden soll.“ — „Recht gut; aber das Werk „ist von einem Inhalte, der mich so wenig als die „Schriften des seligen Mannes interessirt, und „den Namen des Verfassers höre ich auch in mei„nem Leben zum erstenmale.“ — „Es ist wahr, „er hat sich noch durch nichts bekannt gemacht; „allein das Probestük wird gewiß den Meister lo„ben. Und zudem, was sind zwei Gulden, wenn „man dadurch zu der Ruhe und der Glükseligkeit „einer hochachtungswürdigen Familie beitragen „kann?“ — „Aber wenn ich nun, um für diese „mir unbekannte hochachtungswürdige Familie et„was beizutragen, einer andern bekannten eben so „hochachtungswürdigen oder noch würdigern den „Beitrag von ein paar Gulden entziehen müßte? „Und wie, wenn gar die Anzahl der Beitragen„den so schwach würde, daß wenig mehr als die „Kosten des Drukkes und der Veranstaltung her„aus käme; was hätte da mein guter Wille ge-

„hol-

„holfen?“ — „Ach so schlimm wird es nicht aus„fallen; denn die Namen der edeldenkenden „Menschenfreunde, welche pränumerirt haben, „werden dem Werke vorgedrukt. Und ich möchte „einen Mann wie Sie, der allenthalben als ein „Unterstützer der Nothleidenden, als ein Vater „der Wittwen und Waisen, als ein thätiger Be„förderer nützlicher Unternehmungen, als ein war„mer Freund der Gelehrsamkeit und der Wissen„schaften bekannt ist, am ungernsten in der Prä„numerazionsliste vermissen.“ — — Wem sollte, wenn man es ihm so nahe legt, das Herz nicht weich werden? Die zwei Gulden sind verloren! Das Buch kömmt an, wird unbrauchbar gefunden, in einen Winkel geworfen, und ein anderes gutes Buch dafür weniger gekauft; und ob, wie der Geber vermuthete, für die dürftige Familie viel übrig bleibt, steht noch dahin: nicht zu vergessen, daß zuweilen der menschenfreundliche und mitleidsvolle Verfasser für seine Bemühung ein sehr hohes Honorar anrechnet, da doch das Publikum darauf zählte, er würde als Menschenfreund seine Arbeit der Familie eben so wohl schenken, als die übrigen um ihrentwillen es auf eine Kleinigkeit nicht ankommen lassen.

Man wird mir zugeben, daß der Fall, den ich anführe, noch bei weitem von der erträglichsten Art ist. Minder erträglich wird es, wenn derjenige, dem der Ueberschuß zu gute kommen soll,

völlig unbekannt ist, und wenn sich der Verfasser des schreibenden Buchs ausdrücklich (nicht etwa aus Bescheidenheit) als einen mittelmäßigen Schriftsteller ankündigt, oder, welches auf Eines hinausläuft, sich auf seine bisherigen von der ganzen Welt für mittelmäßig erkannten Schriften beruft; wobei es einen ganz geringen Unterschied macht, ob er die Miene der Bescheidenheit annimmt, oder trotzig auf den Beifall pocht, den er erhalten haben will.

Es kann nicht schaden, wenigstens ein hieher gehöriges Beispiel auszugsweise anzuführen, und es mit einigen Anmerkungen zu begleiten.

„Der Pfad der Subskription ist heut zu Tage so sicher *), daß auch ich fertigen bei einigen Gedichten, zu deren Herausgabe ich mich entschlossen habe, wählen möchte. Eben deswegen kann das Publikum über

*) Hinc illae lacrimae! Aber warum arbeitet Ihr nicht lieber, als daß Ihr bettelt? fragte man einen, der vom Betteln ein Gewerbe machte. Weil dies letztere das sicherste Brot ist, antwortete er. Einer unsrer beliebtesten Dichter, der etwas auf Subskription herausgeben wollte, schrieb mir vor einiger Zeit: er finde, daß der Weg der Subskription sehr ausgefahren sei. Ausgefahren ist doch nichts weniger als sicher. So verschieden sind die Meinungen! Uebel, sehr übel, daß so mancher Wagehals den ausgefahrnen Weg im Galopp durchfährt, ohne den Hals zu brechen, und dadurch andern Gelegenheit giebt, ihn für sicher zu halten.

eher als sonst um die Bewegursache sich erkundigen. Schmachten nach Ruhm ist sie nicht. Ich habe wenigstens so viel Selbsterkenntniß, daß ich einsehe, kein großer Dichter zu sein. Auch nicht nach Erwerb. Mir genügt's am Wucher mit dem eigenen Pfund, das mir Gott anvertraute. Aber dahin reicht jener nicht, da wohlthätig zu unterstützen, wo mir die Nothwendigkeit der Hülfe bemerkbar wird. Ich habe z. B einen tugendhaften und gelehrten Freund, dem es am Unentbehrlichsten fehlt, und der eine Mutter nebst noch unversorgten Geschwistern hat. In diesem Fall ist wenigstens Aufforderung der Mitbrüder Pflicht. Ich hörte aber schon manchen, der nicht geradezu um Hülfe ansprechen wollte*), ein Liedchen singen oder auf der Zither spielen; und so entstand der Gedanke in mir, etwas zum Vortheile meines Freundes drukken zu lassen. Ich zeigte einem Freunde meine Verse. Er sagte, daß es auf die Menge nicht ankomme, und ließ kaum zwölfe zur Noth gelten. Folglich werden meine Leser für den Subskripzionspreis von 48 Kreuzer freilich nur sehr wenig zu lesen bekommen. Was wäre aber sonst auch Verdienstliches bei der Subskripzion? Meinen Freund zu nennen, wird mir wohl Niemand zu-

*) Die Parallel paßt in aller Absicht nicht. Der Verfasser spricht um Hülfe für seinen Freund ausdrüklich an. Uebrigens wimmelt's in der Schriftstellerwelt von Leuten, die Liedchen singen und spielen, ohne geradezu anzusprechen.

muthen *); ich versichere aber auf mein Ehrenwort, daß er der Unterstützung würdig sei, und daß ich ihm die ganze Einnahme verrechnen und übergeben wolle. Ich bin überzeugt, daß es bei diesen Umständen weder an Subskribenten noch an sammelnden Freunden fehlen werde. Erstere werden den Gedichten vorgedrukt, letztern sichere ich das 10 Exemplar zu **). Die Ablieferung geschieht hier †), und die Gelder werden frankirt ††) an mich eingesandt."

Ich setze den Namen des Unternehmers nicht her, sondern bemerke nur, daß derselbe meines Wissens in der schriftstellerischen Welt ganz unbekannt ist, daß er in einer Gegend lebt, wo es einige gute Dichter, aber desto mehr schlechtere giebt, und daß höchst wahrscheinlich aus der ganzen Sache weiter nichts geworden. —— Schikt Gott vollends eine Landplage, als Feuersbrunst, Ueberschwem-

*) Ich dächte, sobald man für sein Geld nicht voll bekömmt, wäre dies eine sehr natürliche Zumuthung.

**) Welcher Mann von Ehre läßt sich zehn vom Hundert anbieten, um für Arme eine kleine Bemühung zu übernehmen?

†) Damit die entferntern Subskribenten hernach, wo nicht 48 Kreuzer, doch völlig so viel, als die Gedichte nach Bogenzahl werth sind, an Postgeld bezahlen sollen.

††) Auf wessen Kosten? Vermuthlich ebenfalls der Subskribenten.

ſchwemmung u. d. gl. über einen Ort; ſo kömmt gleich die andere Landplage der Pränumeration dazu. Denn ſtatt den vernünftigern Weg einzuſchlagen, für die Verunglükten eine ordentliche Kollekte zu veranſtalten, wozu jeder Menſch, dem es nicht an Vermögen fehlt, gewiß gern beiträgt; benutzen gleich hundert eitle Schriftſteller dieſe ſchöne Gelegenheit, ihre Waare an den Mann zu bringen.

Ich will von der Gutthätigkeit auf die Großmuth kommen. Eine Nazion hat Pflichten der reellen Erkenntlichkeit gegen ihre beſten Schriftſteller; Pflichten, worauf dieſe Schriftſteller freilich nie anders als mit Beſcheidenheit Anſpruch machen werden. Fühlt jemand, daß er Liebling ſeiner Nazion iſt, ſo mag er, wenn er will, um Beweiſe davon, die gewichtvoller als bloße Lobſprüche ſind, anhalten. Natürlich kann es Niemanden darauf ankommen, ſein Geld für ein Buch, das er zu haben durchaus beſchloſſen hat, lieber an den Buchhändler, als unmittelbar an den Verfaſſer zu geben; vorausgeſetzt, daß dieſer es ihm eben ſo gut und ſicher liefern wird, als jener. Und wenn auch der Preis ſogar etwas höher iſt, als er nach dem gewöhnlichen Laufe des Bücherkaufs ſein würde; wie mancher wird nicht doch ſich zum Beſten des Verfaſſers dieſen Weg lieber gefallen laſſen, als den gewöhnlichen? Nur muß der Schriftſteller auch als ein Mann von Wort, nicht bloß als

ein Mann von Verdienst, bekannt sein. Ist er ersteres nicht; was hätte das Publikum wohl für Ursache, sich eine Beschwerde zu machen, die so mancher vortrefliche und allgemein beliebte Schriftsteller ihm gar nicht einmal zumuthet, sondern seine Werke den hergebrachten Gang wandern läßt? Ramler, Gellert, Utz, Rabener und viele andere haben nie auf eins ihrer Werke Subskripzion oder Pränumerazion verlangt. Statt durch die Großmuth des Publikums reich werden zu wollen, fand der größte Theil derjenigen Deutschen, auf die ihr Vaterland stolz sein kann, es schiklicher, durch seine Bescheidenheit großmüthig die Verleger reich zu machen. Die beliebtesten Schriftsteller dieses Jahrhunderts in England und Frankreich waren selten so delikat; doch nach und nach scheint es, als wenn auch die deutschen Schriftsteller, die ihr Verdienst fühlen, sich von dieser falschen Delikatesse größtentheils losreißen wollen. Das Unglük ist nur, daß eine Legion Verdienste zu fühlen glaubt, und die Zahl der wirklich Verdienstvollen so klein ist. Ohnehin ist hier hauptsächlich nur von schönen Geistern die Rede, deren Werke allein allgemein reissend gekauft werden, und folglich auch nur allein ihren Verfasser reich machen können. Aber was ist der Eitelkeit unsrer jungen Dichter gleich? Sie sammeln ihre Werke oft schon, ehe sie zu männlichen Jahren gekommen sind; und wehe der Nazion, wenn sie sich nicht gleich bei der ersten Aufforde-

forderung in corpore für sie interessirt! Das geringste gegen sie ist noch, daß man sie als geschmaklos und undankbar herabsilzt und — den Pränumerazionstermin verlängert. In der Zeit als die Verlagskasse der Gelehrten existirte, ist unsere Großmuth hundertmal mehr als vorher in Anspruch genommen worden. Anfänger haben einen ihrer besten Versuche, woran zehn Freunde gefeilt und gebessert hatten, drukken lassen; und auf diese Probe hat ein leichtgläubiger Theil des Publikums Bände voll trivialen Zeuges kaufen müssen. — Am zudringlichsten sind, ungefähr seit gleicher Zeit, die Komponisten geworden. Hundert Organisten für Einen bieten Sonaten, Ouvertüren, Kantilenen und Quartetten für einen wahrhaftig nicht niedrigen Pränumerazionspreis aus; aber, wie sie heilig versichern, bloß weil „Kenner sie täglich zur Herausgabe aufmuntern und Liebhaber „sehnlich darnach verlangen.“

Wozu Buchhändler als Verleger auf gesammelte oder auch auf neue einzelne allgemein verkäufliche Werke, sogar bewährt gefundener Schriftsteller, pränumeriren und subskribiren lassen: habe ich, aufrichtig zu gestehen, nie begreifen können; besonders, wenn dergleichen Bücher nur aus wenigen Bänden bestehen und auf keine Weise kostbar sind. Sollte der Buchhändler nicht eben so viel oder mehr Vortheile durch den gewöhnlichen Weg des Buchhandels ziehen können? Freilich

aber sind die Schriftsteller, auf deren Werke manche Buchhändler Pränumeration oder Subskripzion verlangen, oft nichts weniger als bekannt und bewährt. Wir haben Beispiele gehabt, wo Verleger 16 bis 24 vom Hundert Abzug bewilligten, wenn jemand 50 oder mehrere Exemplare unterzubringen unternahm. Wie wenig gewinnt er hiebei gegen den gewöhnlichen Buchhändlerabzug von 33⅓ vom Hundert? Und wenn er vollends manchen fremden Verlag, den er für ein Verlagsbuch einkaufen könnte, nun mit baarem Gelde bezahlen muß; so geht ja ein großer Theil des anscheinenden Gewinns wieder verloren. Zwar lokken die so gut belohnten Sammler eine hübsche Anzahl von Abnehmern zusammen; aber es giebt doch auch noch andre Betrachtungen hierbei. Sobald Buchhandel wirklicher Handel und kein Bestellungsgewerbe*) ist, kann der dumme wie der kluge Käufer seine Augen aufthun, und sehn, wofür er seinen Thaler hingiebt. Nun aber nimmt er, was der Buchhändler ihm unter Ver-

*) Bestellungsgewerbe wird der Buchhandel, wenn jemand kein Sortiment hält, sondern bei den meisten Büchern verlangt, daß man auf den bloßen Titel sich von ihm sie verschreiben lassen soll. Diese Nothwendigkeit Bücher aufs Gerathewohl sich verschreiben zu lassen, hilft manches schlechte Buch verkaufen, und ist für die Käufer sehr drükkend, ohne für die handelnden Buchhändler ausserordentlich vortheilhaft zu sein.

Verpfändung seiner Ehre in einem gedrukten Blatt im Voraus angepriesen hat; und wenn er seine Hofnung getäuscht findet, so kauft er ein anderes Buch nicht, das er sonst gekauft hätte; auch kann ein Buchhändler ganz bequem bei Gelegenheit eines solchen Buchs um einen Theil seiner Kunden kommen, die sich für den durch die Anpreisung ihnen verursachten Verlust zu rächen suchen.

Der allergewöhnlichste Vorwand einer Pränumerazions- oder Subskripzionsunternehmung ist, daß die ersten sichern Käufer dabei einen Vortheil vor den spätern sich nicht im Voraus anheischig machenden haben, und daß überhaupt der Ankauf dadurch erleichtert werden soll. Dieser Vortheil wird aber auf verschiedene Weise sehr verringert, so daß viele immer klüger zu thun glauben, wenn sie sich zu nichts anheischig machen, sondern abwarten, bis das Buch in den Buchläden zu haben ist. Denn erstlich weiß niemand: ob er die wirkliche Erscheinung des Buchs erleben werde, da oft auf Bücher pränumerirt und subskribirt wird, wovon der Verfasser noch keine Seite vollendet hat (wo ihm denn zuweilen andere zuvorkommen, und in eben der Art etwas bessers schreiben); auch ob er nicht durch Amts- und andere Veränderungen von seinem Kollektör oder sein Kollektör von ihm zu weit werde entfernt werden. Zweitens kann der Kollektör ein Betrüger oder unordentlich oder saumselig oder gewinnsüchtig sein; und man kann das

schon

schon bezahlte Buch gar nicht, oder defekt, oder beschmutzt, oder sehr spät erhalten, oder er kann für Fracht und Kosten merklich zu viel anrechnen. Drittens kann mancher von diesen Fällen sich auch ohne des Kollektörs Schuld ereignen; besonders ein nur sehr schwer und kostbar zu ersetzender Defekt. Viertens kann man leicht den Verdruß erleben, daß der Pränumerazionspreis hinterher zum Ladenpreise wird, oder daß andre gar das Buch von ihrem Buchhändler ohne alle Nebenkosten und Umstände noch wolfeiler, auch oft weit früher, erhalten, als die Pränumeranten. Fünftens reißt seit einiger Zeit die doppelte Unart ein, daß entweder zu dem vorläufig bestimmten Preise ein Nachschuß gefordert wird, oder die Bücher zu weit mehrern Bänden anwachsen, als anfangs versprochen waren. Beides muß Mißtrauen gegen allen öffentlichen Glauben erregen. Wer Pränumerazion oder Subskripzion fordert, kann sich wohl die Mühe nehmen, vorher gehörig nachzurechnen, wie stark seine Lieferang werden soll, und was er mit Fug und Recht dafür verlangen kann. Es ist denn doch ein großer Unterschied für den Käufer, wenn er z. B. sich zur Vorausbezahlung auf ein französisches Wörterbuch, das vier Theile haben, und wovon jeder Theil 2 Rthlr. kosten soll, entschließt, ob er nur die angekündigten 4 Theile zu kaufen braucht und das Werk damit geendigt sieht, oder ob mit dem vierten Theile

erst etwa der Buchstabe C. schließt, und nun leicht noch 10 bis 14 Theile rükständig sein können.

Aller Billigkeit nach kann man verlangen, daß in Ansehung der Vorausbezahlung und Unterzeichnung nach folgenden Grundsätzen verfahren, und beiden folgende Gränzen gesetzt werden.

1) Bei jeder Vorausbezahlung muß Sicherheit vorhanden sein, so daß sowohl der Unternehmer für die von ihm erwählten Sammler, als auch diese für jenen stehen können. Kein Unternehmer muß es übel nehmen, wenn man aus dem Grunde ihm Geld anzuvertrauen Bedenken trägt, weil er nicht als ein völlig sicherer Mann bekannt ist. Gute Vermögensumstände und die Aemter, die jemand bekleidet, sind für Unbekannte die beste Sicherheit; geprüfte Rechtschaffenheit kann uns natürlich nur bei Bekannten empfehlen. Der Zahlungsschein eines von dem Unternehmer gewählten und bekannt gemachten Sammlers muß jedermann berechtigen, von dem Unternehmer die Auslieferung desjenigen Buchs zu verlangen, worauf man vorausbezahlt hat; gesetzt daß auch der Sammler das Geld nicht eingeschikt haben sollte. Vom Sammler hingegen kann man nichts weiter verlangen, als die Versicherung, daß er Ursache habe, den Unternehmer für vollkommen ehrlich und zuverlässig zu halten. Ist, dieser seiner Ueberzeugung ungeachtet, der Unternehmer ein Betrüger, so, dünkt mich, ist der Sammler außer Verantwortung,

tung, und kann zu keinem Ersatz verurtheilt werden. Ob die Gesetze hierüber etwas festgesetzt haben, weiß ich nicht; ich sorge freilich, nein; aber wenn sie es auch gethan hätten, so ist doch noch in den meisten Staaten der Weg Rechtens in den liquidesten Sachen von geringer Bedeutung so weitläuftig und umständlich, daß fast ein jeder mit seiner Klage über so etwas lieber zurükbleibt. Das Beste würde also sein, daß in jedem Vorauszahlungsfall ein sicheres Handlungshaus für die Zurükgabe des Geldes die Gewähr leistete, der Uebernehmer jeden Pränumerazionsschein honorirte, und die Gerichtsobrigkeit eines jeden in Rest gebliebenen Sammlers denselben (nach angehörter Vertheidigung) als unzuverlässig bekannt machte. Nachschuß müßte ausser Fällen, die ausdrüklich vorher bedungen worden, eben so wenig, als die Vermehrung der bestimmten Anzahl der Bände des versprochenen Buchs unter irgend einem Vorwande jemals statt finden.

1) Wer einmal freiwillig subskribirt hat, muß zum Ankauf des Werks (doch unter der vorher angegebenen Einschränkung) schlechterdings verbunden bleiben. Stirbt er vor der Ablieferung, so sind seine Erben zur Bezahlung nicht verbunden, wofern sie nicht etwa die bereits vorhandenen Theile eines Buchs nebst dem Subskripzionsschein an jemand zu verkaufen rathsamer finden.

3) Bei Fällen, wo kein Theil eines Werks ausgeliefert wird ohne Vorausbezahlung auf den folgenden Theil, sind die Erben eines Verstorbenen wie jeder noch Lebender zur Vorausbezahlung verpflichtet, im Fall die Zahl der anfänglich bestimmten Theile nicht überschritten wird. Bei Werken, deren Erscheinungszeit und Bänderzahl nicht vorher bestimmt werden kann, muß jedermann erlaubt sein, sich nur auf gewisse Zeit und zu einer von ihm bestimmten Anzahl von Bänden anheischig zu machen. Bleibt ein Buch länger aus, als festgesetzt worden, oder steigt die Anzahl der Bände höher, als man sie angekündigt hatte, so muß jeder zurüktreten können, sobald seine Verpflichtung ein Ende hat. Ist ein Werk wirklich gut, so werden sich die meisten Zeitverlängerung und Vermehrung der Bändezahl von selbst gefallen lassen; nur Zwang muß durchaus nicht statt finden.

4) Auf Bücher von Einem oder wenigen Theilen sollte man nur vorausbezahlen oder unterschreiben: a) wenn es eine neue Auflage eines bereits bekannten und in Buchläden zwar verschiedentlich jedoch nicht häufig gesuchten, aber nicht mehr zu habenden Buchs ist, b) wenn ein Buch von einem nur wenige Leser interessirenden Inhalte ist, und der Unternehmer also vorher wissen muß, ob er auf die Kosten kommen würde. Bei Unternehmungen dieser Art muß entweder die Anzahl der zu drukkenden Exemplare oder die der erforderlichen

chen Liebhaber vorher ehrlich angezeigt werden. Wer die Herausgabe eines Buchs befördern hilft, will oft nicht, daß es zu gemein werde, weil dadurch der Werth des gekauften Buchs wirklich verringert wird; und wer um des allgemeinen Besten willen wünscht, daß ein Werk nicht ungedrukt bleibe, wird genau wissen, wie viel Wahrscheinlichkeit dazu vorhanden ist, um darnach zu bestimmen, ob von seiner Seite eine Verwendung bei andern nöthig sei oder nicht. c) Wenn die Vorausbezahlung oder Unterschreibung einen gewissen wohlthätigen Zwek hat, oder wenn die Zusammenbringung einer Geldsumme die Hauptabsicht, die Lieferung eines sonst guten Buchs aber nur Neben- oder Mitabsicht ist. Dahin gehört, wenn Männer von anerkannten Verdiensten neue Ausgaben ihrer besten Werke oder auch eine vollständige Sammlung davon veranstalten; ferner wenn ein Fond aufgebracht werden soll, um Arme zu unterstützen, Denkmäler, Institute u. d. gl. zu errichten u. s. w. Hingegen sollte niemand sich zum Sammler auf Unternehmungen gebrauchen lassen, die durch Titel und Inhalt sich dazu qualifiziren, erst angesehen und beurtheilt, und dann entweder gekauft, oder Ladenhüter zu werden. Auf Briefsteller und Sprachlehren sogar haben wir häufig subskribiren sehen; und ein Wunder wäre es nicht, wenn schon Gebet- und Kommunionbücher auf Subskripzion erschienen wären, ob mir

gleich

gleich kein Beispiel davon bekannt ist. Mögen doch dergleichen Bücher mit ihren Verfassern schwimmen oder sinken! Was hat sich das Publikum im Voraus darum zu kümmern? — Bei dieser Gelegenheit etwas weniges von der Gefahr des Nachdruks, der man durch Erwählung der Subskripzion vorbeugen will! Einem Nachdrukke wird nicht besser vorgebeugt, als durch wohlfeile Preise. Wir haben gute Bücher, die von einem Ende der deutschen Lesewelt bis zum andern gekauft werden, mehrmals vom rechtmäßigen Verleger wieder aufgelegt und nie nachgedrukt sind. Sie verhalten sich zu den Beispielen vom Gegentheil sicher wie Hundert zu Eins. Bei vielen Büchern schützt selbst die Pränumerazion nicht vor dem Nachdruk; auch sehe ich nicht, was einen Nachdrukker hindern kann, sobald ein Buch auf Unterschreibung angekündigt wird, zugleich die Gewißheit des Nachdrukkes anzukündigen: wovon wir schon wirkliche Beispiele gehabt haben. So lange also dem Nachdrukke nicht anderweitig gesteuert wird, möchten ihn die vorläufigen Ankündigungen wenigstens eben so gut befördern als hindern. Sehr oft ist indessen die Furcht vor dem Nachdrukke eine bloße Vorspiegelung.

5) Es wäre zu wünschen, daß zum Sammlen der Namen und Gelder niemand gebraucht würde, als Buchhändler, oder doch nur solche Leute, die sich zum Annehmen von Subskripzion und Pränu-

meration einmal für allemal öffentlich erboten hätten, und von denen man voraussetzen kann, daß sie einige merkantilische Kenntnisse in Ansehung der Spedizion u. s. w. besitzen. Gelehrte sind zu beschäftigt, als daß sie sich mit dergleichen abgeben könnten. Mancher Gelehrte rechnet bloß den Geldverlust, der ihm durch unfrankirte Zusendung von Ankündigungen verursacht wird, jährlich auf zehn und mehrere Thaler; und doch ist dieser Geldverlust gegen die damit verbundene Zeitzersplitterung und den allenfalls noch hinzukommenden mannichfachen Verdruß für nichts zu achten. Was ist manchem Sammler mit einem Freiexemplar von einem Buche gedient? Mit der Abziehung gewisser Prozente ist es oft so ernstlich nicht gemeint, sondern der Unternehmer giebt durch seine Komplimente zu verstehen, daß er die Bemühung gratis verlange. Wer aber vom Sammeln ausdrüklich Profession macht, wird keine Schwierigkeit machen, eine gehörige Abrechnung zu schließen. Sammlungen zum Besten der Menschheit wird jeder andre, als Menschenfreund, unentgeldlich besorgen.

6) Wenn ein berühmter Mann seinen Namen ohne sein Vorwissen unter den Sammlern oder Subskribenten gedrukt findet (ein Fall der sehr häufig ist), ohne daß er vorher davon gewußt hat; so sollte ihm in gewissen Fällen eine Injurienklage frei stehen. Der ehrwürdigste Gelehrte ist ja sonst

nicht

nicht ſicher, einmal mit unter den Beförderern eines Magazins von Zoten und Unſittlichkeiten zu ſtehen.

7) Die Journaliſten ſollten Kraft des ihnen durch wohl hergebrachte Verjährung zuſtehenden Bücherrichteramts fleißiger dahinter her ſein: bei den Büchern, die ſie loben oder tadeln, genau anzumerken, ob deren Verfaſſer den Weg der vorläufigen Anhängigmachung eingeſchlagen, und ob ſie ihren Verſprechungen Genüge geleiſtet oder nicht; damit die meiſten Leſer, allenfalls ohne eigne Erfahrung eines Schadens, vor unzuverläſſigen und betrügeriſchen Unternehmern gewarnt werden können. Doppelte Schärfe ſollte gegen ſchlechte junge Schriftſteller und gegen andre Leute, die zur Schriftſtellerei gar keinen Beruf haben, angewandt werden, um ihnen und ihres gleichen, wenn ſie doch einmal das Schreiben nicht laſſen können, doch wenigſtens das Verlangen der Pränumeraziön oder Subſkripzion zu verleiden.

8.

Wie denkt Graf Mirabeau über die franzöſiſchen Parlemente?

Schreiben an die Herausgeber.

Ihre Unparteilichkeit läßt mich nicht zweifeln, daß Sie ein Unrecht, welches jemanden in Ihrer Monatsſchrift zugefügt iſt, wieder gut zu machen, ge-

zeigt sind, so bald es Ihnen angezeigt wird; und daher ersuche ich Sie, gegenwärtigen Brief derselben einzuverleiben.

Im Julius d. J. steht ein Aufsatz Ueber die Parlemente in Frankreich; welcher (S. 56) mit den Worten schließt: „Man sagt: diejenigen, „welche sich für die Parlemente erklären, thäten „es nur entweder — oder — oder endlich aus Par„teilichkeit und aus Lust zu Paradoxieen, wie der „bekannte Graf Mirabeau.“

Ich bin des Grafen Mirabeau Freund; und da ich die angeführte Stelle las, wollte ich sogleich an ihn schreiben, um ihn zu fragen: wie er über diesen Punkt des französischen Staatsrechts gesinnet sei? Aber gerade damals brachte mir der Zufall seine Suite de la denonciation für l'agiotage in die Hände, wo seine Gedanken über diesen Punkt sich finden.*) Sie stehen im 8 Kapitel dieses

*) In der Schrift: Point de banqueroute, welche man Mirabeau beilegt, und welche wahrscheinlich auch jener Verfasser im Sinne gehabt hat, ist bekanntlich für die Parlemente geredet. Aber hierüber schreibt uns der Herr Verf. dieses Aufsatzes: „So gewiß als ein Mensch wissen kann, „was ein andrer thut, dessen Handlungen er nicht „alle sieht, und wenn es in Ansehung des Morali„schen im Menschen eine Art von Sicherheit „giebt; so verpfände ich meine Ehre, daß Mira„beau das Pamphlet point de banqueroute schon „darum nicht geschrieben hat, weil sein Name „nicht davor steht.“ A. d. Herausg.

ses kleinen Aufsatzes S. 66 f. Hier ist ein Auszug der hierher gehörigen Stelle.

„Ihr, die ihr euch bald erkaufen ließt, bald „andre erkauftet, und also glaubtet, man treibe „auch einen Handel mit der Freundschaft; sagt „es heraus, sagt es: welcher Eigennutz gab mir „diese letzten Seiten ein; zeiget deutlich den Gift „der darin enthalten ist; stellt meine boshaften „Gesinnungen in ihrer ganzen Schimpflichkeit „dar. — Nein, glaubt mir, bemüht euch lieber „mein Stillschweigen als strafbar zu schildern; aber „sucht kein Verbrechen in meinen Schriften; sie „sind zu sehr über eure Angriffe erhaben. Vielleicht werden sie dem Zahne der Zeit nicht widerstehen können; aber dem Zahne der Verläumdung werden sie immer Trotz bieten. Die übergängliche Ungerechtigkeit leichtsinniger und mißvergnügter Gemüther, welche Stadtgerüchte oder „den Verdruß häuslicher Angelegenheiten für die „Denkungsart und die Meinung des Publikums „halten, wird mich in der Laufbahn, die ich mir „vorgesetzt habe, nicht muthlos machen. Man „wird mir Gerechtigkeit widerfahren lassen; die „Zeit verschaft sie jedem. Was könnten denn funfzehn Jahre helfen, die einer den gefährlichsten „Wahrheiten gewidmet hätte, welche je ein Frankose öffentlich zu sagen wagte, wenn sie nicht ein „Recht gäben, nicht eher als ein Abtrünniger von „seinen eignen Grundsätzen angesehn zu werden, „als bis er ihnen geradezu widersprochen hätte?

„Nein, nein! Habe ich in diesen Zeiten der „Gährung und der Parteien nicht geschrieben, thue „ich es noch nicht; so geschieht es nicht darum, „als wären meine Gesinnungen noch nicht be„stimmt, oder als scheute ich mich sie öffentlich zu „bekennen. Ich könnte immer zwischen dem Parle„mentsfanatismus, den ich mit Mitleid betrachte, „und jener knechtischen Beugung unter dem Wink „der Gewalt, den ich verabscheuen würde, meine „Unabhängigkeit behaupten, und meine eigne Mei„nung bekannt machen. Aber, ob ich schon als „Mensch von den guten Absichten der Regierung „überzeugt bin; so kann ich mir doch nicht bergen: „daß mitten unter der großen und heilsamen „Staatsveränderung die sie begonnen hat, der „Nazion große Gründe zu Besorgnissen bleiben „müssen, weil sie gar zu oft betrogen, und zumal „durch die Unstätheit der Grundsätze der Regie„rung hintergangen worden ist.

„Meiner Privatmeinung zufolge, muß der „Krieg gegen die Parlemente nur in Gegen„wart der Nazion geführet werden. Da, aber „auch da allein, können und müssen sie in die „Schranken der Verweser der Gerechtigkeit „zurückgewiesen werden. Da, aber auch da „allein, werden sie durch die Natur der „Dinge und ihre Kraft, auf ihr wahres „Maaß herunter gebracht werden. Ihre

„ganze

„ganze Stärke beruhet auf die Noth der Regie-
„rung und das Mißvergnügen des Volks. Man
„fange also dabei an, jenes Mißvergnügen, jene
„Noth aus dem Wege zu räumen. Es werden
„aber das öffentliche Mißtrauen, die Verlegen-
„heiten des Königl. Schatzes, alle Schwierigkei-
„ten jeder Art am Tage der Zusammenberufung
„einer Nazionalversammlung verschwinden; und
„die Gerichtshöfe, die sich nur so gestellt ha-
„ben, als wünschten sie diese Zusammenberu-
„fung, um bessere Bedingungen von der Regie-
„rung für sich zu erhalten, werden in der Na-
„zionalkonstituzion ganz etwas Außerwesenta-
„liches sein.

„Aber, wenn, anstatt der von diesen Gerichts-
„höfen an sich gerissenen Rechte, vor den Augen
„der Franzosen keine durch ihre eigene Einwilligung
„geheiligte Konstituzion entsteht; so wird keiner der
„Rechtschaffnen wünschen, die letzten Spuren un-
„srer sterbenden Freiheiten verlöschen zu sehen.
„Wenn der Wille eines Einzigen von nun an unser
„Gesetz sein sollte; warum sollten wir uns in die
„Streitigkeiten mischen, die zwischen dem Monar-
„chen und denenjenigen entsteht, denen er seine
„Gewalt anvertrauet hat? Was können wir wohl
„bei diesem Kriege verlieren? Oder wie sollte uns
„nicht vielmehr die Lust anwandeln, den einzigen
„Gesellschaften, die noch die Befugniß behalten
„haben, mit jenem schrecklichen Willen zu rechten,

„in ihrem Widerstande dagegen Muth einzu„sprechen?

„Ich bin in diesen Grundsätzen niemals wan„kend gewesen; und wehe dem Mitbürger, der sie „nicht gut heißen sollte!“

Ich könnte mehr aus diesem herrlichen Kapitel abschreiben, wenn es mir nicht hier bloß darum zu thun wäre, einen vortreflichen Schriftsteller und meinen Freund vor den aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen eines Ungenannten zu rechtfertigen.

Wahrlich es ist fast unausstehlich zu sehen, wie es bei uns Mode wird, diesen Mann von allen Seiten mit Koth zu bewerfen. Und warum? Doch nicht, weil er nicht an Lavater glauben will? So einen eifrigen Anhänger Lavaters hätte ich doch nicht in Ihrem Jurnale gesucht. *) Die Ursache sei indeß, welche sie wolle; genug er ist bei Ihnen unbillig und mit dem größten Unrechte angegriffen worden. Ich gestehe es, wäre auch Graf Mirabeau nicht mein Freund; so würde es mir doch unerträglich gewesen sein zu sehen, daß man einen Schriftsteller so oft angreift, der vielleicht keinen Fehler hat, als daß er in den Augen friedliebender und bedenklicher Menschen ein wenig den irrenden Ritter gegen alles macht, was ihm Despotis-

*) Auch war es kein Lavaterianer, der jenes schrieb. A. d. Herausg.

potismus, und für alles, was ihm Freiheit und Vorrecht der Menschheit zu sein scheint. Offenbar irrt er hierin manchmal, und zumal, wenn von seiner Nazion die Rede ist. Indeß was thut das? Ich sehe freilich wohl ein, daß die zu diesem Fehler nöthige Gemüthsbeschaffenheit zu weit ausser dem Gesichtskreis unsrer mehresten Gelehrten liegt, als daß sie ihr nur nachempfinden könnten. Allein wem schadet sie, als allenfalls dem Grafen selbst? und also brauchte man doch nicht daher Anlaß zu nehmen, rechts und links, nach bloßer Einbildung schimpflich von ihm zu reden. — — Ich will indeß nichts weiter zu seiner Rechtfertigung sagen. Sein großes Werk über einige Deutsche besonders die Preussischen Staaten, welches nächstens herauskommen wird, dürfte wohl für ihn in allem Betracht die beste und vollkommenste Apologie werden *).

*) Da wir dies Werk noch nicht gesehen haben, so können wir an diesem Urtheil des Hrn. Verfassers, welches wir hier abdrukken lassen, nicht den mindesten Antheil nehmen. A. d. Herausg.

9.
Der Orientalische Spurstein.

Sie werden sagen, daß ich zudringlich bin; aber ich kann mir nicht helfen, sondern ich muß Sie fragen, und herzlich um eine Antwort bitten

Meine Frage ist: ob es wahr sei, daß Sie oder Herr Gedike die Erscheinungen des Orientalischen Spursteins Selbst gesehen haben? Haben Sie die Güte und beantworten meine Frage, die wahrlich nicht Neugierde ist; sondern, die einen jungen wißbegierigen Mann entweder von Thorheit abhalten wird, oder, wenn es wahr ist was man ihm gesagt, nehmlich: Sie hätten diese angeblichen Erscheinungen gesehen, ihn sein Geld wird spenden machen, um dies neue Produkt zu erhalten und zu kennen.

Die Bewandniß meiner Frage ist nehmlich diese. Ein Mann, den ich mit Recht einen Naturforscher nennen kann, fragt mich: ob ich von den wunderbaren Erscheinungen des Orientalis. Spursteins schon gehört hätte? Ich sage: Nein; und bitte um Mittheilung dieser Wunder. Die sind: daß ein Student in Jena von diesem Stein, der mit dem Diamant in gleichem Werthe stehet, etwas besitzet, dieses zu Staub geschabet, und es, im Beisein von vier Professoren als Zeugen, auf einen Fleck an der Erde neben seinem Tisch gestreuet. Nun hat er die Professoren auswärts an zwei Thüren, die gerade gegeneinander über waren, und in welchen sich Oefnungen befanden, gestellt; so daß sie alles sehr genau bemerken können. Er schikt hierauf das Dienstmädchen zu dem Tisch, von welchem sie ein Buch holen soll, welches mit Fleiß so bepakt ist, daß sie sich wohl 5 Minuten auf dem

dem bestreuten Flek aufhalten müssen. Wie sie nun das Buch aus dem Zimmer gebracht hat, so sehen die Professoren die Gestalt des Mädchens, durchaus mit der Farbe ihrer Kleider u. s. w., an dem nehmlichen Orte nahe beim Tische, wo sie gestanden hatte, entstehen. Zwei der Herren öfnen eine Thüre; durch diese Zugluft bewegt sich die Gestalt um einen halben Fuß von der Stelle; wie hierauf die andre Thüre geöfnet wird, tritt sie wieder zurük; und nach einiger Zeit verschwindet sie. — Die Theorie dieser Fabel ist: daß der Stein die Ausdünstungen sammle, welche dann bei der Entfernung des Körpers seine Stelle einnehmen, so daß derselbe durch die Kraft dieses Steines sichtbar werde.

Wie ich mich bei dieser Erzählung zum Glauben nicht zwingen kann, so sagt man mir: ich möchte nicht streiten, noch geradezu zweifeln; denn durch diesen Stein würden an manchen Orten Geister zitirt, und angesehene Leute kennten seine Kraft: so wie die Gräfinn Rek sie auch kennte, und in ihren Reisen schriebe, daß sie ihn an Büffon gezeigt hätte. — Wie ich auch das Zeugniß dieser mir unbekannten Leute verwerfe, so kommt ein dritter dazu, und sagt: Die Berlinische Monatsschrift soll schon von diesem Phänomene Nachricht gegeben haben; und zwar so, daß man schließen muß, die Herausgeber seien Augenzeugen von seiner Wunderkraft gewesen. Wenn das ist, erwie-

der-

derte ich, so wird der Herr Bibliothekar Bieſter mir meine Fragen darüber gewiß beantworten. Dies, lieber Herr B —, ſagte ich in voller Ueberzeugung, daß Sie es thun würden; und nun ward ich einmüthig gebeten, an Sie darum zu ſchreiben.

* * *

Die Nachricht von dieſem Steine iſt in der That ſehr intereſſant; und mancher Leſer wird wahrſcheinlich auch die Theorie von deſſelben Wirkungen und die Erzählung von dem Jenaiſchen Dienſtmädchen im Zimmer und den vier Profeſſoren am Schlüſſelloch nicht bloß ſehr artig, ſondern auch ſehr glaubhaft und einleuchtend finden. So viel ſieht wohl ein jeder: dieſer Wunderſtein, der aus dem Orient zu uns gekommen iſt — was kömmt nicht alles aus dem Orient? — iſt gewiß ſehr ſehenswehrt; aber ach! wo iſt der Glükliche, der ihn geſehen hat? Ich wenigſtens muß leider — ungeachtet des guten Zutrauens jenes Erzählers, deſſen mein Korreſpondent erwähnet — zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß weder ich noch mein Mitherausgeber je weder dieſen Stein noch irgend einen Verſuch mit den dadurch zu bewirkenden Erſcheinungen geſehen haben. Daß Geiſter dadurch zitirt werden, iſt allerdings ſehr wahrſcheinlich; aber auch dies zu ſehen bin ich nie gewürdigt worden. Es iſt freilich eine große Ehre für die Berli-

niſche

nische Monatsschrift und deren Herausgeber, daß man zur Begründung von Wundergeschichten sich auf deren Zeugniß berufen will; nur diesmal ist es nicht mit dem besten Grunde geschehen, sondern die Geschichte gehört zu den Dingen die nicht sind. — Auch, fürchte ich, wird das Zeugniß der Gräfinn von Rek wohl nichts mehr beweisen; wenn anders, wie zu vermuthen steht, hierunter die Frau von der Recke, geb. Reichsgräfinn von Medem, zu verstehen sein sollte. Diese unsre Freundinn (rumpantur ut ilia Starkjo!) — hat nie Reisen geschrieben; und kann also in ihren Reisen dies Zeugniß nicht abgelegt haben. Sie ist nie in Frankreich gewesen; und kann also diesen Wunderstein nicht dem itzt verstorbenen Grafen Büffon gezeigt haben.

Auch ist wirklich niemals bisher in allen Bänden der Berl. Monatsschrift irgend ein Wort von diesem Steine, der itzt auch seine Wunder in Deutschland zu äußern anfängt, gesagt worden. Von den ältern Wundersteinen des Orients gab Herr Professor Kamler vor einiger Zeit einige Nachrichten (April, S. 300). Der eine lokt, wenn er auf Kohlen gelegt wird, alle giftige Thiere zusammen; der andere dient wider den Biß der Spinnen und Skorpionen (man sieht, daß ohne diesen zweiten Stein jener erste wenig nütze, wo nicht gar äußerst schädlich sein würde); der dritte stillt die Sturmwinde, besänftigt das Meer, und

wider-

widersteht dem Blitze. Die folgenden Arten haben sogar moralische und psychologische Kräfte: Ein Stein bändigt den Jachzorn. Eine Jaspisart (die ohne Zweifel viel gesucht wird) ist denen nützlich, die Reden halten wollen. Ein Stein, auf die Zunge gelegt, ertheilt die Kraft, künftige Dinge zu errathen. Ein andrer, unter den Kopf gelegt, giebt wahrsagende Träume ein. — Wahrscheinlich finden sich alle diese Steinarten noch bei den geheimen Wundergesellschaften, die in unsern Tagen so häufig sind; obgleich der Dichter die Erzählungen von diesen Steinen mit unter die Ursache setzte, weshalb Horaz dem Lande Indien den Beinamen fabelhaft gab. — Von dem Spursteine findet sich indeß keine Nachricht aus dem Nearchus und Megasthenes oder andern gleich bewährten Schriftstellern. Er scheint eine Entdekkung neuerer Zeiten zu sein; und es ist mir um so angenehmer, daß mein lieber aber etwas ungläubiger Freund mir davon hat Nachricht ertheilen wollen, da ich dadurch zugleich in Stand gesetzt werde, eine unverdiente Ehre von mir und der B. Monatsschrift abzulehnen.

B.

10.

Schreiben eines Schwärmers an König Friedrich II.

Folgendes Schreiben eines verworrenen Kopfes ist wenigstens in so fern interessant, als es ein Beweis mehr ist, zu welchen Zudringlichkeiten und Zumuthungen Schwärmerei und unbesonnener Bekehrungseifer verleiten können. Zu einer Zeit, da man so viele Briefe von und an den großen König mit der lebhaftesten Begierde und Theilnehmung lieset, mußte uns auch dieser, zwar unbeantwortet gebliebene aber gewiß in mehr als einer Rükſicht merkwürdige, Brief bei aller Verworrenheit des Inhalts dennoch der Bekanntmachung nicht unwerth scheinen.

O Rex!

Praecellens ingenio, onustus victoriis, opibus redundans, deliciis affluens: tu es ille vir, o Rex; sed deficiens mente sufficienti, sibilis obrutus, penuria ululans, oppressus amaritudine: tu eris ille homo, o Rex! Igitur dum tempus habes, recogita, quam mutatus ab illo Hectore, ex quo cecideris, in quantam tribulationem deveneris. Ut autem haec tibi non contingant, attendas unum Dominum, unam fidem, unum Baptisma, unum ovile, unum Pastorem, unum corpus; *sicque si-*

cut

cut Ecclesia coelestis, ita militans idem de Deo sentiat, eodemque cultu veneretur. Hoc tibi, o Rex, fusius exposui per epistolam anni proxime elapsi. Quid ergo fluctuas adhuc? Num conspexisti, quia unum quod assignavit Dominus, obsequium sit ipsi acceptabile? Unde qui arbitrio suo Altissimum colere praesumunt, pars illorum cum impiis; qui vero regulam ejus fuerunt secuti, pars illorum super illos erit.

Nam si tu, o Rex, cum sis mortalis, attamen justa tua violantibus poenas, custodientibus autem praemia decernis; quanto magis putas deteriora mereri supplicia, qui dissipaverit constitutiones moderatoris summi, qui adjecit nobis loqui in filio. Ex quibus colligere tibi licet, quid agendum habeas, ne ex tuo Eden, in ergastulum supremi judicis descendas; nempe *reconciliaris Vicegerenti Salvatoris nostri Jesu Christi,* renoves in tota ditione tua pristinos dies; scinde cor tuum cum populo tuo, ut ex inde inebriemini ab ubertate Domus Dei, atque fulgeatis in perpetuas aeternitates. Hoc tibi sincerissime

Sincerissimus Amicus dominationis Tuae

Londini 1785.

Thierry, Philosophus Emendatus.

II.

Alchymisches Rezept.

Vor einigen Monaten stand unter den Avertissementern in einer Berlinischen Zeitung auch folgendes, welches vielleicht nicht allgemein genug bekannt geworden ist, und ich daher wörtlich genau hier liefere.

„In dem Braunschweigischen Journal Monat Mai hat der Herr D. Semler einen Aufsatz vom Goldmachen geliefert, in welchem er unter andern sagt: Diese Matrice oder dieser Mercurius philos. (der keinesweges in Krämen aber Apotheken zu suchen ist) hat den fernern Goldsaamen schon in sich; daher dieser Liquor mit Zinnsoluzion sogleich das inhabende Gold entdekt. Ein gelehrter Freund der Chymie, der solche zu seinem Vergnügen viele Jahre betrieben, aber nunmehro Altershalber eingestellt hat, ist gesonnen, nicht allein diesen Mercurium, sondern auch die zu Anfertigung des pulv. philosoph. rubicundiss. unentbehrliche Elaborazion des Croci Solis und des Merc. calcinati gegen ein Douceur von einem Dukaten vor die Bemühung, einigen Liebhabern der ächten Chymie, jedoch mehr nicht als 12 Individuis, zu offenbaren. Zu dem Ende hat er den Herrn Polizeyburgermeister Mentzel zu Neustädtel im Glagauischen Fürstenthum 12 von ihm versiegelte Billets übergeben, an welchen sich die Liebhaber wenden, ihre Adresse nebst dem Douceur

„franks übersenden, und das Billet in welchem „die Arcana bekannt gemacht sind, auf das „prompteste erwarten können. Neustädtel im Gothaischen Fürstenthum, den 21. August, 1788.

„Mencel, Polizeiburgermeister."

Man sieht, wie viel man hier zu erwarten hat. Nicht bloß der Merkurius Philosophorum steht zu haben, der doch „schon den fernern Goldsamen in sich hat;" sondern auch das nöthigste Präparat zum Pulvis Philosophorum rubicundissimus. Und alles dies für die Kleinigkeit „von einem Dukaten," die man wie „ein Douceur vor die Bemühung" zahlt! Wer in aller Welt kann den „Sonnensafran" und das „Quecksilber der Weltweisen" und das „allerröthester Weltweisenpulver" wohlfeiler verlangen? Wer kauft für 1 Dukaten ein Rezept zu theuer, wodurch er Millionen Dukaten verfertigen kann?

Vorzüglich aber wollte ich auf den mildern Geist unsrer itzigen Zeiten aufmerksam machen. Ehemals verbargen sich die Besitzer so hoher Geheimnisse aufs sorgfältigste; und wahrlich mit Recht! Denn selten dauerte es lange, so bemächtigte sich ein geldbedürftiger Fürst des weisen Mannes mit seinem rothen Pulver; der arme Adept ward eingesperrt, und mußte Gold machen, bis sein rothes Pulver oder seine Weisheit zu Ende gingen. — Jetzt aber — und noch will man den Vorzug unsrer freiern

freien Leuten nicht anerkennen? — itzt kann öffentlich mit dieser sonst so geheimen Philosophie ein Gewerbe getrieben werden; und wer will, kann für eine Kleinigkeit ein Goldmacher, das heißt, ein Weiser werden. Freilich sollen nur „12 Billete „mit dem Arkanum" an eben so viel „Liebhaber „der ächten Chemie" ausgetheilt werden. Aber diese Anzahl ist doch schon sehr bedeutend; und die Sache wird gewiß nächstens eine der beträchtlichsten Revoluzionen hervorbringen. Erstlich werden gewiß alle 10 Kreise Deutschlands ein Billet nehmen; das elfte wird wahrscheinlich nach Frankreich gehn, und das letzte nach einem andern Geldbenöthigten Staate. Welche Wirkungen werden wir nun nicht bald erleben, im Staatsvermögen mehrerer Länder! und in Bezahlung der Nazionalschulden, ohne Hülfe der Notabeln und der Etats-Generaux! und selbst vielleicht in Absicht auf Krieg und Frieden! — Es lebe das Pulver der Weltweisen!!

12.

Die Quelle von Vauklüse.

Aus einem Briefe an Herrn Dr. und Professor Fischer in Göttingen.

Zu Avignon sah ich noch in der Franziskanerkirche Laurens Grab. Es ist mit einem simpeln

Stein bedekt, der eine gothiſche Inſchrift am Rande hat. Franz I. ließ bei ſeiner Durchreiſe durch Avignon den Stein abheben und das Grab öffnen: man fand eine blecherne oder bleierne Büchſe, die eine Schaumünze enthielt, deren eine Seite das Bildniß der Laura vorſtellte, und deren andere die Buchſtaben M. L. M. J. (Madonna Laura Morta Jace) hatte; nebſt folgenden Verſen Petrarka's, die ich vom Original ſelbſt abgeſchrieben habe.

Qui ripoſan quei caſte e felici oſſe
Di quell' alma gentile e ſola in terra;
Aſpro e dur ſaſſo hor ben teco hai ſotterra
El vero honor la fama e belta ſcoſſe.
Morte ha del verde Lauro ſuelta e ſcoſſa
Freſca radice, e il premio di mia guerra
Di quattro luſtri e più, ſe ancor non erra
Mio penſier triſto, e il chiude in poca foſſa.
Felice pianta in borgo de Avignone
Nacque e morì; e qui con ella giace
La penna, el ſtil, l'inchioſtro e la ragione.
O delicati membri! O viva face
Che ancor me cuoci e ſtruggi! in ginocchione
Ciaſcun preghi, il Signor te accepti in pace.

OSCXO

Morta bellezza indarno ſi ſoſpira,
L'alma beata in ciel vivrà in eterno
Pianga el preſente e il futur ſecol privi
D'una tal luce, ed io degli occhi e il tempo.

PA. Gmze.

Das

Das ist: „Hier ruhen die keuschen und glükli„chen Gebeine jener sanften Seele, der einzigen „auf der Erde. Wohl kann man sagen, der rauhe „und harte Stein habe itzt mit dir allen ächten Adel, „Ruhm und Schönheit unter die Erde vergraben. „Der Tod hat das Ziel meiner zwanzigjährigen „und vielleicht noch längern Bemühungen, (denn „wer weiß, ob nicht die Schwermuth mein Ge„dächtniß verwirrt?), er hat die frische Wurzel des „grünenden Lorbeerbaums geknikt, vergraben, „und in eine enge Grube verschlossen. Die glük„liche Pflanze keimte und welkte in der Stadt „Avignon; und jetzt liegen mit ihr Feder und Stil, „Witz und Vernunft. Zarte Glieder! schönes An„gesicht, das mich jetzt noch bezaubert und hinreißt! „Jeder bitte auf seinen Knieen den Herrn, daß „er im Frieden dich aufnehme!“

Lange hatte ich mich im Voraus darauf gefreut, die Gegend von Vaukluse, wo Petrarch und Laura lebten, und die durch Petrarch's Gesang so berühmt gewordene Quelle zu sehen. Ich betrachtete diese Reise als eine Wallfarth nach einem Orte, von dem ich ausserordentlich hohe Begriffe hatte; und erwartete aus eben diesem Grund, daß hier, wie mir schon oft geschehen war, bei dem endlichen Anblikke des so sehnlich gewünschten Gegenstandes selbst, das Spiel meiner Einbildungskraft sich verlieren, meine Erwartungen unbefriediget bleiben, und ich nichts als eine gewöhnliche

Naturſcene ſehen würde. Auch hatte ich um ſo mehr Urſache dies zu vermuthen, weil ich in der Schweiz und Savojen alle Naturſcenen dieſer Art ſchon, in ihrer größten Vollkommenheit und in allen Veränderungen, deren ſie fähig ſind, geſehen zu haben glauben durfte. Aber — ſei es nun meine Einbildungskraft, oder meine Liebe zu Petrarch und Laura, oder wirklich die Natur der Gegend ſelbſt — genug, ich fand alle meine Erwartungen befriedigt, alle meine Vorſtellungen unendlich übertroffen. Da Du, mein beſter Fiſcher, dieſen Ort ſelbſt beſucht haſt, ſo brauche ich nur die, durch eine jahrelange Entfernung, in dir erloſchnen Bilder wieder aufzufriſchen, und Dich an das zu erinnern, was Du ſelbſt geſehen haſt. Dein Gedächtniß wird meiner todten Zeichnung Kolorit und Leben geben, und die Züge hinzuſetzen, die mir entwiſcht ſein mögen.

Von Avignon bis l' Isle *) fuhr ich in meinem Wagen. Der Weg geht meiſt zwiſchen angebauten und fruchtbaren Feldern durch, und iſt ſehr angenehm, und durch die öftere Abwechſelung der Gegenſtände unterhaltend. Von Lisle aus ging ich mit einem Wegweiſer zu Fuß bis zur Quelle. Der Weg beträgt anderthalb Stunden. Fruchtbare Kornfelder wechſelten zu beiden Seiten mit dürren Haiden ab, welche dicht mit Lavendel,

Thy-

*) Stadt auf einer Inſel im Fluß Sorgue.

Thymian, Ocymum, und Majoran bedekt waren, und mir die herrlichsten Wohlgerüche zusandten; zuvor ich sie auch den angebauten Feldern weit vorzog. Alle Pflanzen, die ich hier antraf, hatte ich nie zuvor anders, als in Gärten, oder in Treibhäusern, gesehen. Am Fuße des Berges, an welchem die Quelle ist, sind Oelbäume, große Feigenbäume, Maulbeerbäume, und kleine Weinreben durch einander vermischt. Zuweilen erhebt sich dazwischen eine schlanke Zypresse, deren dunkleres Grün, mit dem weißlichen der Oelbäume, dem gelblichen der Maulbeerbäume, und dem röthlichen der Weintraube einen angenehmen Kontrast macht. Die ganze Reihe dieser Gebirge scheint vulkanischen Ursprunges zu sein; oder vielmehr durch verschiedene und zu verschiedenen Zeiten über einander her geflossene Ströme von Lava sich gebildet zu haben. Ihre Form ist ganz sonderbar: voll kleinerer und größerer Löcher und Höhlen, die auf keine andre Weise als durch die Wirkung eines heftigen Feuers entstanden sein können.

Vom Dorf Vauklüse führt ein schmaler Weg, um die Krümmung des Berges herum, zur Quelle. Eigentlich ist es nicht eine einzige Quelle, sondern es sind ihrer verschiedene, ganz nahe bei einander, deren vereinigtes Wasser schon einige hundert Schritte davon, einen ziemlich starken Fluß bildet. Die Hauptquelle fließt nicht das ganze Jahr, sondern meist nur im Frühling, wenn alle benachbar-

ten Flüsse groß sind und austreten. Diese Hauptquelle ist in einer Höle des Berges. Sie hat vor sich einen, durch einen Bergfall entstandenen, Hügel, der 50 bis 60 Fuß hoch sein mag. Das Wasser kömmt, wenn sie fließt, in einem starken Strom aus der Höle, füllt allmälig das kleine Thal bis zur Höhe des Hügels an, wirft sich dann, mit großer Gewalt und heftigem Brausen, über denselben hinunter, und vereinigt sich unten mit dem Wasser der übrigen Quellen. Sobald das Wasser im Innern des Berges abnimmt, und das kleine Thal nicht mehr ausfüllen kann, fällt der Teich zwischen der Höle und dem Hügel allmälig, und das Wasser zieht sich in die Höle zurük, wo es den grössern Theil des Jahres still steht. — Der Wasserfall, den diese Quelle bildet, ist ausserordentlich schön; und ob er sich gleich, in Ansehung seiner Höhe, und der Masse des Wassers, mit andern Wasserfällen in der Schweiz nicht vergleichen läßt, so hat er doch eigenthümliche Schönheiten, die jenen mangeln, und diesem ganz eigene Vorzüge geben. So sind z. B. die großen Felsstükke, über welche die Wasserfälle in der Schweiz sich stürzen, kahl und nakt; hier hingegen ist der Grund des Wassers, so wie die Steinmassen, zwischen denen es sich durchdrängt, alle mit einem langen schwarzen Moos überzogen: und dieses erhebt die Wirkung um vieles, theils wegen des schönen Kontrastes, den der schwarze Grund mit dem weis-

sen

sen Schaum macht, der durch die Gewalt des Falls entsteht, theils weil die Schwärze des Grundes das Auge täuscht und eine unergründliche Tiefe vermuthen läßt. Das Malerische dieser Gegend wird durch die nahen Ruinen eines alten Schlosses auf dem gegenüber stehenden Berge (das man, ich weiß nicht mit welchem Grunde, Petrarch's Schloß nennt,) sehr vermehrt; und ich bin überzeugt, daß ein beständiger Aufenthalt in dieser reizenden Gegend, und in der Nähe dieses murmelnden Wasserfalles, bei der geringsten dichterischen Anlage, vereinigt mit der Liebe zu einer Laura, einen zweiten Petrarch bilden könnte. Denn die Vorzüge dieses Ortes bestehen nicht im Klima, im Wasserfall, und in der Quelle allein. Der kleine Fluß den sie bildet, hat wieder ganz eigene seltene Schönheiten. Ohnweit der Quelle ist sein Grund mit den breiten Blättern einer schönen Wasserpflanze, wie mit einem grünen Teppich, bedekt, und sein kristall lauteres Wasser läßt diesen grünen Grund in seiner ganzen Schönheit sehen. Weiter unten im Thal fließt er sanft und langsam, zwischen hohen Pappelbäumen fort, deren gelbliches Grün und unaufhörliches Blätterspiel sich in seinem klaren und hellen Wasser auf die täuschendste Art wiederholt, und jeden, der nicht ganz ohne Gefühl für Naturschönheiten geboren ist, zu den sanftesten Empfindungen hinreißt. Ich setzte mich hier an das einsame Ufer dieses herrlichen

Bachs, verlor mich in Gedanken, vergaß die Welt und alles um mich her, beschäftigte mich mit meinen entfernten Freunden und Freundinnen; und erwachte aus den angenehmen Träumen, die meine geschäftige Einbildungskraft in mir erwekt hatte, erst, als ich einige Thränen über meine Wangen herunter rollen fühlte, die sich mit dem Wasser des Flusses vermischten, der vor vierhundert Jahren unzählige Thränen eines der größten Dichter mit sich fortgeführt hat.

Dann rafte ich mich auf, und ging zu meinem Begleiter und Wegweiser zurük; der mir erzählte: daß in einem benachbarten Hause ein paar alte Gemälde vorhanden seien, die der Besitzer durchreisenden Fremden ohne alle Schwierigkeit zeige. Ich vermuthete sogleich, daß es die Bildnisse Petrarch's und seiner Laura sein würden, und fand es auch so. Es sind drei Gemälde, die auch schon als bloße Kunstwerke einige Aufmerksamkeit verdienen. Der Besitzer hält sie für Originale aus Petrarchs Zeiten; das sind sie wahrscheinlich nicht, aber gute Kopien gleichzeitiger Gemälde mögen sie immer sein. Mir waren sie an diesem Orte, und bei der Geistesstimmung, in der ich mich befand, ausserordentlich interessant. Petrarch hat die Lorbeerkrone auf, scheint ungefähr 30 bis 40 Jahr alt, und hat ein volles Gesicht. Laura im Profil, ist nicht eigentlich schön, hat aber etwas Sanftes und in ihren schwarzen Augen so wie im Blik, viel Feines und Geistreiches. Sie scheint in in ihrem 16 bis 18ten Jahre gemalt. Sie ist in der Kleidertracht ihres Jahrhunderts; ihre blonden Haare sind in einer Flechte um ihren Kopf gebunden, ungefähr wie man sie in Schwaben und im Elsaß trägt. Das dritte Gemälde ist das Bildniß

einer

einer alten Verwandtin des Dichters, bei der man einige Familienähnlichkeit mit ihm entdekken kann.

Auf dem Rükweg war ich, so wie bei meiner Ankunft im Wirthshaus zu Lisle, noch voll von dem was ich gesehen und empfunden hatte; und ward aus der idealischen Welt, in der ich mich befand, erst durch die ungeheure Rechnung der Wirthinn, die mir mein Bedienter überreichte, vollkommen wieder in die wirkliche zurükgerufen. Die Einbildungskraft dieser Frau scheint während meiner Abwesenheit nicht weniger als die meinige, aber auf meine Kosten, thätig gewesen zu sein; denn sie hatte eine Menge Dinge auf meine Rechnung gesetzt, die ich weder auf dem Tisch gesehen, noch genossen hatte. Ich bezahlte stillschweigend, und setzte dann meine Reise fort. — — —

Marseille. Girtanner.

13.

Berlinisches Denkmahl vier berühmter Weltweisen.

Schon seit geraumer Zeit hat eine Gesellschaft von Verehrern großer Männer einen Plan bekannt gemacht, um vier deutschen Weltweisen der neuern Zeiten ein Denkmahl zu errichten, das zum Beweise der Dankbarkeit ihrer Nachkommen und Zeitgenossen diente, und wo möglich den Geist gleicher Vortreflichkeit in künftigen Zeiten aufweckte. Der Plan ist nur auf eine Zeitlang bei Seite gelegt worden; itzt aber wird dessen Ausführung mit Eifer wieder vorgenommen.

Man

Man braucht es nicht zu wiederholen: daß die deutsche Nazion bisher immer zu gleichgültig gegen ihre vortreflichsten Glieder war; und daß eine Nazion, die ihre großen Männer nicht ehrt, doch bald aufhören muß, große Männer zu haben. — Man braucht es nicht weitläuftig auszuführen: daß Privatstiftungen, wozu jedes Mitglied eines weit ausgebreiteten Volkes beitragen kann, weit besser den Charakter dieses Volkes bezeichnen, und ihm selbst ein ehrenderes Denkmahl sind, als wan Fürsten mit dem Gelde ihres Schatzes thun. — — Beides trift hier ein. Was bedarf es dann weiterer Aufforderung?

Leibnitz, Lambert, Sulzer, Moses Mendelssohn: das sind die Weltweisen, deren vier marmorne Bildnisse an den vier Seiten eines schönen und dauerhaften Obelisks werden angebracht werden. — Die Ankündigung sagt: „Es „werden nun die ächten Patrioten und Schätzer „wahrer Verdienste, denen die aufmunternde „Verewigung großer Männer, die Deutschland „hervorgebracht und gebildet hat, keine gleichgültige Sache ist, nochmals zur Theilnehmung an „diesem wichtigen Werke eingeladen, und um ihre „Unterstützung ersucht. Der künftigen Beschreibung und Abbildung des Denkmahls wird die „Liste derer, bei welchen ihr Gefühl für das Vaterland sich in Thätigkeit geäußert, vorgedrukt „werden.“ — Mit Vergnügen, setzen wir hinzu, werden die Herausgeber der Berl. Monatsschrift die Beiträge zu diesem ehrenden Ehrendenkmahle annehmen und aufs gewissenhafteste verrechnen.

In der Zwischenzeit von der Ankündigung bis jetzt ist man doch auch nicht ganz müßig gewesen. Es sind schon ansehnliche (obgleich noch nicht hinlänglich

(ansehliche) Beiträge von Edlen Deutschen eingeflossen. Unser König Selbst, Dem Weisheit und Deutscher Namen heilig sind, hat, als Privatmann, eine beträchtliche Summe unterzeichnet. Das haben auch mehrere Prinzen des Königl. Hauses gethan. — Von auswärts ist manches eingekommen; worunter namentlich Wien sich beträchtlich auszeichnet. — Ein vorzügliches Verdienst hat sich um diese Sache Herr von Archenholz (itzt in Braunschweig) erworben. Theils durch sein eifriges Sammeln mehrerer Beiträge an verschiedenen Orten; theils aber und hauptsächlich durch seine geistvolle Bekanntmachung in der Litteratur- und Völkerkunde, Jul. 1786, S. 61 folg. „über das patriotische Monument in „Berlin, zu Ehren der deutschen Philosophen: „Leibnitz, Lambert, Sulzer und Moses Mendelssohn.“ Der edelste Patriotismus gab ihm diesen Aufsatz ein. Aufs bündigste zeigt er den Unterschied zwischen lokalen Denkmählern, die der Ausländer gewöhnlich ohne Rührung ansieht, und wobei der Reisende nur die angewandte Kunst betrachtet, und zwischen einer solchen Nazionalunternehmung. — Es sei uns erlaubt, einige Stellen daraus anzuführen.

„Die Unternehmung in Berlin ist die erste und „einzige ihrer Art, nicht allein in Deutschland, „sondern in Europa überhaupt, wenn man Eng„land ausnimmt; sie ist nazional; und nur allein „Personen, die ihren Geiz beschönigen wollen, „können sie aus einem lokalen Gesichtspunkt be„trachten. Ob Berlin durch ein Kunstwerk ver„schönert wird oder nicht, kann dem entfernten„nenden Deutschen, der mit den Preussischen Lan„dern in keiner Verbindung steht, und vielleicht nie

„Hoff-

„Hofnung hat diese schöne Stadt zu sehen, gleich„gültig sein. Allein, wenn dieser Deutsche Be„griffe von den erhabenen Verdiensten jener auf„serordentlichen Männer hat, denen man itzt ein „Denkmahl errichten will; so wird er es für eine „angenehme Pflicht halten, ihrem Andenken einen „thätigen Dankribut zu zollen: wenn auch das „Monument am Nordpol aufgestellt werden „sollte! Welcher Deutsche, der sich die Kultur sei„nes Verstandes ernstlich hat angelegen sein lassen, „kann behaupten, daß er aus den Schriften dieser „Weltweisen nichts gelernt habe? Selbst die noch „lebenden Kolossen unsrer Litteratur, deren Größe „die Nachwelt mit Bewunderung ausmessen wird, „werden sich nicht schämen, einen Leibnitz unter „ihre Lehrer zu rechnen; Leibnitz, der durch seinen „alle Wissenschaften umfassenden Geist selbst in „seiner einzigen Person eine ganze Akademie vor„stellen konnte, und der bei diesem Denkmahl für „seine drei Mitphilosophen fast zu groß ist!

„Diese Nazionalunternehmung wird künftigen „Zeitaltern ein Kriterion sein, wie in Deutschland „am Ende des achtzehnten Jahrhunderts der Pa„triotismus beschaffen war; das heißt: zu einer „Zeit, wo die verachtete, an wenig Orten be„schützte, und an keinem unterstützte deutsche Lit„teratur sich zu einer bewunderungswürdigen „Höhe geschwungen hatte; einen Ruhm, den ihr „alle kultivirte Völker Europens ertheilten, und „wo einige Großen der deutschen Nazion anstin„gen sich nicht ihres Vaterlandes zu schämen.

„Es ist der Wunsch vieler, so wie auch der „meinige: daß die würdigen Vorsteher dieser für „Deutschlands Ehre bei Welt und Nachwelt so wich„tigen

„tigen

„tigen Unternehmung sich Zeit nehmen mögen. „Ihr Entwurf ist nur noch sehr wenigen und in „manchen Gegenden Deutschlands, wie ich aus „Erfahrung weiß, gar nicht bekannt; und er wird „gewiß noch von vielen Patrioten gehörig beher„zigt werden, denen es leid sein müßte, in einer „solchen Liste ihren Namen zu vermissen. Sollte „eine so große, ausgebreitete, und nicht arme Na„zion, wie die Deutsche ist, bei einem so rühmli„chen Entwurf wohl unthätig sein? Und ist man „nicht zu der Hofnung berechtigt, daß reichliche „Beiträge aus allen Kreisen Deutschlands die „Vorsteher in Stand setzen werden, ein Denk„mahl zu errichten, das sowohl an Kunst als an „Pracht, dem Ruhm der verherrlichten Weisen „entsprechen müßte?“

Wir setzen nur hinzu: daß die Gesellschaft der Unternehmer itzt mit einem für die Sache höchst wichtigen Mitgliede vermehret ist: Hrn. Geh. Rath Langhans, der als Kunstkenner und Architekt den bewährtesten Ruhm hat, und der seit einiger Zeit an der Zeichnung und dem Plane des Monuments arbeitet. — Hiervon, so wie von den bis itzt eingelaufenen Beiträgen, und den andern nöthigen Umständen, werden wir unsern Lesern nächstens genauere Nachrichten vorlegen.

Berlin, den 25. Oktober 1788.

Die Herausgeber.

14.

Berechnung der im 13ten Quartal des Kirchenjahres $178\frac{8}{9}$ in Berlin Gebornen und Gestorbenen.

Wochen	Geboren		Gestorben			
					Kinder.	
	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.	Männl.	Frauen	Männl. Geschl.	Weibl. Geschl.
Vom 24. bis den 30. Mai.	55	49	23	26	28	18
v. 31 Mai bis 6. Junii	61	52	22	30	23	25
v. 7. — — 13. —	44	57	28	17	24	21
v. 14. — — 20. —	38	51	16	21	24	23
v. 21. — — 27. —	59	44	24	26	26	26
v. 28. Jun. — 4. Julii	49	48	26	28	26	32
v. 5. — — 11. —	42	42	26	21	29	23
v. 12. — — 18. —	47	49	20	18	30	38
v. 19. — — 25. —	35	43	17	20	41	28
v. 26. Jul. — 1. Aug.	57	37	16	22	41	27
v. 2. — — 8. —	53	47	34	18	32	31
v. 9. — — 15. —	38	42	26	14	18	17
v. 16. — — 22. —	37	45	24	24	22	23
	615	606	302	285	364	326
Summa	1221		1277			

Unter den Gebornen sind 14 Paar Zwillinge. Ferner 58 uneheliche Söhne und 57 Töchter; zusammen 115.

Geboren sind 1221 und gestorben 1277, also 56 mehr gestorben als geboren.

Berlinische Monatsschrift

1788.

Zwölftes Stük. Dezember.

I.

Verwünschung eines Knoblauchgerichtes.

(Horazens dritte Ode des fünften Buches.)

Wer mit verruchten Händen je den alten Hals
Dem eignen Vater umgedreht,
Der esse Knoblauch, schädlicher als Schierlingssaft!
O Landvolk! dein Gedärm ist Stahl.
Was tobt in meinem Eingeweide für ein Gift!
War dieses Kraut, das mich betrog,
In Vipernblut gesotten? oder richtete
Kanidia die Speise zu?
Wenn sich Medea von der Argonauten Schaar
Dem schönen Führer Jason weiht,
Der Stiere, die kein Joch erdulden, zähmen soll,
Salbt sie mit diesem Saft ihn ein;
Mit diesem tränkt sie für das Kebsweib ein Geschenk,
Und fleugt, gerächt, mit Drachen fort.

15 Solch eine Hitze sandten die Gestirne mit
Dem lechzenden Apulien;
So rasend brauchte dein kraftvollen Herkules
Das Opferkleid die Schultern nicht. —
Dein Mädchen strafe dich, Mäcenas, wenn dich je
— — Nach solcher Kost gelüsten wird.
Sie wehre deinem Kuß mit vorgeworfner Hand,
Und rück im Bette weg von dir!

Anmerkungen.

Die Eßlust zu reizen und den Geschmack am Weine zu erhöhen, bedienten sich die leckerhaften Römer einiger scharfen Speisen, und unter andern auch des Knoblauchs. Weil dieses dem Horaz nicht wohl bekommen war, oder auch von Natur zuwider seyn mochte, so verwünscht er ihn in dieser scherzhaften Ode.

Einige haben aus dem Beyworte jocosus, welches er am Ende seinem Wirthe giebt, schließen wollen, Mäcenas habe dem Horaz, dessen Ekel vor dem Knoblauch er kannte, dergleichen Gericht vorsetzen lassen, seinen Scherz mit ihm zu treiben: allein ein solcher Scherz wäre eben nicht der artigste gewesen, auch würde ihn der feinste unter den Dichtern gewiß nicht durch ein wohl ausgearbeitetes Gedicht verewigt, noch seinen Umgang mit dem Mäcenas in ein solches Licht gestellt haben, worin ihn die Welt eher für einen Lustigmacher, als für einen wahren Freund dieses Herrn erkannt hätte. Es ist also nichts übrig, als das Beywort jocosus, für einen Freund der Scherze mit dem Frauenzimmer zu erklären: ein Beywort, das bey den Lateinern oft so viel zu sagen scheint, als bey uns das Wort galant. Ein so galanter Mann muß keinen stinkenden Knoblauch essen, und wenn er sich nicht enthalten kann, seinen Gaumen damit zu reizen, so müsse er bey den Schönen dafür büßen.

B. z.

V. 3. (Knoblauch, schädlicher als Schierlingssaft.) Horaz mußte so gut wie jedermann, daß der Schierling ein wirkliches Gift, der Knoblauch aber so wenig giftig war, daß er fast täglich das Zugemüse des Landmanns ausmachte. Auch sagt Virgil:

Thestylis stampft schon ihren von unerträglichem Saft
Lechzenden Schnittern Knoblauch und Quendel, stark riechende Kräuter.

Diesem Einwurfe kömmt unser Dichter dadurch zuvor, daß er sogleich hinzusetzt, die Schnitter hätten außerordentlich harte Eingeweide. Und hierauf fährt er fort, die Wirkung dieser Speise auf einen zärtlichern Magen durch Vergleichungen zu beschreiben, die von übernatürlich brennenden Dingen hergenommen sind.

V. 6 — 8. War dieses Kraut . . . in Vipernblut gesotten? oder richtete Kanidia die Speise zu?) Die Speisen, die Kanidia zurichtet, sind noch giftiger als Vipernsaft. Die Zauberkünste dieser verbuhlten und grausamen Giftmischerinn hat unser Dichter in der fünften und siebzehnten Ode dieses fünften und in der achten Satire des ersten Buchs weitläuftig gerüget und mit Fleiß übertrieben. Hier giebt er ihr nur im Vorbeygehen einen Schlag mit der Geißel.

V. 9 — 12. Wenn sich Medea von der Argonauten Schaar dem schönen Führer Jason weyht, . . . salbt sie mit diesem Saft ihn ein.) Als Jason, der fabelhaften Geschichte zufolge, dem Könige zu Kolchis das vom Phryxus bey ihm niedergelegte goldene Vließ abfodern sollte, verliebte sich Medea, die königliche Tochter, in seine schöne Person, und gab ihm eine gewisse Salbe, womit er sich und seine Waffen bestreichen mußte. Diese Salbe machte die feuerschnaubenden Stiere, mit denen er einen gewissen, dem Mars geheiligten Acker, umpflügen mußte, so zahm, daß er ihnen ein Joch anlegen und nachher den gepflügten Acker mit gewissen

Gemahlinn des Mäcenas, nicht eifersüchtig machen, und den Ehefrieden nicht stören. Daß er aber die Terentia selbst mit dem Worte gemeint haben sollte, wie einige glauben, ist nicht wahrscheinlich; er würde es sonst deutlicher gesagt, und alsdann nicht Ursache gehabt haben, das schöne Gedichtchen zu unterdrücken.

Noch eine Anmerkung wird hier nicht am unrechten Orte stehen. Das Beywort jocosus, welches im Texte dem Mäcenas gegeben wird, hat einen Nachfolger des Bentley zu folgender Muthmaßung Anlaß gegeben. „Horaz hatte hiemahls zweifel geschrieben: At si quid „unquam tale concupiveris: gulose Maecenas! Wenn „dich, o du Gaumsüchtiger, jemahls nach dergleichen „gelüsten sollte. Dieses gulose, welches hier so viel als gulae delicatior, von leckerhafter Zunge sagen „will, hat irgend ein Grammaticus in dem Verstande „genommen, den es sonst auch hat, nehmlich als ob „es vorax, gefräßig hieße; und es folglich für zu grob „und für einen offenbaren Fehler des Abschreibers erklärt, und es getrost in jocose verwandelt, welches „sich aber zu dem Worte concupiveris nicht so gut „schickt, als unser endlich wieder hergestelltes gulose." So weit die Muthmaßung des Kunstrichters. Wenn wir das Wort jocosus so erklären, wie im Anfange dieser Anmerkungen geschehen ist, so bedarf der Text keiner Verbesserung.

Ramler.

2.

Ueber den neuesten Finanzzustand Frankreichs.

(Fortsezung; man s. Novemb. S. 399.)

V.

Meine Vermuthung: Nekker würde bei der ersten Sitzung des wieder zurükgerufenen Parlements Edikte registriren lassen, die seinen Interimsplan deutlicher entwikkelten, als das Arret vom 14. Septemb. (s. Nov. S. 425), ist nicht eingetroffen. Noch ist für das Publikum das Neckersche Interimssystem nicht deutlich dargestellt. Man muß sich in der That hierüber verwundern. Der Mann, der dem Könige bei Uebernahme der Finanzverwaltung sagte: Sire! le mal est grand, mais les ressources sont encore plus grandes; sollte der nicht diese Hülfsmittel schon gekannt haben; und war er nicht bei der großen Krisis verbunden, diese Hülfsmittel nicht nur anzuwenden, sondern auch öffentlich bekannt zu machen? Warum spricht er also nicht?

Man hat zwar in den Zeitungen von verschiedenen Mitteln geredet, deren sich Nekker bis itzt bedienet hat, um baares Geld in den Tresor zu bekommen; allein, wenn man sie auch nur obenhin

betrachtet, ſo findet man gleich, daß dieſe reſſources ne ſont pas plus grandes que le mal.

Das Hülfsmittel, den Hafenbau in Dünkirchen bis auf beſſere Zeiten einzuſtellen, habe ich ſchon in meiner vorigen Bemerkung (Nov. S. 424) beleuchtet.

Man hat ferner erzählt: die Generalpächter hätten eine Summe von anderthalb Millionen in den Treſor abgeliefert. Dies iſt etwas; ich zweifle aber an der Wahrheit dieſer Nachricht. Nekker wird ſich, nach meinen Begriffen, ſchwerlich der Maſchine der Generalpächter bedienen, um Geld für den Treſor zu erhalten; — weil er dadurch ein ſtillſchweigendes Bekenntniß ablegen würde: daß der Kredit der Generalpächter größer wäre, als der Kredit des Mannes, der an der Spitze des Franzöſiſchen Staatsvermögens ſtehet. Und wenn er ſich ja des Kredits jener Pächter bedienen wollte, ſo würde er ihn doch gewiß ſtärker als um die elende Summe von anderthalb Millionen angeſtrengt haben. Iſt etwas an dieſer Nachricht; ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die Generalpächter einen Theil von den im Treſor vorgefundnen Reſkriptionen (Nov. S. 410. Nr 1) bis auf die Summe von anderthalb Millionen diſkomptirt haben.

Man hat erzählt: Nekker habe die bei den übrigen Departementern vorgefundnen Kaſſenbeſtände dort weggenommen, und in den Treſor gebracht; namentlich ſoll er ſieben Millionen bei dem Kriegsdepar-

departement, und fünf Millionen bei dem Seeetat zu diesem Behuf gefunden haben. Lag dies Geld bei den genannten Departementern müßig, und sind durch diese Operation keine nöthige Auszahlungen bei denselben ausgesetzt worden; so ist gegen die Operation nichts zu sagen. Sie ist vielmehr gut; und sie kann nicht eher unthätig werden, als, wenn Nekker zu der Zeit, wenn die jenen Departementern obliegenden Zahlungen eintreffen, ihnen diese entlehnte Summen nicht wieder erstattete.

Man schreibt ferner in den Zeitungen: Nekker selbst habe sein ganzes Vermögen in den Trésor gegeben. Dies ist gut; es thut mir aber um Nekkern leid, daß er diese Handlung, die eben so gut ihren Grund in Eigennutz, als in Patriotismus haben kann, so sehr ausposaunt. Und, wenn gleich die Pariser ihrem neuen Finanzminister darüber vergöttern, daß er die so treffliche Sentenz gesagt hat: que, lorsqu'on risque son repos et sa santé, on peut bien encore risquer son argent; so findet der unbefangene Beobachter in diesem Ausspruch doch wohl nichts als einen hohen Grad von Eitelkeit und Selbstlob. Nekker opfert seine Ruhe und seine Gesundheit auf. Aber war es nicht sein freier Wille? War nicht dieser Triumpf, den Nekker in den letzten Tagen des Augusts hatte, sein einziger Wunsch? Hatte er diesen Triumpf nicht durch ein feines Spiel von tausend auf diesen Endzweck

gvichtsten Ursachen bewirken helfen? Nekker wagt sein Vermögen, indem er es dem Staat leiht. Hat Nekker diesen Satz, als er ihn sagte, wohl recht bedacht? Uebernahm er wirklich die Verwaltung der Finanzen mit der innern Ueberzeugung von hinreichenden Hülfsmitteln, so wie er es öffentlich behauptete; wie kann es denn etwas wagen, wenn er sein ganzes Vermögen und seinen ganzen Kredit zum Nutzen des Staats verwendet? Wagt er aber hiebei wirklich etwas; wie konnte er denn behaupten, daß die von ihm gekannten und dem König so hoch angepriesenen Hülfsmittel so überwiegend wären?

Endlich schreibt man, Nekker behalte neun bis zehn Millionen auf ein Jahr im Tresor zurük, die sonst als bestimmter Gehalt an die allgemeinen und besondern Einnehmer der Königl. Gefälle hätten bezahlt werden müssen. Dies ist gut; allein weil diese Operation ein ganzes Jahr fortdauert, so kann man auf jeden Monat nicht füglich mehr als eine Ersparung von höchstens Einer Million rechnen.

Dies sind alle bisher bekannt gewordenen Hülfsmittel, die Nekker gebraucht hat, um dem Mangel im Tresor abzuhelfen; und wegen welcher er sich berechtigt hielt, den König am 14. Sept. versprechen zu lassen, daß alle Auszahlungen des Tresors in baarem Gelde geschehen sollten. — Wir wollen nun sehn, ob diese Hülfsmittel grösser sind als das Uebel; wir wollen sehen, ob Nekker mit Sicherheit

das

das Arrêt vom 14ten Sept. entwerfen und publiziren durfte?

Wie groß war das Uebel, als Nekker die Finanzen übernahm? — Dies kann ich zwar nicht genau angeben. Ich will indessen meine Muthmaßungen dem Leser mittheilen. Das Defizit des Jahres 1788 betrug, nach dem Compte rendu vom April dieses Jahres, 168 Millionen. Ich will annehmen, es sind durch die Anleihe und durch die andern jetzigen außerordentlichen Einnahmen 68 Millionen zusammengebracht; so bleibt ein Defizit von 100 Millionen. Ich will zum Ueberfluß auch noch dieses halbiren, um Nekkern ja nicht Unrecht zu thun; und so wollen wir annehmen, daß gerade 50 Millionen gefehlt haben. Der Mangel dieser 50 Millionen war also das Uebel, was er fand; und wogegen er Hülfsmittel zu haben behauptete.

Wir wollen nun die uns bekannt gewordenen Hülfsmittel schätzen. Diese sind:

1) Der unterbrochene Hafenbau von Dünkirchen. Darauf rechne ich Eine Million.

2) Die von den Generalpächtern vorgeschossene Summe von anderthalb Millionen.

3) Zwölf Millionen vom Kriegs- und Seeetat.

4) Nekkers Vermögen und Kredit, welche beide Artikel ich zu vielleicht fünf Millionen anschlagen will.

5) Die eingehaltnen Gehalten der Einnehmer, welche neun bis zehn Millionen gewürdigt werden.

Dies

Dies zusammen macht eine Summe von 24 bis 30 Millionen aus.

Das Uebel also ist 50, die Hülfsmittel sind 30. Wie konnte Nekker denn behaupten: que les ressources sont plus grandes, que le mal? —

Nekker wußte, daß die Stände nicht eher als im Januar 1789 zusammenkommen würden, daß folglich die von den Ständen zu erwählenden Maaßregeln vor der Mitte des künftigen Jahres nicht wirken konnten. Er mußte also wissen, daß sein Interimsplan das Defizit des Tresors bis in die Mitte des künftigen Jahres decken müsse. Er wußte, dies Defizit betrage wenigstens 50 Millionen; er konnte berechnen, seine Hülfsmittel würden höchstens nur 30 Millionen herbeischaffen, ja wenn sie ein ganzes Jahr hindurch dauren sollten, vielleicht nicht mehr als 10 bis 15 Millionen ausmachen. Wie konnte der Mann also am 14 Sept. so dreist der Nation bekannt machen: daß alles in baarem Gelde bezahlt werden solle?

Es thut mir um Nekkers Ruf leid. Er besitzt unstreitig Kenntnisse; er hat sich Verdienste um den Staat erworben: ich halte ihn itzt noch für den einzigen, von Frankreichs bekannten Staatsbedienten, der die Finanzen dieses Königreichs in Ordnung bringen kann; ja ich glaube, daß er sie mit Hülfe der Stände in Ordnung bringen wird. Wie Schade ist es, daß dieser geschickte und verdiente Mann sich von Eitelkeit hat verblenden lassen, daß er in dem

dem Taumel von Vergnügen über seine Erhebung sich zu Aeußerungen hat verleiten lassen, die ganz ohne Grund sind; und daß er durch diesen nehmlichen Taumel sich zu dem noch unverzeihlichern Schritt hat verführen lassen, durch den König etwas an die Nation zu versprechen, was — er nicht erfüllen kann!

Denn leider haben die gestrigen Briefe aus Paris die Nachricht eingebracht: daß etliche Zahlungen, die im Oktober fällig waren, schon auf ein ganzes Jahr, mit 5 Prozent Zinsen ausgesetzt sind. Nekkers Kredit also ist dahin; und Nekker erklärt durch diese Operation den Trésor eben so insolvent, als sein Vorgänger durch das Arrêt vom 16 August. — — Es ist daher ganz natürlich, daß die öffentlichen Fonds noch mehr fallen. Dadurch steigt natürlich der Zinsenfuß; und dadurch werden alle neue Anleihen sehr kostbar und lästig für den Staat gemacht. Welche betrübte Aussicht für den großen Nekker!

Ich behaupte nicht, daß es ein Anderer besser gemacht hätte. Vielleicht ist das Uebel so groß, daß keine schleunige Hülfe möglich ist. Ich glaube vielmehr, daß Nekker alles gethan hat, was itzt für Frankreichs Kräfte, und für des Finanzministers Fähigkeiten möglich war. Aber ist dies, und mußte Nekker dies wissen: so mußte er nicht sagen, daß seine Resourcen überwiegend wären — so mußte er nicht sagen, daß alle Zahlungen in baarem Gelde

erfol

erfolgen würden. Nekker kann nunmehr, nach meinen Begriffen, den Vorwurf von Leichtsinn, von Eitelkeit, von übermäßigem Zutrauen zu sich selbst niemals von sich ablehnen.

Berlin d. 23. Oktobr. 1788.

VI.

Aus den gestern angekommenen Altonaer Zeitungen habe ich eine neue von Nekkern gebrauchte Ressource kennen gelernt, nehmlich: ein Darlehn von 6 Millionen, welches die 120 Notarien von Paris gegen 6 Prozent an jährlichen Zinsen dergestalt bewilligt haben, daß diese ganze Schuld getilgt und abbezahlet ist, wenn die versprochnen 6 Prozente 27 Jahre hinter einander richtig abgeführet werden.

Dagegen habe ich nichts einzuwenden; indessen kann ich die Betrachtung über die von Nekkern gemachten Hülfsmittel nicht endigen, ohne noch eine allgemeine Bemerkung hinzuzufügen. Diese besteht darin: daß alle diese Hülfsmittel gezwungen sind, und der durch Nekkers Eintritt in das Ministerium angeblich wiederhergestellte Kredit der Französischen Finanzverwaltung noch nicht so gegründet gewesen ist, daß Nekker zu beträchtlichen freiwilligen Beiträgen sich hat Hofnung machen können. Der Beitrag der Generalpächter ist wohl nicht freiwillig zu nennen. Das zurükgehaltene Gehalt der Einnehmer ist schwerlich von freien Stükken geschehen. Der aufgeschobne Hafenbau von Dünkirchen

kirchen ist ein durch die Noth veranlaßter Machtspruch. Das Wegnehmen der für die Armee und die Flotte bestimmten Fonds ist ein Machtspruch. Das Darlehn der Notare scheint ein gezwungener Beitrag zu sein. Und wenn Nekker den durch sein eignes Vermögen gemachten Beitrag selbst eine Aufopferung nennt, und ihn mit der Aufopferung seiner Ruhe und Gesundheit in Parallel stellt, kann man ihn alsdann für ganz freiwillig halten? — Diese Bemerkung ist ein starkes Argument gegen Nekkern. Ich tadle zwar diese Hülfsmittel im Ganzen nicht; da ich aber noch gar keinen freiwilligen Beitrag kenne, den Nekker im Trésor erhalten hätte, und da bis itzt noch kein Arrêt oder Edikt erschienen ist, wodurch freiwillige Zuflüsse in den Schatz die erforderliche Form erhalten hätten, so muß von folgenden Fällen einer oder auch mehrere Statt haben. Entweder ist das metallische Vermögen Frankreichs nicht so groß, als Nekker es angegeben hat; oder das Zutrauen zu Nekkers persönlichen Eigenschaften in Absicht der Finanzverwaltung ist nicht gegründet genug, um die Kapitalisten zu freiwilligen Beiträgen zu bewegen; oder es ist schon eine Partei vorhanden, die unter der Hand den Nekkerschen Maaßregeln entgegen arbeitet, und nur auf einen günstigen Zeitpunkt wartet, um den neuen Finanzminister wieder zu stürzen. Die Zeit wird uns hierüber wohl die näheren Aufschlüsse geben.

VII.

So schwer es auch ist, über den eigentlichen Plan, nach welchem Nekker bis itzt zu Werke gegangen, in der Ferne und bei so wenig bestimmten Nachrichten, als ich habe, richtig zu urtheilen: so will ich doch meinen Lesern eine Hypothese vorlegen, die ich mir selbst, nach den mir bekannten Datis, gemacht habe; und ich überlasse es dem Urtheil der Kenner, ob daraus Nekkers Betragen zu erklären ist.

Nekker mußte einsehen, daß alle Kunstgriffe eines Bankier bei der gegenwärtigen Krisis unzureichend waren, um Geld in den Tresor zu schaffen. Das herrliche Gebäude von blühendem Kredit, das Nekker bei seiner ersten Administration nach den feinsten Maximen eines erfahrnen Bankiers aufgeführt hatte, war ganz eingestürzt; und dieses aus den Trümmern wieder zu erheben, erforderte mehr Zeit als ihm itzt vergönnt war. Es blieb ihm also kein ander Hülfsmittel übrig, als seine Zuflucht zur Nation selbst zu nehmen. Erkannte die Nation die bisher angeschwollnen Schulden für wahre Nationalschulden, und faßte sie den Entschluß, die bisher von Seiten des Staats eingegangnen Verbindlichkeiten als eine Sache der ganzen Nation anzusehen: so war Nekkers Aufgabe aufgelöst; und es kam nur noch auf die Debatten an, wie die neuen Auflagen vertheilt werden sollten, und welche Sicherheit die Nation verlangen würde, daß die

Herren

Herren Minister die ihnen bewilligten Fonds auch zu keiner andern als zu der bestimmten Absicht verwenden würden. Daß dies das einzige wahre Hülfsmittel für Frankreichs zerrüttete Finanzen war: hatte Calonne eingesehen, hatte der Prinzipalminister begriffen, und Nekker setzte den Zutritt der Nation ebenfalls sogleich als den ersten Grundsatz fest, ohne den nichts zu machen sei.

Die bisherigen Minister, die nicht recht rein in ihrem Gewissen waren, und sich mit Recht vor den gerechten Vorwürfen einer ganzen Nation fürchteten, hatten die Versammlung der Stände immer von Zeit zu Zeit verschoben. Nekker aber, der sich noch rein wußte, der sich mit dem Zutrauen des Volks schmeichelte, und sich wahrscheinlich für den Mann hält, der durch seinen Verstand, seine Kenntnisse, und seinen blumenreichen sentenzvollen Vortrag den Verstand der versammleten Deputirten nach seinen Absichten lenken wird, der vielleicht von dem ersten Feuer der erhitzten Leidenschaft Gebrauch zu ziehen hofte, — Nekker, sage ich, hatte nichts wichtigers vorzustellen, als daß die Nation noch eher, als vorher beschlossen war, zusammenkommen mögte. Er wollte wahrscheinlich durch diese angerathene Beschleunigung der Zusammenkunft der Stände der Mann des Volks werden, und dadurch das Volk für sich einnehmen.

So geschwind aber auch die Stände zusammenberufen werden sollten; so mußte doch bis dahin Rath geschaft werden. Wahrscheinlich wußte Nekker nicht, wie er dies anzufangen habe; denn er, für seine Person, — man mag auch sagen, was man will — konnte doch keine andere Operation vornehmen, als Machtsprüche und Bankiergeschäfte. Machtsprüche wollte er nicht in Absicht des ganzen Volks thun; und die Kunstgriffe des Bankier Nekker konnten auch von keiner sonderlichen Wirkung sein. — Mithin dachte er sehr weislich aus, daß die Parlemente für ihn eine brauchbare Maschine abgeben würden, um Geld herbeizuschaffen. Der Zeitpunkt schien ihm sehr günstig zu sein, das Zutrauen dieser Gerichtshöfe zu gewinnen. Sie waren aufgehoben; und Nekker glaubte, daß sie ihm ewig verbunden sein müßten, wenn er ihre förmliche Wiederherstellung bewirkte. Er schmeichelte sich, sie würden wegen dieser großen Gefälligkeit, die er ihnen itzt bezeigte, sich ihrer Seits bewogen finden, seine ehemaligen Angriffe gegen sie ganz zu vergessen; und die ehemals dadurch verursachte Feindschaft würde itzt in Gewogenheit, Zutrauen und Harmonie verwandelt werden. Daher bewog er den König, die Parlemente wieder in ihre vorigen Rechte einzusetzen. Wahrscheinlich wollte er mit Hülfe des Parlements eine Finanzoperation, die bald Geld schaffen sollte, durchsetzen; und vielleicht setzte er deshalb sein Ar-

ret vom 14. Sept. nur vorläufig in so schwankenden Ausdrükken auf, um das Bestimmte, das Treffende, das Wirksame unter Auktorität des Parlements bekannt zu machen.

Diese Maschine muß ihm aber wahrscheinlich fehlgegangen sein. Der König hat nichts von den Finanzen an das Parlement ergehen lassen; und das letztere folglich bis jtzt auch von den zerrütteten Finanzen keine Notiz genommen. Ich halte es für wahrscheinlich, daß Nekker mit den vornehmsten Gliedern des Parlements Rüksprache darüber genommen: ob das Parlement Schwierigkeit machen würde, Finanzedikte, die gleich Geld verschaffen sollten, zu registriren? Vermuthlich aber hat Nekker keinen guten Willen bei dem Parlemente entdekt; und es unterblieben also die Edikte und Anordnungen.

Auf die Art fiel der Beistand der Parlemente weg; und es blieb Nekkern, bis zur Versammlung der Stände, nichts übrig, als sich selbst zu helfen. Er für seine Person konnte nichts bringen, als sein Vermögen und seinen Kredit. Durch sein Amt konnte er gezwungene Darleihen bewirken; und so lange er dies bei solchen Personen und bei solchen Anstalten that, die von ihm abhingen, und über die er befehlen konnte; so war daraus keine sonderlich nachtheilige Erschütterung zu besorgen. Es müssen aber auch diese Hülfsmittel unhinlänglich gewesen sein; denn bereits hat Nekker, wie

schon angeführet ist, die Rückzahlung eines Theils der im Jahr 1783 aufgenommenen Kapitalien, welcher im itzigen Oktober fällig war, verweigert und auf ein ganzes Jahr hinausgesetzt. Vermuthlich sind noch mehr Machtsprüche dieser Art vorgefallen, die ich aber bis itzt noch nicht erfahren habe. Daß dies ein harter Schritt ist, haben wir vorhin schon gesehen; und er ist desto härter, weil das Publikum davon gar keine öffentliche Anzeige erhalten hat, sondern die Inhaber dieser Forderungen schlechtweg bei dem Tresor abgewiesen worden.

Nekkern muß jedoch die Zeit zu lang werden, um die Stände abzuwarten; und er bringt daher eine neue Interimsmaschine vor, der er sich wahrscheinlich bedienen will, um Geld zu erhalten. Dies ist die Versammlung der Notabeln, die am 7. November erfolgen soll. Wir wollen also diese Erscheinung abwarten; ich gestehe jedoch offenherzig, daß ich mir davon wenig Trost für Nekkers Interimsverwaltung verspreche. Erhält er indeß auch nur das dadurch: daß die Ordnung, wie die Stände sich versammeln und ihre Berathschlagungen anstellen sollen, vorläufig festgesetzt wird, (wie dies der öffentlich angegebene Grund zur Versammlung der Notabeln ist); so hat er in der That schon viel gewonnen. Die Stände brauchen alsdann nicht ihre ersten Sitzungen mit Zänkereien über die Form zu verschwenden, sondern kön-

können gleich mit der Materie anfangen. — Ob aber die Notabeln die zu diesem Endzwek erforderlichen Schlüsse mit der so nöthigen Einigkeit fassen werden; ob nicht der Geist der Intrige und Kabale sich in ihre Versammlung einschleichen wird; ob nicht Nekkers Gegenpartei dadurch das Uebergewicht erhalten dürfte; und ob so nicht vielleicht eine neue Revolution im französischen Finanzministerium bewirkt werden könne: darüber wird die Zeit den Ausspruch thun.

Nach allem bisher gesagten wäre also folgende Vorstellung von dem Plan des Finanzministers zu fassen.

1) Nekker hat deutlich eingesehn, daß ohne Zutritt der Nation keine wahre Hülfe zu erwarten sei.

2) Er hat gefühlt, wie schwer es ihm werden würde, die Sachen in leidlichem Gang bis zur Versammlung der Stände zu erhalten, und hat daher die Zusammenberufung beschleuniget.

3) Er sah ein, daß alle Hülfsmitttel, die er als Bankier, und als Generalfinanzdirektor anwenden konnte, — ohne daß Machtsprüche angewendet werden sollten, die das Publikum träfen — unzureichend wären.

4) Er suchte daher das Parlement in das Spiel zu ziehen; — und, wie ihm dies fehlschlug, so bewirkte er,

5) Daß die Notabeln schleunigst zusammenberufen wurden; wodurch er wenigstens die Schlüsse

der versammelten Stände, wodurch allein Hülfe gebracht wird, beschleunigen wollte.

6) Da aber der Mangel an Geld so groß war, daß er mit allen seinen Hülfsmitteln nicht einmal bis zur Versammlung der Notabeln ausreichen konnte, so mußte er seine Zuflucht zu eben den Mitteln nehmen, die das vorige Ministerium den 16. August beschlossen hatte; das heißt: er mußte mehrere Zahlungen auf ein ganzes Jahr hinaussetzen.

Ob nun die Verwirrung, bis zur Zusammenkunft der Stände im Jänner, noch mehr zunehmen wird; und welche fernern Maaßregeln Nekker mittlerweile ergreifen wird, um nicht völlig mit dem Tresor Bankerot zu machen: wird uns die Zukunft zeigen.

Den 28. Oktobr.

VIII.

Seitdem ich obige Bemerkungen niedergeschrieben, sind noch folgende Nachrichten aus Frankreich mir bekannt geworden.

1) Die Zünfte von Paris haben ein Darlehn von 4. Millionen bewilligt; welches ihnen nach und nach wird zurükgezahlet werden. Auch dieses Darlehn scheint kein freiwilliges zu seiN.

2) Nekker soll das Defizit des itzigen Jahres auf 80. Millionen gesetzt haben. Wenn ich nun alle bis itzt bekannte Hülfsmittel nach dem höchsten

sen Anschlag rechne, so kommen 40. Millionen heraus. Mithin ist bis itzt das Uebel noch gröſser, als die dagegen vorhandnen Hülfsmittel.

3) Die fälligen Leibrenten werden bis itzt in baarem Gelde bezahlt; aber sehr langsam; und es werden diejenigen, die ihre Renten abhohlen wollen, oft abgewiesen und auf eine andere Zeit bestellt.

4) Die öffentlichen Fonds sind noch im Fallen; und dies mag wohl die Ursache sein, warum Nekker bis itzt noch mit keinem öffentlichen freiwilligen Darlehn zum Vorschein kommt. Er will nicht gern lästige Bedingungen eingehen; und wenn er das bei dem itzigen hohen Stand des Zinsenfuſses nicht thut, so bekommt er kein Geld. Die Zeitungen sagen zwar, er habe die bisher geborgten Summen zu niedrigen Zinsen erhalten. Allein, wenn man sich erinnert, daſs alle diese Darlehne erzwungen sind; so kann man daraus keinen Schluſs auf den wiederhergestellten Kredit machen. Es ist sogar der Natur der Sache nach unmöglich, daſs Nekker anitzt zu niedrigen Zinsen borgen könne. So lange ein Kapital von hundert Thalern, das fünf Thaler Zinsen bringt, mit achtzig Thalern verkauft wird, wie dies itzt der Fall in Frankreich bei den königlichen Effekten ist; so lange kann kein Finanzminister auf den Kredit des Staats Geld bekommen, wenn er nicht über sechs vom hundert an jährlichen Zinsen geben will. Denn der

Geldbesitzen erhöhe ja diese hohen Zinsen, wenn er alte königliche Obligationen aufkauft. Was sollte ihn denn bewegen, neue Obligationen an sich zu bringen, die ihm geringere Zinsen gewährten?

d. 5 November.

IX.

Die gestern angekommne Leidener Zeitung enthält einen Artikel aus Paris vom 20 und 24. Oktober, worin verschiedene Punkte vorkommen, die ich zu meiner Absicht anzeigen, und mit wenigen Worten erörtern werde.

1) Man scheint darüber in Paris schon unzufrieden zu sein, daß den Notablen das Recht zustehen soll, die Form zu entscheiden, in welcher sich die Stände versammlen werden. Dies ist für Nekkern nicht gut; denn wenn dies Mißvergnügen von seiner Gegenpartei genutzt wird, so wird der Gegenstand desselben die erste Materie werden, worüber die Stände in Uneinigkeit gerathen. Und ist wohl etwas heilsames von einer Versammlung vieler unter sich uneiniger und dadurch gegen einander erhitzter Köpfe zu erwarten?

2) Nekker hat das Defizit zwischen 70 und 80 Millionen bestimmt, rechnet aber noch besonders die 54 Millionen, die nach dem Finanzplan von 1788 in diesem Jahr zurükbezahlt werden sollten. Dies heißt auf gut deutsch ausgedrükt: Wenn der Tresor im Jahr 1788 alles leisten soll, wozu er sich verbindlich

bindlich gemacht hat, so fehlen noch 124 bis 134 Millionen. Dies ist aber nicht das gewöhnliche und fortdaurende Defizit; denn, da unter dieser fehlenden Zahl 54 Millionen begriffen sind, die zu Einlösung von Kapitalschulden bestimmt werden, so bleibt für ein gewöhnliches Jahr, wo keine Rükzahlung von vormals erhaltnen Kapitalien ausgesetzt wird, nur ein Defizit von 70 bis 80 Millionen übrig. Diese Bemerkung ist nun zwar ein Trost für die Stände; aber für Nekkers Interimsverwaltung sehe ich darin keine Erleichterung. Auf diese wirkt das volle Defizit von 120 bis 130 Millionen; und die bis itzt bekannten Hülfsmittel betragen gewiß noch nicht 50 Millionen. Also wird Nekker mittlerweile, bis die Stände zusammen kommen, nicht für voll bezahlen können. Und warum — denn auf diesen in der That unverzeihlich unbedachtsamen Schritt muß man immer zurükkommen — warum ließ er also den 14. September öffentlich bekannt machen: der Tresor werde alle ihm obliegenden Zahlungen in baarem Gelde leisten?

3) Man schreibt das Fallen der öffentlichen Fonds den heimlichen Ränken der Aktienspieler zu; und Nekker hat daher die so genannten Agens de change gewarnt, dies Spiel durch ihre Vermittelung nicht zu begünstigen. Ich muß aber gestehn, daß ich bei dem itzigen Fallen der öffentlichen Fonds die Aktienspieler nicht in Verdacht habe. Denn da die Stände schon im Januar 1789. zu-

sammenkommen, und da es doch höchst wahrscheinlich ist, daß die versammelte Nation die Finanzen in Ordnung bringen wird: so ist weit eher Gewinn zu vermuthen, wenn man à la hausse spielt, als à la baisse. Man kann ja auch aus dem Zeitpunkt, da die Fonds während der Neckerschen Administration zu Fallen angefangen, ganz deutlich auf die Ursache schließen, die dieses Fallen bewirkt hat. Als Necker an die Spitze der Finanzen gestellt ward, stiegen die Fonds, und stiegen von Posttag zu Posttag höher im Preis. So wie er aber das Arret vom 14 Sept. heraus gab, fielen die Fonds, und bleiben bis itzt im Fallen. Ist es nicht offenbar, daß das Schwankende und Unbestimmte in diesem Arret das Mistrauen der Nation von neuem erregt hat? — Indessen da das Aktienspiel überhaupt nicht taugt, und der Hang dazu die verderblichste herschende Leidenschaft einer Nation ist; so ist es sehr zu loben, daß Necker dieses Spiel, so viel in seinen Kräften steht, verhindert.

4) Necker hat zu seinen Freunden mit einer für Frankreich beruhigenden Ueberzeugung gesagt: Tout ira bien, si l'on veut s'entendre, s'il regne d'accord; et les François ne m'auront pas alors d'aussi grandes obligations qu'ils se l'imaginent. Dies nenne ich einmal von Herzen gesprochen. So wenig ich sonst von der Sentenzsprache eines Geschäftsmannes und besonders eines Finanzministers halte; so wahr ich es doch itzt Neckern vergeben habe,

wenn

wenn er dieſe ſeine vertraute Aeußerung mit allen Blumen der Redekunſt ausgeſchmükt hätte. Es iſt wahr, ſehr wahr: daß „alles gut gehen wird, „wenn man ſich in Frankreich verſtehet, und wenn „man darüber einig iſt,“ daß man die Ordnung in den Finanzen herſtellen will. Es iſt wahr: daß „die Nation allein„ dazu die Mittel und Kräfte hat; und es würde ein unverzeihlicher Fehler ſein, wenn man „in irgend einem einzelnen Menſchen“ die Hülfsmittel gegen Frankreichs zerrüttete Finanzen ſuchen wollte. Aber wenn es Nekkern gelingt, die Nation zu einem zwekmäßigen und feſten Entſchluß in Abſicht auf die Finanzen zu bringen; und wenn er hernach die Finanzen, dieſem Entſchluß zu Folge, mit der von ihm ſchon bekannten Ordnung und Pünktlichkeit verwaltet: dann wollen wir ihm ſeine Verdienſte nicht ſchmälern. Im Gegentheil, wenn Nekker es bewirkt, daß Frankreichs Stände die bisher angeſchwollnen Staatsſchulden für eine Sache der Nation anerkennen; daß ſie ſich zu ſo viel Abgaben verſtehen, als die Berichtigung der Zinſen, und die nach und nach zu beſorgende Rükzahlung der Kapitalien erfordert; daß ſie eine Ordnung feſtſetzen und garantiren, nach welcher dies ſo verwikkelte Geſchäft betrieben werden ſoll; und wenn Er alsdann dieſen entworfnen und beſchloſſenen Plan, ſo lange er an der Spitze der Finanzen ſteht, ausführt: ſo hat er, meiner Ueberzeugung nach, das gröſte Verdienſt, das eine Privatper-

ſon

son um einen Staat haben kann; — meiner Meinung nach, ein weit größeres Verdienst, als wenn er selbst anitzt 100 Millionen in den Schatz geliefert hätte. Indessen gereicht es Neckern zu wahrer Ehre, daß er sich über das Verdienst, das er sich um den Staat erwerben will, so bescheiden ausdrükt.

Berlin den 6. November 1788.

3.

Ueber die Unparteilichkeit eines Geschichtschreibers.

Man hört so oft bei Gelegenheit der Urtheile, die über die Geschichtschreiber gefällt werden, den Zusatz: der Mann ist für diese oder jene Meinung parteiisch; ohne daß der Begrif, der mit dem Worte Parteilichkeit verbunden wird, bestimmt und genau angewendet scheint. Eine passendere Anwendung des Worts würde nicht allein zu einer richtigern Beurtheilung der Geschichtschreiber, sondern auch im gemeinen Leben zu einer billigern Behandlung aller Menschen, die aus Gründen lebhaft von einer Wahrheit überzeugt sind, führen.

Unparteiisch urtheilen heißt: wenn man sich einer gleich sorgfältigen Erwägung der von beiden Seiten

Seiten vorgebrachten Gründe, ohne Vorliebe für irgend einen Theil, sein Urtheil fällt. Irren kann man bei der größten Unparteilichkeit, man kann Fehlschlüsse begehen, unvernünftig urtheilen. Das kann selbst der völlig unparteiische Richter thun. — Hat er aber einmal sein Urtheil gefällt, so ist er nicht mehr unparteiisch: er hat gefunden, auf welche Seite sich die Wage senkt. So ist also jeder, der urtheilt, parteiisch; und gewöhnlich trift den großen Geschichtsschreiber der Vorwurf der Parteilichkeit am meisten. Tacitus, Gibbon, Hume, sind ihm nicht entgangen: und gerade, weil sie am tiefsten gedacht, weil sie einzelne Begebenheiten nur darum so sorgfältig erwogen, um allgemeine Resultate entweder über Sachen oder Menschen herauszuziehen, darum mußte diese Männer der Vorwurf am stärksten treffen.

Wer die Geschichte eines Reichs, einer merkwürdigen Periode, einer Staatsrevolution, beschreiben will, hat gewiß, ehe er den Entschluß faßte, die Quellen aus denen er schöpfen muß, gekannt. Er weiß, mit was für Menschen und Sachen er es zu thun haben wird. Wenn er Fähigkeit hat, allgemeine Resultate zu ziehen, so ist er bereits lebhaft von dem Nutzen oder Schaden dieser oder jener Grundsätze in dieser oder jener Anwendung überzeugt. Er fühlt das Nachtheilige von gewissen Einrichtungen. — Das System des Denkens ist also geformt, ehe er Schriftsteller

wird;

wird; und gerade, um dies System zu entwikeln, schreibt er, läßt sich die Mühe nicht verdrießen, sich durch uninteressante Begebenheiten durchzuwinden, um aus dem Zusammenhange des Ganzen einige, wenn auch noch so wenige, allgemeine Folgerungen zu ziehen, gewissen populären Irrthümern entgegen zu arbeiten, große Menschen der Vergessenheit oder einer irrigen Beurtheilung zu entreißen.

Es bedarf kaum einer Anmerkung, daß ich weder hier noch im folgenden, den gewöhnlichen sogenannten philosophischen Geschichtsschreibern, von denen vorzüglich Frankreich eine große Anzahl aufzuweisen hat, das Wort reden will. Sehr mittelmäßige Köpfe fallen auch leicht über das Allgemeine her, um ihre kahlen Allgemeinplätze und Reflexionen bei dieser Gelegenheit anzubringen. — Die kältesten trokkenen Chronikenschreiber haben gewiß bei jedem, der selbst denkt, einen ungleich größeren Werth, weil sie doch oft manche zur Menschenkenntniß sehr wichtige Fakta, völlig ungeschminkt, mit der größten Naivetät erzählen, als die deklamirenden Geschichtschreiber, die ohne überwiegende durchgedachte Gründe, einseitig Charaktere und Thatsachen entstellen, und ihre halbwahren, halbfalschen Ideen in hochtönenden Worten ohne Wärme und Licht losdonnern, oder ein seichtes Geschwätz dahergießen. — So wenig, wie ich diesen habe das Wort reden wollen, eben so wenig

brauche

brauche ich wohl zu sagen, wie sich ein Hume, Robertson, Gibbon, Spittler und Andre von jenen unterscheiden. Aber um das Allgemeine war es den letztern doch zu thun, da Gibbon gewiß nicht schrieb um die Folge der 30 Tyrannen, die das Römische Reich unter Gallienus Regierung erschütterten, herzuerzählen.

Jedes gute Buch muß ein Ganzes ausmachen, und zu einem gewissen Zwekke geschrieben sein. — Es ist für den Leser nichts quälender, nichts weniger unterrichtend, als in nur etwas längern Aufsätzen es mit einem Verfasser zu thun zu haben, der nicht urtheilt, der völlig unparteiisch bleibt, das heißt, der Schaden und Nutzen nicht unterscheiden kann. In kleinen Abhandlungen erträgt man wohl den unentschiedenen Sinn des Schriftstellers; allein Möser, der so meisterhaft die Gründe für und gegen eine Sache aufzustellen weiß, dem man es so oft in seinen kleinen Aufsätzen nicht absehen kann, zu welcher Meinung er sich neigt, wird Systematiker, so bald er sich nur etwas weitläuftig über eine Materie verbreitet, so bald er sich in Geschichte einläßt, sobald er über den Zustand der Personen in verschiednen Perioden spricht. Er giebt alsdann scharf und bestimmt das Bild, das ihm vorschwebt, und seine Gründe, warum er sich die Sache so und nicht anders dachte. Er ist alsdann nicht mehr unparteiisch, er dogmatisirt.

Der

Der Geschichtschreiber muß urtheilen. Zwar bei Veränderungen, die so sehr in das Allgemeine eingreifen, so viel Gutes und Böses nach sich gezogen haben, daß schwerlich Menschen sich im Stande fühlen, die Folgen zu übersehen, deren gegenseitige Abwägung nur für höhere Wesen bestimmt zu sein scheint, erläßt man dem Historiker diese Pflicht. Ob die Erfindung des Schießpulvers, die Entdekkung von Amerika u. s. w. überwiegende Vortheile oder Nachtheile für das Menschengeschlecht gehabt haben: darüber mag er immerhin nicht urtheilen, wenn er nur genau den Einfluß solcher Begebenheiten auf beiden Seiten zeigt. Ohnehin sind die meisten dieser Begebenheiten von unabsehbaren Folgen, durch das, was wir Zufälligkeiten nennen, hervorgebracht. Sie sind nicht zu verhindern noch zu befördern. Ihnen kann man nicht, wie den schädlichen Einwirkungen menschlicher Leidenschaften und Einrichtungen, Schranken setzen. — Der vernünftige Endzwek des Studiums der Geschichte ist aber nicht Befriedigung des Gedächtnisses oder einer eitlen Neugier. Wir wollen das, was geschehen ist, wissen, damit das, was geschehen soll, besser werde. In Republiken muß der Einfluß des Geschichtstudiums ungleich größer sein als in den monarchischen Staaten, wo die Geschichte nur für wenige Menschen unmittelbar Lehrerinn des Betragens werden kann; allein immer kann sie auch

hier

hier sehr viel wirken, einen öffentlichen Geist unterhalten, anfeuern, und Menschenkenntniß, vorzüglich Kenntniß der Großen, die nur von einer geringen Anzahl im wirklichen Leben gesehen zu werden das Glük oder Unglük haben, verbreiten.

Wer Geschichte studiert, noch mehr: wer Geschichte schreibt, muß urtheilen, und nimmt daher Partei. Nur ein Mann ohne Urtheilungskraft ist in dem Verstande unparteiisch. Sehr selten sind Thatsachen, die wir im Zusammenhange, in einer Folge mit Ursache und Wirkung ansehen können, so, daß ein reifer Verstand nicht über die Zwekmäßigkeit der gewählten Maaßregeln zu urtheilen im Stande wäre. Freilich haben wir nur über sehr wenige Perioden in der Geschichte vollständige Akten. Manche Vorfälle würden uns ganz anders erscheinen, wenn wir die handelnden Personen selbst abhören lassen könnten. Oft tadeln wir große Männer wegen übel angelegter Plane, wo der Fehler nicht in den Maaßregeln, sondern in der Natur der Sachen lag, wo alles, was man thun konnte, mißglükken mußte, und doch die Umstände zum Handeln zwangen. Von einzelnen Perioden in der Geschichte haben wir jedoch oft sehr vollständige Nachrichten von allen Seiten. Von der neueren Geschichte brauche ich nur die Epoche der Fronde anzuführen, wo wohl wenige selbst der geringfügigsten Umstände einer weiteren Aufklärung bedürften. Auch sieht der scharfsichtige Kopf, der mit

seinen Materialien und mit dem menschlichen Herzen vertraute Geschichtschreiber da Licht, und verbreitet solches, wo bisher alle Andern, die vor ihm die Bahn betraten, in Dunkelheit wandelten. De Pauw hat, seine Hypothesensucht und gewagte Muthmaaßungen abgerechnet, so manche verworrene Gegenstände aufgeklärt, selbst durch seine Uebertreibungen so viel gefruchtet, als Wetzstein zum Denken gereizt, und Veranlassung zu näheren Untersuchungen gegeben. Der bescheidene und behutsame Heyne, der so sorgfältig die Zeugnisse der Alten sondert und abwägt, so ungern vom Einzelnen auf das Allgemeine schließt, wie viel Licht hat er nicht über die verwikkeltsten Einrichtungen der Griechen und Römer verbreitet! Ein gleiches hat Spittler über so manche interessante bestrittene Punkte im deutschen Staats- und Kirchenrechte, und in der Geschichte der einzelnen deutschen Staaten, gethan. Man sieht itzt durch die Bemühungen dieser Männer da etwas, wo man zuvor nichts sah, und wundert sich, daß man es nicht selbst fand, weil ihre Vorstellungsarten, ihre Urtheile, aus der menschlichen Natur, aus den Staatsverfassungen, über die sie schrieben, hergeholt sind.

Der Historiker urtheilt entweder geradezu, oder er bestimmt das Urtheil des Lesers durch die Art, wie er die Sachen zusammen stellt. Es ist unvermeidlich, daß hier nicht zuweilen der eigenthümliche

Geist

Geist des Verfassers durchblikke, daß er nicht hie und da, ganz ohne es zu wollen, die Umrisse schärfer zeichne, als sie sich in der Natur fanden. Man gebe nur genau auf sich selbst Acht, wie schwer es hält, eine nur etwas lange interessante Unterredung, die man führte, einem Dritten wieder zu erzählen. Der ursprüngliche Ton, worin die Sachen gesagt wurden, auf den oft so viel ankömmt, die Gebärden, fallen weg. Die Sache erscheint in einem andern Lichte. Der Schriftsteller ist nun vollends übel daran. Er muß dem Leser bestimmte und deutliche Ideen geben. Zwar wird er da nichts ausmalen, wo ihm hinlängliche Dokumente fehlen; aber doch immer leicht die Farben reiner auftragen, als sie sich in der Natur finden, wo sie gewöhnlich mit unbeschreiblichen Mischungen in einander laufen. Der Augenzeuge sieht, ahndet oft, die unbestimmten Gedanken und Leidenschaften, die die Brust der handelnden Personen durchkreuzen. Der mündliche Erzähler muß diese Gefühle in Worte kleiden, die auf der einen Seite zu bestimmt, auf der andern nicht lebhaft genug sind. Die ersten Ausbrüche der heftigsten Leidenschaften sind meistens stumm. Man sieht nur, man hört nicht. Wer kann solche Scenen beschreiben? Der mündliche Erzähler hat jedoch noch Stimme, Ton, Gebärden; man sieht, wie er fühlt. Der Autor hat allein den todten Buchstaben als Werkzeug. Will er eine zu große Bestimmtheit vermeiden, alles

gehörig entwikkelt, so wird er zu leicht schleppend und matt, und das, was die größte Wirkung hervorbringen sollte, wirkt nichts. Fast unmöglich ist es, daß man von seiner eignen Denk- und Empfindungsart nicht etwas, sei es auch noch so wenig, hinzusetze. Mein Verstand hat die Sachen geprüft, meine Empfindung sie empfunden, meine Imagination sie mir vorgemalt. Je empfänglicher der Verfasser für die verschiedensten Seiten des menschlichen Herzens ist, je mehr er sich in die Denk- und Empfindungsart anderer hinein zu versetzen weiß; desto weniger wird man freilich von diesem Eigenthümlichen gewahr werden. Allein selbst in Hume und Gibbon's Werken erblikt man den Charakter des Autors. Man sieht den ruhigen kalten Forscher, der auch zu Zeiten witzig spotten kann; den feinen Epikuräer, der stoische Heldenseelen zwar meisterhaft zu zeichnen weiß, sie aber schwerlich nachahmen wird. Der tiefe politische, etwas menschenfeindliche, Charakter des Tacitus verleugnet sich in seinen Schriften nie. Wie leicht mag nicht manches historische Faktum, durch die eigenthümliche Art, wie er es ansah, etwas von seinem Eigenthümlichen angenommen haben! Selbst der einfältige Mönch, der trokkene Annalist des Mittelalters, der fast gar nicht denkt noch empfindet, trägt seine wenigen armseligen Leidenschaften in seine Chronik hinein, wenn er die Wunder der heiligen Männer und die guten Werke

aber-

abergläubischer Fürsten anführt, oder auf Klösterplünderer und Verächter der Mönche schimpft. Hier heißt Parteilichkeit: also nichts mehr, als eigenthümliche Denk- und Empfindungsart; und von dieser Parteilichkeit ist kein Geschichtschreiber ganz frei, weil er immer ein Wesen bleibt, das selbst denkt und selbst empfindet, und daher sein Ich, auch ohne es zu wollen, immer in seine Werke etwas hineinträgt.

Wenn es nun zwar nach den Grundgesetzen der menschlichen Natur unmöglich fällt, jedes einzelne Faktum mit seinen Bewegungsgründen unvermischt durch eigne Ideen oder Stellungsart vorzutragen; so wissen wir doch in allen Hauptzügen, durch das übereinstimmende oder sich bestimmende Urtheil mehrerer Zeitgenossen, die Wahrheit ziemlich genau anzugeben. Es ist genug, wenn der Historiker nur nicht Fakta nach seinen Ideen abändert, sein Urtheil über Menschen nicht nach den spekulativen, metaphysischen Grundsätzen dieser bestimmt *),

*) Wie sehr unparteiisch Gibbon hierin zu Werke gegangen ist, mag seine Schilderung von Konstantin und Theodos, deren spekulativen Grundsätzen er gewiß nicht ergeben ist, und von Julian beweisen. So sehr auch Gibbon von seinen Zeitgenossen, vorzüglich in seinem Vaterlande, getadelt wurden; so hat er doch dort auch eine der glänzendsten Belohnungen genossen. Sheridan hat, in seiner Anklage gegen Hastings, in einem Meisterstükke von Bered-

seine durch eine andere Kultur gebildeten Ideen nicht in die Ideen älterer Zeiten und fremder Staatsverfassungen hineinträgt; sondern ein jedes Volk nach dem ihm eigenthümlichen Geiste, nach den Begriffen, die es aus seiner Verfassung, Lage, Lebensart und dem ihm in jeder Periode eignen Grad von Aufklärung haben mußte, beurtheilt. Es hat sich wohl nicht leicht ein Menschenbeobachter und philosophischer Geschichtschreiber vom ersten Range so wenig in die Vorstellungsart fremder, vorzüglich Orientalischer Völker hinein zu versetzen gewußt, als Voltaire. Er, der so vortreflich mit wenigen Worten die Rechte des gesunden Menschenverstandes geltend zu machen weiß, dessen Universalgeschichte nicht allein das erste philosophische Räsonnement über die Geschichte war, sondern auch noch das beste Räsonnement bleibt; Er, der nicht zum Lebensbeschreiber großer Männer taugt, weil er hier so oft auf französische Manier deklamirt, anstatt warm und gedrängt zu fühlen; — Voltaire wirft mit witzigen Einfällen um sich, sobald von bildlichen Vorstellungen in der Kindheit des Menschengeschlechts, von Orientalischen Sitten und Charak-

Beredsamkeit, in Gibbon's Gegenwart, den eigenthümlichen Vortreflichkeiten dieses Schriftstellers, den luminous and luxuriant pages of Gibbon, wie Sheridan sich ausdrükte) Gerechtigkeit vor der ganzen Nation widerfahren lassen.

Charakteren die Rede iſt. Er thut dieſes freilich nicht immer aus üblem Willen. Man ſieht, daß es oft bei ihm Unvermögen iſt, ſich in die Ideen gewiſſer Zeiten hinein zu verſetzen. Auf der andern Seite ſind einige unter uns Deutſchen auch zu weit gegangen. Wir haben das Eigenthümliche der Orientaler ſo ſchätzen ſollen, als wir das Eigenthümliche der Griechen und Römer hochſchätzen. Und ſo wird nicht allein aller gute Geſchmak, ſondern auch alle Moralität bei der übertriebenen Forderung ſo leicht über den Haufen geworfen. Homer ſang auch in der Kindheit des Menſchengeſchlechts; aber können wir nicht immer ſo viele ſeiner einfachen Empfindungen nachempfinden? Bleiben nicht dagegen die meiſten der Orientaliſchen Bilder ungeheuer, übertrieben, und nur wenig erhaben für uns? Die Kultur der Sineſen ging von einem ganz andern Punkte aus als die Kultur der Abendländer, und hatte es vielleicht mit einer ganz andern Menſchenrace zu thun; aber darum ſind doch die Sineſen gegen uns weit zurük: ihre Moral iſt pedantiſches Ceremonialgeſetz, und die Nation kleinlich und niederträchtig.

Die Geſchichte iſt ein Schauplatz ſtreitender Meinungen, ſtreitender Leidenſchaften, ſtreitender Menſchen. Mit Parteien hat es der Geſchichtſchreiber faſt beſtändig zu thun. Er wird hier urtheilen, — folglich ſelbſt Partei nehmen, wählen müſſen. Die Abſichten der einen Partei wird

er reiner, vernunftmäßiger, der Verfassung des Staats angemessener, heilsamer für das Wohl des Ganzen, ihre Maaßregeln den Endzwekken anpassender finden. Seiten oder nie ist auf beiden Seiten alles gleich; etwas, wenn auch noch so geringfügiges, wird doch den Ausschlag geben. Mit Menschen ohne Fehler hat man es in der wirklichen Welt nie zu thun. Die finden sich nur im Grandison, in Utopischen Romanen. Nur ein Grandison hat immer augenscheinlich in allem Recht, nur er geht nie auf einer Seite ein Haarbreit zu weit, nur er giebt seinen Feinden auch nicht einmal eine anscheinende Blöße. Der Geschichtschreiber hingegen, der es immer mit wirklichen Menschen und noch dazu mit solchen Menschen zu thun hat, die sich in Lagen befinden, wo die Leidenschaften am stärksten gespannt sind, wo die Umstände zum Handeln zwingen, wird natürlicherweise auch Fehler auf allen Seiten antreffen und solche rügen müssen. — Der im hohen Grade mittelmäßige Mensch, dieser Günstling im gemeinen Leben, der sogenannte gute Mann, ist meistens den Ahndungen der Geschichtschreiber am stärksten bloßgestellt, weil er der Historiker gewöhnlich mit Situationen zu thun hat, wo die goldene Mittelmäßigkeit in ihrer ganzen Schwäche, in ihrer ganzen Schädlichkeit, erscheint.

Wenn aber gleich kein Mensch, keine Partei, fehlerfrei ist, so bleibt dennoch der größte Unterschied

ſchied unter den Menſchen, und unter den ſtreitenden Parteien in der Geſchichte. Der patriotiſche Bürger eines Freiſtaats nimmt Partei mit demjenigen, der am meiſten nach dem Geiſte einer freien Verfaſſung handelt, deſſen Abſichten am wenigſten unrein ſind, der große Eigenſchaften gewöhnlich zu guten Zwekken verwendet. Der Bürger thut es mit der Wärme, die die Bewegung des Augenbliks, das Handeln hervorbringt. Er iſt kein müßiger Zuſchauer; auch ihn trift das Wohl und das Weh des Staats, es iſt ſeine Sache. Die ſogenannten Parteiſchriften ſind daher bei weitem nicht alle übertrieben und ungerecht, weil es der Fälle genug giebt, wo das Recht, auch wohl die edlen Charaktere, allein auf einer Seite ſtehen. Billigkeit, Mäßigung und Anſtand vermißt man ebenfalls nicht in allen Parteiſchriften. Nur wird der Mann, der unter dem Druk ſelbſt lebt, den er beſchreibt, ungleich lebhafter fühlen, und ſeine Gefühle ausdrükken, als der Geſchichtſchreiber, der nach Jahrhunderten, zwar für die vor Alters beleidigte Menſchheit empfindet, aber nur durch die Einbildungskraft, nicht unmittelbar, mit leidet. Je näher er dem Zeitpunkte iſt, den er malt, deſto lebhafter werden gewöhnlich ſeine Farben ſein. Tacitus hatte noch die Folgen des Grenels, die Spuren der Unmenſchen geſehen. Wer anders als ein Paradoxenhaſcher, ein Linguet, vermag ihm daher im-

Ganzen Uebertreibungen vorzuwerfen! Jeder Geschichtschreiber, jeder Leser, kann Wahrheit aus Parteischriften schöpfen, wenn er das vorzüglichste von beiden Seiten lieset, und dabei Staatsverfassungen und Menschen kennt.

Die Geschichte liefert freilich meistens nur ein Gemälde des menschlichen Elends, der menschlichen Schwäche; aber, so wie sie doch einzelne glückliche Perioden zu beschreiben hat, eben so kommen in ihr nicht selten die herrlichsten Charaktere, die edelsten besten Menschen, vor. Auch diese muß der Historiker durchaus wahr zeichnen: keinen Schatten, vorzüglich in ihrem öffentlichen Leben, weglassen, der wirklich da war; und, wenn er ihren Charakter ganz darstellt, selbst ihre Privatschwächen, die keinen Einfluß auf ihre Handlungen als Staatsmänner hatten, anführen *). Oft nennt man den Geschichtschreiber mit dem größten Unrech-

*) Es ist lächerlich, wenn man in Deutschland, in Zeitungen und andern Urtheilen, über Fox den Staatsmann das mit in Anschlag bringen hört, daß er gespielt hat und mit der Armstead lebt. Nicht einmal zu rechnen, daß in England die Konnexion eines ledigen Mannes mit einer nicht in der Ehe lebenden Frau wenig oder gar kein Aufsehen macht; so kömmt doch alles im Urtheile über Fox den Staatsmann auf die Frage an: ob er durch seine Neigung zum Spiel, oder zur Armstead, jemals auch nur im mindesten an der vollkommensten Erfüllung seiner Pflichten als Parlamentsglied, als Minister sei verhindert worden? Eine

Unrechte parteiisch, wenn er mit Wärme von göttergleichen Menschen spricht. Der große Haufen unter den Zeitgenossen verträgt dieses am wenigsten, weil er so gern Allen Flekken anhängen, Stärke und Schwäche, Recht und Unrecht gern auf beiden Seiten gleich machen, kompensiren, vermischen möchte. Gleichgültigkeit in dem Geschichtschreiber gegen die ganz verschiedenen Charaktere der handelnden Personen würde jedoch die größte, unverzeihlichste Parteilichkeit sein, würde alle Moralität, allen Unterschied zwischen Schädlichkeit und Nüzlichkeit verdrängen. Der bürgerliche Richter urtheilt nur aus den vorliegenden Akten über die Rechtmäßigkeit der angestellten Klage. Er darf fast nie Rüksicht auf den ganzen Charakter des Menschen nehmen, er muß allein über die einzelne Handlung sein Urtheil fällen. Mit dem Geschichtschreiber, dem Menschenbeobachter, ist es ganz

Eine Frage, deren Verneinung von allen seinen billigen Gegnern zugegeben wird. — Die Antwort, die ein großer Minister an Maria Theresia gegeben haben soll, ist sehr treffend. Die Kaiserinn wollte ihn gern von einer Neigung zu einer Sängerinn abbringen; und schikte daher zu der Zeit wo sie wußte, daß er bei der Italiänerinn war, zu ihm. Wie er zurük kam, eilte er nach Hofe. Theresia sagte sehr liebreich: J'ai envoyé chez vous, mais vous etiez chez la Gabrieli. J'y étois après avois terminé les affaires de Votre Majesté, war die Antwort; und seit dem Augenblik sagte die Kaiserinn darüber nichts weiter.

ganz anders. Dieser hat es mit dem ganzen Menschen zu thun. Er wird zwar einzelne fehlerhafte Handlungen guter Menschen tadeln, gern die bessern Seiten der schlechten loben; aber vorzüglich ist seinem Urtheile nur die Einwirkung des ganzen Mannes unterworfen. Er beurtheilt ihn nicht nach einzelnen Handlungen, sondern nach dem was er im Ganzen war. Wer in der Beschreibung der Charaktere großer Männer nicht warm wird, nicht warm werden kann, ist zum Geschichtschreiber verdorben. Ihm fehlet Sinn für Seelengröße: er vermag es nicht große Menschen zu beurtheilen. Der Enthusiasmus der Tugend will nachempfunden sein, sonst wird er schief dargestellt. Der Historiker, der es nicht kann, entzieht dem Arbeiter seinen gerechten Lohn — die Bewunderung der Nachwelt. Ein solcher kalter Geschichtschreiber gehört zu den parteiischsten unter allen. Er ist parteiisch für Mittelmäßigkeit.

Es ist wahr, daß meistens die edeln Charaktere durch die Geschichte, wie die besten Abbildungen durch die Malerei, einen gewissen der Natur fremden Glanz erhalten. Im täglichen Umgange würde man auch einen Kato zuweilen abgespannt, verstimmt*) erblikt haben. In der Geschichte erscheint der Mann entweder im Zusammenhange seiner

*) Shakespear hat dieses von der physischen Seite in seinem Julius Cäsar vortreflich geschildert, wo Kassius von Cäsar sagt:

seiner politischen Wirksamkeit, alle grossen Züge stehen gedrängt bei einander; oder, wenn auch von seinem Privatleben die Rede ist, so werden nur die Hauptlineamente davon angegeben, dahingegen die gleichgültigen Augenblikke, die Vegetationsstunden, in welchen wir jeden Menschen, mit dem wir leben, sehen, wegfallen. In der Geschichte können wir von der Bewundrung einer grossen That zu der Bewundrung einer andern übergehen. Im täglichen Umgange ist das unmöglich. Wir werden hier selbst kleine Schwächen sehen *), die oft der Historiker gar nicht aufzuzeichnen braucht, weil sie nichts charakteristisches, keinen

He had a fever, when he was in Spain,
And, when the fit was on him, I did mark
How he did shake: 'tis true, this God did shake:
His coward lips did from their colour fly;
And that same eye, whose bend doth awe the World,
Did lose his lustre: I did hear him groan:
Ay, and that tongue of his, that bade the Romans
Mark him and write his speeches in their books,
Alas! it cry'd: *Give me some drink Titinius,*
As a sick girl. —

*) In dieser Rüksicht, und in keiner andern, ist das so oft verdrehte Sprichwort wahr: Qu' il n' y a point de héros pour son valet de chambre. Ein Sprichwort, dem man im gemeinen Leben so gern die Bedeutung geben möchte, als wenn es keinen grossen Mann für alle, die ihn näher kennen, giebt.

nen Hauptzug ausmachen, wenig oder nichts auf das handelnde Leben, die Hauptempfindungen wirken. Auf Bewunderung kann freilich daher der große Mann im wirklichen Leben nicht so anhaltend rechnen, da hier natürlicher Weise die Empfindungen des Augenblicks in den Umstehenden oft die Wirkung bestimmen. Ewig und immer Bewunderung zu erwekken, kann nur ein Grandison, ein Romanheld verlangen; und nur Freunde in Romanen wollen ewig Bewunderung zollen. Der im gemeinen Leben, in allen seinen Handlungen, angebetete Mann, würde des edelsten Geschenkes der Vorsicht: eines Freundes, entbehren, da Freundschaft durchaus eine gewisse Gleichheit verlangt. Wenn aber der große Mann in der Geschichte an Erhabenheit gewinnt, so verliert er meistens dagegen an Liebenswürdigkeit. So wie selbst in geschmeichelten Bildnissen der eindringende herzergreifende Ton der Stimme, das angenehme Zutrauliche der Bewegung, fehlt; so zeigt sich auch das gutmüthige Menschliche, wovon uns der genaue Umgang mit edeln guten Menschen so manche Proben giebt, der diese uns in so manchen Verhältnissen, auf eine höchst interessante, Wohlwollen, Liebe, Zärtlichkeit hervorbringende Seite darstellt, nur selten in der Geschichte. Der wahrhaft große Mann, das heißt der, welcher große Fähigkeiten zu guten Zwekken im handelnden Leben verwendet — denn schlechte Absichten setzen immer

Mann

Mangel an wahrer Einsicht, Verblendung durch Leidenschaften voraus — ist zwar immer ein guter Mann; allein gerade von den Zügen, die Liebe entdekken, von den Ausgießungen des Herzens, hat uns die Geschichte nur von wenigen viele, durch ihre häufige Wiederkunft charakterische Züge aufbewahrt. Von Manchen freilich einzelne traits de bienfaisance und glänzende goldene Sprüche; die aber als Folgen augenblicklicher Aufwallungen selten viel sagen, selten viel auf den ganzen Charakter schließen lassen. Plutarchs Lebensbeschreibungen sind für den Menschenfreund der größte Schatz des Alterthums. Er zeigt uns die größten Männer als die liebenswürdigsten Menschen. Von Heinrich IV. von Frankreich wissen wir auch viel von dieser Seite; und Friedrich den Einzigen würden wir nur bewundern, nicht lieben, wenn wir nicht so manche vertrauliche Briefe und Nachrichten von ihm hätten, die den gutmüthigen Menschen, nicht den auf seine unerreichbaren Vorzüge stolzen Herrscher uns zeigten*). Der wahre große Mann

wird

*) In der alten Geschichte, in der Geschichte aller Freistaaten, müssen dergleichen Züge ungleich häufiger vorkommen, als in der neueren Historie, weil wir es in der Alten mit keinen Monarchen, sondern mit hervorstechenden Bürgern zu thun haben, die sich in häuslichen, freundschaftlichen, bürgerlichen Verhältnissen zeigten; da der zum Throne geborne Monarch, vermöge der durch seine Lage erhaltenen Bildung seines Charakters, selten

wird daher selten durch den unparteiischen Geschichtschreiber zu vortheilhaft abgebildet. Mag immerhin dieser noch so warm zu uns reden; der persönliche Umgang mit dem großen Manne würde ihn dennoch unsern Herzen näher bringen. Wir würden ihn vielleicht weniger bewundern, aber mehr lieben, stärker, inniger für ihn fühlen. Der gute Geschichtschreiber muß daher warm in der Schilderung großer Männer werden, wenn der Leser seinem Gegenstande nur einigermaaßen Gerechtigkeit widerfahren lassen soll. Wenn man diese Wärme Parteilichkeit nennen will, so ist es Parteilichkeit für Wahrheit.

Wenn der Geschichtschreiber, der mit Wärme gewisse Charaktere, Maaßregeln und Absichten erhebt, den Vorwurf der Parteilichkeit trägt; so ist im gemeinen Leben der Mann, der lebhaft, und mit Feuer eine Sache oder Person vertheidigt, diesem Vorwurfe noch mehr unterworfen. Das Vorurtheil: daß derjenige, der in Affekt geräth, Unrecht habe, herrscht ziemlich allgemein; obgleich diese warme Theilnahme nur von der Lebhaftigkeit des Temperaments, oder von dem warmen Interesse an dem Gegenstande, von dem gesprochen wird, zeugt. In abstrakten Untersuchungen über Wahr-

selten oder nie einen Freund haben kann, wenn ihn nicht außerordentliche natürliche Anlagen, oder besondere Umstände über das unglükliche Freundesleere seiner Situation erheben.

Wahrheit und Irrthum, muß man freilich mit dem kaltblütigsten forschendsten Untersuchungsgeiste zu Werke gehen, nicht seine Meinung zur guten Sache machen; im Praktischen, im Urtheile über Menschen und Maaßregeln, ist es aber ganz anders. Wie kann man es von einem patriotischen Brandenburger erwarten, daß er, — mit der Idee der Privilegien, die ihm die joyeuse entrée gab, aufgewachsen, mit der schon seine Väter aufwuchsen, — ruhig, aus sogenannten Gründen des allgemeinen Bestens, der Staatsbedürfnisse, mit denen man am Ende alles bedecken kann, wenn die exekutive Macht solche gebrauchen darf, um Verträge zu vernichten; daß er, (sage ich) ruhig die militairische Konskription und eine Abgabe von vierzig Prozent von dem Ertrage seiner Güter anpreisen hören, daß er gleichgültig, ohne Wärme, seine Rechte vertheidigen soll? Wer nicht warm werden kann bei dem Unrechte, das großen Menschen, oder verdienstvollen geliebten Personen widerfährt, dessen Herz hat keine Empfänglichkeit für Seelengröße. Mit allem Patriotismus, aller Liebe, aller Freundschaft, mit den edelsten Empfindungen der Menschheit, hat es ein Ende, wenn Wärme in ihrer Vertheidigung tadelnswerth ist, wenn Wärme Beweis von Parteilichkeit sein soll. Der Mann, der nie warm bei solchen Gelegenheiten ward, mag immerhin ein feiner Kopf, ein gewöhnlich guter Mann sein; aber wehe dem

Menschen, der seine Seele ganz an ihn hängt, dem Bürger, dem Staate, der sein Wohl von ihm in kritischen Augenblikken erwartet! In den Lagen, wo nur Energie des Geistes retten kann, ist von ihm nichts zu hoffen.

Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem, der nie vom edeln Unwillen der Tugend glühte, der nie durch die Unverschämtheit des Lasters gereizt, warm gegen einen Verres, einen Hastings *), ward. Solche große Verbrecher giebt es nun freilich, vorzüglich in neueren Zeiten, wenige; allein es ist sicherlich eine traurige Folge unserer Aufklärung, wenn wir immer mehr anfangen, alle Begriffe von Schaam und Schande zu verlieren und unser Mitleiden auf verächtliche Geschöpfe zu verwenden. Es ist ein unbezweifeltes Kennzeichen einer sich verbreitenden Sittenverderbniß, einer erschlaffenden Gleichgültigkeit, wenn die öffentliche Verachtung, die sonst gewisse Verbrechen strafte, nicht mehr Statt hat. Wenn vorzügliche Verdienste besondere Achtung erfordern, so müssen auch überwiesene schlechte Menschen und Hand-

*) Es ist hier der Ort nicht zu sagen, wie schief oft in Deutschland, durch den Einfluß der Zeitungsurtheile, die Hastingsche Anklage beurtheilt wird, und wie bei dieser Gelegenheit die Kürze der Verfahrungsart gegen große Verbrecher in despotischen Staaten, wo freilich Hofeinfluß bald alles entscheidet, angepriesen worden.

Handlungen dem Richterstuhle der Welt, der Zeitgenossen, nicht entgehen. Der Mann von Charakter, der gegen solche bekannte elende Geschöpfe, und ihre bekannte Thaten, eifert, ist nichts weniger als parteiisch als menschenfeindlich. Es ist ein sehr unmoralisches, der Tugend nachtheiliges Mitleiden, wenn wir verächtliche Geschöpfe mit der Schonung, die wir dem fehlenden Tugendhaften schuldig sind, behandeln. Dies ist Parteilichkeit für das Laster. Ueber die Bewegungsgründe zu einzelnen Handlungen, muß man freilich mit Behutsamkeit urtheilen; allein der gute Beobachter, der den Charakter des Handelnden im Ganzen kennt, wird selten über das Ganze der Handlungen ein irriges Urtheil fällen. Bei dem unbegreiflichen Leichtsinne, mit welchem so viele Menschen handeln, die so wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst verwenden, sich nicht selten selbst hintergehen, sich selbst andere Bewegungsgründe als die wahren vorspiegeln, — sieht das geübte unbefangenommene Auge des Menschenkenners die Bewegungsgründe oft richtiger als die handelnden Personen sie fühlen. Man kann daher auch über einzelne Handlungen urtheilen, wenn man den Charakter im Ganzen kennt.

Die Schwächen vorzüglicher Menschen ohne Noth zu rügen, ist jedoch immer bedenklich. Nicht der guten Menschen wegen, die auf keine größere Achtung als die sie verdienen,

auf keinen größern Grad der Heiligkeit als denjenigen, den sie wirklich besitzen, Anspruch machen dürfen! Nur des Eindruks wegen, den dieses bei andern hervor bringt: weil der größere Haufen, nach geschehener Erwähnung dieser Schwächen, den vorzüglichen Menschen auch den schuldigen Grad der Achtung versagt, diese nunmehr zu sich herunter gesetzt, sich ihnen gleich gestellt glaubt. Wenn im gemeinen Leben, in Gesellschaften, von den guten Eigenschaften vorzüglicher Menschen gesprochen wird, so werden diese Vorzüge meistens kalt erwähnt; einige Aber, die sich auf die Schwächen dieser Menschen beziehen, werden sogleich hinzugesetzt, womit der Sprechende sich und die Umstehenden für das abgedrungene kalte Lob schadlos zuhalten glaubt. Das Gute, was gesagt worden, bleibt ohne Effekt; nur diese Aber machen Eindruk, und schmeicheln dem heimlichen Neide der Menge, von denen nichts Gutes zu sagen ist, die ihre Fehler durch ihre Mittelmäßigkeit dem gewöhnlichen Auge verdekken. Es ist daher den vorzüglichen Menschen meistens vortheilhaft, wenn von ihnen wenig oder nie in dem weitem Zirkel der Leute, unter denen sie leben, gesprochen wird.

Der gute Beobachter geht selten aus einer Gesellschaft, ohne die Bemerkung gemacht zu haben, daß der Eindruk des Lobes den Eindruk des vorsichtigsten Tadels nicht aufwog, daß der Mann

von

von Verdienſten, durch die Erwähnung ſeiner Schwächen, augenbliklich mehr heruntergeſetzt war, als er es zu ſein verdiente. Der Gerechtigkeit liebende wird ſich deswegen, in ſeinen Aeußerungen gegen gewöhnliche Menſchen, vor einer ſtrengen unparteilichen Beurtheilung desjenigen den er ehrt und liebt hüten, weil er dadurch nur parteiiſche Eindrükke bei andern hervorbringen würde *). Selbſt im Loben wird er vorſichtig verfahren; nicht in den Geſellſchaften und Orten, wo es zum Verbrechen gereicht ein Syſtem zu haben, von dem Menſchen den er achtet ſagen, er ſei ein Epikureer, ein Freiheitsmann, ein Stoiker, ein warmer Freund der Rechte der Menſchheit. In

*) In einem Lande, wo alles ziemlich offen getrieben, über alles öffentlich geurtheilt wird, in England, wo man mit dem Charakter der merkwürdigen Perſonen ohnehin bekannt iſt, konnte Burke von ſeinem Freunde Fox ohne Nachtheil, in ſeiner Rede über Fox's Judiſche Bill (einem der ſchönſten Werke der neueren Beredſamkeit) ſagen: He has faults; but they are faults, that, though they may in a ſmall degree tarniſh the luſtre, and ſometimes impede the march of his abilities, have nothing in them to extinguish the fire of great virtues. In thoſe faults, there is no mixture of deceit, of hypocriſy, of pride, of ferocity, of complexional deſpotism, or want of feeling for the diſtreſſes of mankind. His are faults, which might exiſt in a deſcendant of Henry the fourth of France, as they did exiſt in that father of his country.

allen despotischen Staaten ist Anhänglichkeit an einem Systeme eine Art Hochverraths, weil dort das nur recht und wahr ist, was gerade in dem gegenwärtigen Augenblik von oben herab für wahr und recht erklärt worden. In den ersten Augenblikken des Enthusiasmus über eine einzelne Handlung, die allgemein gefiel, entgeht der Mann, der sie that, den hinkenden Anmerkungen; allein der Enthusiasmus, den die Handlung hervorbrachte, verraucht nur zu geschwind, und der Neid weiß sich nur zu bald für sein abgenöthigtes Stillschweigen schadlos zu halten.

In Deutschland ist eine so genannte öffentliche Unparteilichkeit im Zunehmen, welche die wirklichen oder angeblichen Schwächen von Privatpersonen, von solchen Menschen, die dem großen Publikum ganz unbekannt sind, die nur von dem Zirkel der Stadt, worin sie leben, beurtheilt werden sollten, deren Forum das große Publikum gar nicht ist, im Druk bekannt macht. Fürsten, Minister, Staatsbediente, Mätressen großer Herren, Geheime Obern, nebst allen denen welche auf die Regierung eines Staats, oder auch nur einer Klasse von Menschen, Einfluß haben, sind — nebst den Gelehrten, Künstlern, Schauspielern, und Virtuosen, kurz denjenigen, die sich, oder ihre Werke, der öffentlichen Beurtheilung Preis geben, — dieser öffentlichen Beurtheilung unterworfen. Nur diese gehören für den Richterstuhl des großen Publikums.

bikums. In England mag es immerhin weiter gehen; dort kann man ohne erheblichen Nachtheil Privatpersonen in Zeitungen, in Pamphlets, beurtheilen. Dort giebt es öffentliche Blätter, wo für und gegen alles öffentlich gestritten wird; und der, dessen Ehre heute in einem Blatte angegriffen ist, kann sie morgen in diesem oder einem andern vertheidigen. Allein wo sind die öffentlichen Blätter der Art in Deutschland? Was für ein Aufsehen würde es nicht erregen, wenn eine Dame, die gar keinen Anspruch darauf macht außerhalb dem Lande, wo sie lebt bekannt zu sein, ihre Vertheidigung in unsere politische Zeitungen einrükken lassen wollte? In Deutschland drükt diese zunehmende Anekdotensucht das Individuum welches die Anekdote trift, beinahe ohne Rettung; wenn es nicht zu den öffentlichen Personen gehört, denen auch bei uns die Vertheidigung leichter wird. — Diese Mode, auch die Menschen unter das öffentliche Urtheil zu ziehen, die nicht dahin gehören, haben wir aus Frankreich erhalten. Oft bedienen wir uns selbst der Französischen Sprache zu diesem Endzwekke; und sicherlich sind les Portraits und andere dergleichen elende Schriften, als eine Nachahmung der petits soupers de l' Hôtel de Bouillon entstanden. Von Seiten der Regierungen läßt sich solchen Mißbräuchen der Preßfreiheit gar nicht entgegen arbeiten, ohne daß ungleich größere Nachtheile von diesen Einmischungen entstehen würden. Der

öffentliche Arm muß durchaus zurükgehalten werden, wenn unsere, mit allen ihren etwanigen Nachtheilen, nie genug zu lobende und aufrecht zu haltende Publizität nicht in Gefahr kommen soll. Man lasse immerhin ja alles drukken; aber man nöthige den Verleger sich zu nennen; und dann habe der beleidigte Theil Muth genug, eine Injurienklage gegen diesen zu erheben.

Hannover. Brandes.

4.

Historische Merkwürdigkeiten die Parlemente in Frankreich betreffend.

Ich habe diese Merkwürdigkeiten für Leser gesammelt, deren Beruf es nicht leidet, daß sie viel Zeit auf gelehrte, ausführliche Werke verwenden; die aber doch gern einige historische Kenntnisse von den Parlementen, und ihrem Einflusse auf die Verfassung von Frankreich und auf den Zustand der Nation, haben möchten.

Das Pariser Parlement ist bekanntermaaßen das wichtigste und das älteste. Ueber die Zeit, wann, und über die eigentliche Art, wie es entstand, imgleichen über den ursprünglichen Umfang seiner Rechte und Freiheiten, sind die Meinungen der

der Publizisten in Frankreich selbst verschieden: ein Schikſal, das dieſe Monarchie mit Deutſchland, mit England, ja vielleicht mit allen je geweſenen und noch exiſtirenden Staaten gemein hat. Kein Staat hat je den Urſprung alles deſſen, was zu ſeiner Staatsverfaſſung gehörte, völlig gewiß darthun können; immer blieb manches dunkel und ungewiß. Gewöhnlich wird angenommen, das Parlement zu Paris ſei um das Jahr 1307 ſedentaire geworden, d. i. habe um beſagtes Jahr in der Hauptſtadt ſeinen beſtändigen Sitz bekommen; ſtatt daß es vorher, immer im Gefolge des Hofes, ſeinen Aufenthalt eben ſo oft wie dieſer verändert habe.

Die Entſtehung der übrigen Parlemente iſt ſowohl in Anſehung der Zeit als der Umſtände, weniger ſtreitig und ungewiß. Karl VII. errichtete das zu Toulouſe im Jahre 1443. Ludwig XI. das zu Grenoble 1453; derſelbe das zu Bordeaux 1462; derſelbe dgs zu Dijon 1472. Ludwig XII. das zu Rouen 1499; derſelbe das zu Aix 1501. Heinrich II das zu Rennes 1553. Ludwig XIII. das zu Pau 1620; derſelbe das zu Metz 1633. Ludwig XIV. das zu Beſançon 1674; derſelbe das zu Tournay, welches in der Folge nach Douay verlegt ward, 1686. Der itzige König hat erſt das zu Nancy errichtet 1775.

Es muß auffallen, daß die Hälfte der Parlemente von Königen errichtet ſind, die für die erſten und gröſten Beförderer des Deſpotismus ge-

halten werden. Wer kennt nicht den schrecklichen, tyrannischen Ludwig XI.? Und ihm haben drei Parlemente ihren Ursprung zu danken. So viel hat kein andrer König errichtet. — Unter Ludwig XIII. ging auch die äußere Form der alten Französischen Verfassung verloren: unter ihm waren die Stände zum letztenmal versammlelt. Aber er stiftete zwei Parlemente. — Kein König in Frankreich hat mit so unangefochtener Auktorität regiert, hat so sehr seinen bloßen Willen zum Gesetz gemacht, als Ludwig XIV. Und doch hat auch er zwei Parlemente gestiftet.

Sahen diese Könige die Oppositionen nicht vorher, die ihnen oder ihren Nachfolgern einst von den Parlementen geschehen würden? oder hielten sie Parlemente für etwas Wesentliches in der Französischen Verfassung? Das erste kann nicht sein; denn schon hatten theils ihre Vorgänger, theils sie selbst lebhafte und starke Oppositionen von den Parlementen erfahren. Zwar waren einige dieser Provinzen, worin die neuen Parlemente errichtet wurden, an die Krone durch Verträge gekommen, in welchen ihnen gewisse Rechte und Privilegien zugesichert wurden; andre hingegen waren erobert, und die Errichtung der Parlemente daselbst war der Könige freie Entschließung.

Den Parlementen verdankt es Frankreich, daß die päpstliche Jurisdiktion dort nicht so zum Nachtheil der Königlichen Auktorität, zum Scha-

den

den der Nation, um sich greifen konnte, wie in andern Ländern. Die Appels comme d'abus, d. i. die Apellationen von unbefugten sogenannten geistlichen Richtern an das Parlement sind formaliter seit 1329 eingeführt; dem Wesen nach waren sie aber schon früher üblich. (Henault unter 1329.)

Das Parlement hat von jeher die Civil- und Kriminaljurisdiktion über Geistliche höhern und niedern Standes ausgeübt. Es hat Bischöfe und Erzbischöfe gerichtet; z. B. 1378 den Bischof von Avranches, 1480 den von Bayeul und den Erzbischof von Besançon, 1482 den von Xaintes, 1569 den Kardinal Bischof von Beauvais, 1598 den Erzbischof von Aix, 1615 den Kardinal Erzbischof von Bordeaux. Es war also nichts weniger als eine Neuerung, daß der Kardinal Bischof von Strasburg, der Prinz von Rohan, in einem Kriminalprozesse von dem Parlemente gerichtet ward.

Unter Ludwig XI. waren die Parlementsstellen noch nicht verkäuflich. Der König hatte das Ernennungsrecht. Gleichwohl widersetzte sich das Parlement diesem finstern schrecklichen Despoten oft, stark und standhaft. Es widersetzte sich: als er, nach dem Urtheile des Parlements, zu viel Pairs machte, und dadurch diese Würde herabsetzte; als er einige Domänen veräußern wollte; und als er ein Edikt, den Getreidehandel betreffend, bekannt machte, ohne es vom Parlemente registriren zu lassen.

lassen. — Mit dem rühmlichsten und standhaftesten Eifer widersetzte sich ihm das Parlement, als er die pragmatische Sanktion abschaffen wollte. Diese Sanktion war damals ein Fundamentalgesetz in Frankreich; sie bestand eigentlich aus den Schlüssen des Baseler Konziliums, die man in Frankreich mit einigen Modifikationen angenommen hatte. Vermöge dieser Sanktion ward der Papst in Frankreich, als einem Konzilium untergeordnet angesehen; die geistlichen Stifter hatten das Recht, ihre Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, oder wie ihre Superioren sonst betitelt werden, zu erwählen. Keine Prozesse in geistlichen Sachen durften nach Rom evocirt werden, so lange sie in Frankreich vor dem kompetenten Richter anhängig waren. Keine Annaten wurden nach Rom bezahlt. Der König, einverstanden mit dem Papste, wollte dieses Fundamentalgesetz abschaffen; beide wollten dadurch gewinnen: der König wollte das Recht erhalten, Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. zu ernennen; der Papst, sieht man, hatte mancherlei Vortheile davon zu erwarten. Das Parlement weigerte sich standhaft, die Abolitionsverordnung zu registriren. Der Kampf währte, so lange Ludwig XI. lebte; denn er wollte sein dem Papst gegebenes Wort nicht unerfüllt lassen: gleichwohl wagte er nicht, die Sache mit Gewalt durchzusetzen. Einst exkommunicirte der Papst das Parlement, welches aber muthig und aufgeklärt genug

war

war, die Exkommunikation zu verachten; sie blieb ganz wirkungslos. (Histoire de Louis XI. par M. Duclos.)

Unter den beiden folgenden Königen, Karl VIII. und Ludwig XII. blieb die pragmatische Sanktion in voller Kraft. — Aber im J. 1515, als Franz I. mit Papst Leo X. zu Bologna zusammenkam, schlossen sie Konkordate, wodurch diese Sanktion in so weit sie die Besetzung geistlicher Stellen betrift — denn von der Auktorität eines Konziliums ist gar nicht die Rede darin — abgeschaft, dem Könige das Ernennungsrecht, dem Papst das Recht der Bestätigung und die Annaten versichert wurden. Das Parlement weigerte sich lange, die Konkordate zu registriren. Endlich bequemte es sich, registrirte sie, aber: protestando und absque ulla approbatione. (Thuan. lib. I.) Das Parlement fuhr auch fort, bei allen über die Besetzung geistlicher Stellen entstehenden Streitigkeiten, und was man in Frankreich causes majeures nennt, das ist, wo ein Bischof oder Prälat der beklagte Theil ist, nach der pragmatischen Sanktion zu entscheiden; woher es denn kam, daß die Könige das grand Conseil zum Forum in dergleichen Sachen erklärten, wofür es aber vom Parlemente nicht in allen Fällen erkannt wird *).

An-

*) Von diesem grand Conseil können meine Nachrichten von der Verfassung der französischen Parlemente in den Hamb. Addreß Comtoir Nachrichten 1788 im 44. u. f. St. nachgesehn werden.

Anfangs wählte das Parlement selbst seine Mitglieder, in Gegenwart des Kanzlers. Dann ward das Wahlrecht in das Recht: drei Personen zu präsentiren, wovon der König einen ernannte, verwandelt. Darauf zogen die Könige die Ernennung ganz an sich. Endlich machten einige Könige den Anfang die Stellen öffentlich zu verkaufen. Die Statistiker pflegen Ludwig XII. als den Urheber dieses Gebrauchs zu nennen. Allein Henault hat gezeigt, daß man eigentlich keine Epoche angeben kann, wo dieser Gebrauch oder Misbrauch eingeführt ward. Es ist vielmehr, wie so manche Sitte, so mancher Mißbrauch, allmälig entstanden. So viel aber ist gewiß: die Regierung Franz I. ist die Epoche, wo die Verkäuflichkeit der Bedienungen so tief in die Verfassung einartete, daß ihre Abschaffung zu einer Unmöglichkeit scheint geworden zu sein.

Franz I. war oft in dem Fall Geld zu brauchen, und wollte nicht gern neue Auflagen machen, weil er gerne geliebt sein wollte. Das Verkaufen der Aemter hatte man schon vor ihm als eine sehr bequeme und ergiebige Ressource gefunden. Also fuhr Franz nicht allein fort, die Aemter und Stellen zu verkaufen; sondern 1) er errichtete noch neue Stellen, um mehr verkaufen zu können: neue Präsidentenstellen, und eine neue Chambre des requêtes, um eine Summe von 60,000 Liver zusammen

sammen zu bringen *). 2) Er erlaubte den Inhabern der Stellen, sie zu verkaufen, an wen sie wollten; vorausgesetzt, daß gegen des Käufers Geschiklichkeit und Charakter nichts zu sagen war. Der König behielt sich bloß vor, daß ihm ein Quart vom Werth der Stelle beim Schluß des Kaufkontrakts bezahlt werde. — Dadurch verlor der König das Ernennungsrecht quoad effectum. Nun fingen die Väter an zu Gunsten ihrer Söhne, ihrer Schwiegersöhne, die Oheime zu Gunsten ihrer Neffen zu resigniren, d. i. ihre Stellen gegen Erlegung einer Summe in den königlichen Schatz an ihre Söhne, Schwiegersöhne oder Neffen abzutreten. Nun wurden die Parlementsstellen gewissermaßen schon erblich; nun konnte man die Herren vom Parlemente schon als eine besondre Klasse, als eine Art von Adel betrachten. La Robe (so nannte man diesen gewissermaßen neuen Stand von ihren feierlichen Amtsmänteln) fing nun an, ihre eigene Wichtigkeit zu fühlen. Sie waren nun in der That unabhängig, weil sie ihre Stellen durch Kaufrecht besaßen. Sie brauchten jetzt nicht zu fürchten, abgesetzt zu werden; denn der Hof konnte sie ohne förmlichen Prozeß nicht absetzen, und ohne ihnen ihr Kaufgeld zurükzuzahlen. Und das litten die Finanzumstände des Hofes zu keiner Zeit.

Eine

*) *Hotomanni* Francogall. p 318.

Eine Klausel hatte jedoch der Hof sich noch vorbehalten, um doch wenigstens dann und wann sein Ernennungsrecht auszuüben. Wer eine Stelle resignirte, mußte seine Resignation wenigstens vierzig Tage überleben. Starb er binnen dieser Zeit nach der Resignation, so ward diese als nichtig angesehen, und der König vergab die Stelle. Allein das immer anhaltende und steigende Geldbedürfniß des Hofes, die Erfindsamkeit der Finanziers, und das Bestreben der Herren vom Parlemente: festzuhalten, was sie einmal gewonnen hatten — veranlaßte eine neue Einrichtung, wodurch jene Klausel abgeschaft ward. Charles Paulet war der Urheber dieser Einrichtung, die darin besteht: daß alle Inhaber solcher Stellen jährlich den sechzigsten Theil von dem Betrag der Einkünfte an den König bezahlen (diese Abgabe wird dem Erfinder zu Ehren la Paulette genannt); daß dann aber auch jede Resignation gültig ist, wenn gleich der Resignirende in der Stunde nach der Resignation sterben sollte.

Es ist wohl unstreitig überhaupt eine schädliche Einrichtung, daß Aemter in einem Staate, sie mögen sein, von welcher Natur sie wollen, gekauft werden können. Wenn zur gehörigen Verwaltung der Aemter besondere Geschicklichkeiten nöthig sind, so ist zu befürchten, daß die Käufer nicht immer, daß sie vielleicht nur selten diese

Ge-

schiklichkeiten neben ihrem Gelde besitzen werden. Giebt es auch Aemter, die keine besondere Geschiklichkeit erfordern, so entstehen doch durch den Verkauf die nachtheiligen Folgen: daß nur Reiche zu Aemtern gelangen können, und also der Wetteifer der niedrigen Stände niedergeschlagen wird; daß solche Aemter, wenn sie auch gleich zu nichts mehr nüze sind, doch nicht wieder abgeschäft werden; daß die Inhaber solcher Stellen verleitet werden, ihre Einnahme auf alle mögliche Weise zu vermehren, sollte es auch durch Ungerechtigkeiten gegen andere Unterthanen geschehen müssen. Alle diese nachtheiligen Folgen treffen bei den Parlementen ein; außer ihnen aber noch besondere. Denn bei Justizbedienungen sind die Folgen vielleicht am schädlichsten. Auch gab es gleich Anfangs Patrioten in Frankreich, die über diese Verkäuflichkeit laute Klagen erhoben. Sie behaupteten, daß fünf große Uebel daraus entständen.

Erstlich: Durch diese Einrichtung sei das edle Geschäft der Justiz ein niedriger, eigennüziger Handel geworden. Stehe wohl etwas anders zu erwarten, als daß derjenige, der das Richteramt erkauft habe, seinen Handel so einträglich mache, wie möglich; daß er folglich die Waare, die er allein zu verkaufen habe, die Gerechtigkeit, nur den Meistbietenden verkaufe? Schon Hotomann vor zweihundert Jahren drükte sich stark

darüber aus *). In unsern Zeiten hat Voltaire manche gerechte Sarkasmen darüber gesagt. Er nennt es die ärgste aller Barbareien, daß nicht Einsichten und Kenntnisse, nicht Rechtschaffenheit und Tugend, nicht Alter und Erfahrung, sondern bloßes Geld einem das Richteramt über seine Mitunterthanen verschaffen soll.

Zweitens. Lange Zeit, da schon öffentlich die Stellen verkauft wurden, fuhr man doch fort, denen, die eine Stelle antraten, einen Eid abzunehmen, daß sie weder selbst, noch durch ihre Freunde etwas für die Stelle bezahlt oder versprochen hätten: ein Eid, der vom Kaiser Theodosius bei obrigkeitlichen Aemtern zuerst befohlen, und in Frankreich beibehalten war. Diesen Eid ward mit Recht von allen Rechtschaffenen für äußerst anstößig gehalten: die Priester der Gerechtigkeit, die Richter, traten ihre heiligen Aemter mit einem offenbaren Meineide an. Wie mußte dadurch ihr Amt bei dem Volke von seiner Würde verlieren? wie mußte die Gerechtigkeit, die von solchen Richtern zu erwarten stand, verdächtig werden? Endlich 1597 fand sich ein Conseiller, der sich laut weigerte, beim Antritt seiner Stelle, diesen Eid, den er mit seinem wahren Namen einen Meineid nann-

te,

*) *Hotom. Francogallia* p. 339.: Hanc boni viri gallicae jurisdictionis nundinationem, hoc commercium, hoc forense latrocinium appellant.

te, abzulegen. Man wußte ihm nichts entgegen zuſtellen: man nahm ihn ohne Eid an *); und von nun an muthete man keinem dieſen Eid mehr zu.

Drittens. Rechtſchafne einſichtsvolle Männer fürchteten: ſolche Richter, die ihr Amt käuflich an ſich gebracht, würden, um daſſelbe ſo einträglich wie möglich zu machen, alle Erfindſamkeit, alle Künſte anwenden, um die Prozeſſe zu vervielfachen, einen aus dem andern entſtehen zu laſſen, jeden Nebenpunkt in einen beſondern Prozeß zu verwandeln, und jeden aufs möglichſte in die Länge zu ziehen. Man ſehe ſich ein wenig in den Prozeßakten um, die in Frankreich häufig gedrukt werden; und man wird ſich bald überzeugen, daß jene Beſorgniß ſehr gegründet war. In wenig Ländern iſt die Prozeßwuth ſo hoch geſtiegen, wie in Frankreich. Hotomann **) nannte ſie morbum Kabularum; und fügte hinzu: quem veriſſime ſcabiem Gallicam appellare poſſumus. Dieſe Prozeßwuth iſt wohl durch die Künſte der Parlementsherren, die Parteien aufzuhetzen, mit erzeugt worden.

Viertens. Es würde der Hof dadurch veranlaßt werden, die Anzahl der Parlementsſtellen zu vermehren. Die vervielfachte Menge der Prozeſſe würde eine größere Anzahl Advokaten, Prokuratoren und anderer gerichtlichen Perſonen erzeugen.

*) Piganiol, t. II, p. 147.
**) Franzog. p. 348.

Auch diese Besorgung war ohne Zweifel gegründet. Zwar, wenn Hotomann *) versicherte: in den Parlementsstädten bestände der dritte Theil der Einwohner aus Juristen, oder (wie er sich ausdrükt) aus der Rabulistenkunst Beflissenen und ihren Handlangern; so war diese Behauptung wohl übertrieben, ob er gleich zuversichtlich hinzusetzt, man brauche nur drei Tage in Paris zu sein, um sich davon zu überzeugen. Wahr ist aber doch, daß das Personale bei den Parlementen und die Menge der Advokaten und Prokuratoren und der sonstigen Justizbedienten in Frankreich viel zahlreicher ist, als in irgend einem andern Lande. Unstreitig muß die Menge und Wichtigkeit der Prozesse bei dem Pariser Parlemente sehr groß sein. Aber wahrscheinlich würde die Anzahl seiner Mitglieder nie auf hundert and sechs und neunzig **) angewachsen sein, wenn der Hof die Stellen nicht, um der daraus erwachsenden Revenüeen willen, vermehrt hätte. Freilich werden die Prozesse bei einem Obergerichte eines großen Reichs immer eine große Zahl Advokaten beschäftigen. Aber fünf bis sechshundert Advokaten bloß bei dem Parlemente zu Paris

*) Ibid. p. 318

**) Man sehe meine Abhandlung von der Verfassung der Parlemente in Frankreich in den Hamburgischen Addreßcomtoir-Nachrichten 1788 im 44sten und f. St.

Paris ist doch eine ungeheure Zahl; und sie würde schwerlich so hoch angewachsen sein, wenn die Prozeßsucht nicht in Frankreich durch alle mögliche Künste bei den Parteien unterhalten und genährt würde; wenn die Rechtsgelehrten daselbst es nicht meisterhaft verständen, die Prozesse zu vervielfältigen und zu verlängern. — Auch Thuanus urtheilet schon *): daß die Anzahl der Parlementsglieder durch den Geiz der Finanziers, die dadurch die Königl. Einkünfte vermehren wollten, unendlich angewachsen sei.

Fünftens. Diese Art, seine Söhne zu versorgen, hat dem Kaufmannsstande viele Subjekte entzogen. Viele große Handelshäuser gehen ein, weil die Söhne eine Parlementsstelle bequemer finden als die Komtorgeschäfte. Söhne reicher Kaufleute kaufen sich lieber Parlementsstellen, als daß sie die Handlung fortsetzten. Les enfans de bons marchands, au lieu de continuer avec succès et à l'avantage de la nation le commerce de leurs pères, se jettent dans la robe; so sagt der Abbé de Saint Pierre im I. Bande seiner Annales politiques, p. 76. Seite 203 bemerkt er: daß dies besonders zu Rouen in der Normandie der Fall sei, wo die Kaufmannsfamilien sich des Parlements ganz bemächtigt hätten. Aus diesem Umstande ist es zu erklären, daß in den Französischen Seehand-

*) Thuan. lib. XXIII.

lungsstädten so viel große Schweizerische, Hamburgische und andre Deutsche Handelshäuser angetroffen werden. Wenn der Ehrgeiz bürgerlicher Familien in Frankreich mehr auf Handlung, als auf Parlementsstellen und andre erkäufliche Aemter gerichtet wäre, so würden Ausländer unter ihnen nicht so leicht aufkommen können.

Die Anhänger des Parlements haben indeß geglaubt, zeigen zu können: theils, daß die Uebel, die man aus der Verkäuflichkeit der Stellen hat herleiten wollen, nicht daraus, sondern aus andern Quellen geflossen wären; theils, daß die wirklich daraus entspringenden Uebel durch anderweitige sehr wichtige gute Folgen, die nur aus dieser Einrichtung entspringen konnten, hinlänglich aufgewogen würden.

1) Die Prozeßsucht, behaupten sie, ist nicht erst durch die Verkäuflichkeit der Stellen veranlaßt. Sie ist eine alte angeerbte Nationalkrankheit. Cäsar und Ammianus Marcellinus bezeugen, daß schon die gallische Nation äußerst prozeßsüchtig war*). Die Menge der Prozesse würde ohne Zweifel dieselbe sein, wenn auch keine Stellen bei den Parlementen verkauft würden; und die Menge der Prozesse ist es, was die Menge der Juristen und die vielen gerichtlichen Bedienungen entstehen macht.

2) Daß

*) Diese Entschuldigung brauchte Macharell in seinen heftigen Anmerkungen ad Fr. Hotomanni Franco-galliam p. 217.

2) Daß die Wahrscheinlichkeit: sich einen einträglichen Posten bei den Parlementen kaufen zu können, manchen jungen Menschen abhalte, sich zu diesem Posten gehörig vorzubereiten, ist wohl natürlich. Allein die hieraus entspringende Unabhängigkeit der Mitglieder des Parlements flößt ihnen auch eine gewisse edle Denkungsart ein. Jeder will gern seinem Korps Ehre machen. Einsichten und Talente sind das Mittel dazu. Daher findet man auch, daß bei allen Parlementen unter ihren Mitgliedern viel Wetteifer herrscht, sich hervor zu thun. Alle Vierteljahre wird eine besondre Versammlung des Parlements gehalten, wo die Gens du Roi, bei Strafe ihre Stelle zu verlieren, alle diejenigen Mitglieder anklagen müssen, die etwas unanständiges oder dem Parlemente schimpfliches begangen haben. Diese Versammlungen werden les mercuriales genannt, weil sie Mittwochs gehalten werden. Frankreich hat, seitdem diese so getadelte Verkäuflichkeit eingeführt ist, noch keinen Mangel an großen Rechtsgelehrten gehabt. Im Gegentheil, es kann ihrer eben so viel und eben so große Männer in diesem Fache aufweisen, als irgend ein anderes Land in Europa. Wenigstens ist also das Studium der Rechtswissenschaften bisher durch die Parlemente nicht verhindert. Und bei den edlen Gesinnungen, die die Unabhängigkeit natürlicherweise einflößen muß, kann man sicher sein, daß die Gerechtigkeit von den Parlementen wenigstens

eben so unpartheiisch und redlich verwaltet werde, als von Richtern, die ihre Stellen der Gnade des Fürsten zu verdanken haben. Zumal wenn man bedenkt, daß die Aufmerksamkeit der ganzen Nation auf sie gerichtet ist.

3) Nun füge man hinzu, daß die Parlemente wirklich schon oft durch ihre Vorstellungen den Hof abgehalten haben, das Volk mit neuen Lasten zu beschweren. Zwar oft waren die Vorstellungen für dasmal fruchtlos; aber der Hof scheute sich doch, dergleichen Vorstellungen von neuem zu hören. Haben die Parlemente gleich nicht immer die Abschaffung von wirklich vorhandenen Uebeln bewirkt; so hat doch die Furcht vor ihren Vorstellungen die Entstehung neuer Uebel verhindert. Der Hof hat gelernt, doch einige Behutsamkeit bei neuen Maaßregeln zu brauchen, um nicht Erinnerungen vom Parlemente hören zu müssen. Der Muth und die Würde, womit die Parlemente ihre Vorstellungen gegen schädliche Maaßregeln des Hofes zu machen pflegen, würde ihnen zwar auch dann eigen sein, wenn die Mitglieder ihre Stellen der Ernennung des Königs zu danken hätten. Aber ohne Zweifel trägt doch die Unabhängigkeit, die eine Folge von der Verkäuflichkeit der Stellen ist, etwas zu diesem Muthe und zu dieser Würde bei. Und so ist dann diese Verkäuflichkeit eine Quelle von einem so überwiegenden Guten, daß die kleinern daher entspringenden Uebel nicht müssen in Betrachtung kommen.

Mon-

Montesquieu ist über diesen Punkt etwas lakonisch, und drükt sich mit Fleiß ein wenig dunkel aus. Wer aber mit dem Innern seines Systems vertraulich bekannt ist, wird sein Räsonnement hinlänglich entwikeln können. Hier ist es. „Ist es gut“ fragt er, „daß die Bedienungen verkäuflich „sind?“ Er antwortet: „In despotischen Staaten müssen sie es nicht sein, weil da der Fürst seine „Diener in einem Augenblikke muß ab- oder ansezen können. In monarchischen Staaten ist „die Verkäuflichkeit gut; weil sie bewirkt, daß „man für seine Familie thut, was man aus bloser „Tugend vielleicht nicht wagen würde — weil „sie veranlaßt, daß jeder seinem Beruf ergeben „bleibt — weil sie fortdaurende Stände entstehen „macht. — Suidas sagte sehr richtig: Kaiser „Anastasius hätte dadurch, daß er alle Magistratsstellen verkaufte, das Reich in eine Art von „Aristokratie verwandelt. — Platon konnte die „Verkäuflichkeit nicht leiden. Es wäre, sagt er, „als wenn man einen für sein Geld zum Steuermann eines Schifs machte. Aber Platon „redete von einer Republik, die auf Tugend gegründet sein muß; und wir reden von einer Monarchie. Nun, angenommen, in einer Monarchie „würden die Stellen nicht nach einem öffentlichen „Reglement verkauft, so würden hungrige und gierige Höflinge, sie unter der Hand doch verkaufen. „In jenem Fall wird das Ungefähr doch noch bessere

„Subjekte für die Stellen schaffen, als die ver„meinte Ernennung des im Grunde durch seine „Höflinge bestimmten Fürsten. Endlich wird durch „diese Art, vermittelst seines Geldes vorwärts zu „kommen, Industrie erzeugt und ernährt, welches „in einem monarchischen Staate eine sehr nöthige „Sache ist" *). In der Note führt er das Exempel von Spanien an, und scheint die Faulheit der Spanier daher zu leiten, weil bei ihnen alle Stellen unentgeldlich gegeben werden.

In dem Testament politique du Cardinal de Richelieu **) wird zwar zugegeben, daß die Verkäuflichkeit ein Misbrauch sei, aber in Frankreich könne und müsse dieser Misbrauch nicht mehr abgeschaft werden, weil er mit der ganzen Verfassung zu genau zusammenhange und viel Gutes wirke. Er meint auch, die Verkäuflichkeit veranlasse eine edlere, unabhängigere Art zu denken; Richter, die ihre Stellen gekauft, würden für ihre Ehre besorgter sein als andere.

Es ist der Mühe werth zu sehen, was Voltaire über diesen Punkt gesagt hat. In seinen nouveaux Doutes sur l'Authenticité du Testament politique du

*) Esprit des Loix Liv. V. ch. 19.

**) Ich führe es nicht an, weil es Richelieus Namen trägt, sondern weil nach Henaults Urtheil, darin das Stärkste für die Verkäuflichkeit gesagt ist. Die Materie wird im besagten Testamente abgehandelt, Ch. IV. Sect. I.

du Cardinal de Richelieu drükt er sich folgendermaßen aus. „Ich weiß nicht, ob es sehr wahrscheinlich ist, daß ein groſſer Minister gerathen habe, die Verkäuflichkeit der Bedienungen beizubehalten. Frankreich ist das einzige mit dieser Schande befleckte Land auf der Welt. Ich weiß nicht, ob das wahr sein kann, daß eine sogenannte geringe Herkunft selten die zu einem obrigkeitlichen Amte erforderlichen Eigenschaften verschaffe. — Das Testament sagt: ein armer Parlementsherr müsse eine starke Seele haben, wenn er sich nicht bisweilen durch Betrachtungen seines Nutzens zur Nachgiebigkeit bewegen lasse. Dieses soll ein Gedanke des Kardinals sein? Hatte er denn vergessen, daß die Aermsten im Parlemente: Barillon, Salle, l'Aîné, Bitaut, und Scarron der Vater, seinen Gewaltthätigkeiten am muthigsten widerstanden? Vielleicht sind Menschen von mäßigen Glüksumständen in allen Ländern die besten Bürger, weil sie vom Mangel, der niedrige Folgsamkeit veranlaßt, und vom Ueberfluß, der Ehrsucht erzeugt, gleich entfernt sind. Im ganzen übrigen Europa sind die Rechtsgelehrten, die zu obrigkeitlichen Aemtern gebraucht werden, gerade aus diesem Mittelstande, haben durchgängig eine gute Erziehung, haben die Rechte studirt, sind nicht an die Zerstreuungen und Vergnügungen gewöhnt, woran die Kinder der Reichen fast immer gewöhnt sind. —

„Lasse

„Laßt es uns gestehen: die Verkäuflichkeit der Be„dienungen ist ein großes Uebel, das durch die „unglücklichen Zeiten Franz I. und durch die schlechte „Ordnung seiner Finanzen veranlaßt ward. — „In England, in Deutschland, in Spanien, ja „sogar fast in ganz Italien würde man es entsetz„lich finden, daß ein Mensch das Recht, andere „Menschen zu richten, sollte kaufen können, wie „man einen Acker oder eine Wiese kauft. Dieses „ist ein Mißbrauch, auf den man weder in der „Türkei, noch in Persien, noch in Sina je ver„fallen ist. Richterämter zu verhandeln ist ein „schändlicher Handel; laut verwirft ihn die ganze „Welt.“

Kiel. Hegewisch.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

---

§.

Geheime Gesellschaften.

Ihre Monatsschrift hat das Verdienst, diese wichtige Materie zuerst und zum lautesten zur Sprache gebracht zu haben. Nehmen Sie auch diesen Beitrag an, dem ich vielleicht noch mehrere folgen lasse, um die merkwürdige Geschichte der Geheimen Gesellschaften unsrer Tage immer vollständiger zu machen. Man wird immer mehr mit Erstaunen

sehen:

sehen: wie viel große Lichter ist im Verborgenen glänzen, — freilich wohl nicht, um zu erleuchten, (denn dazu nützt das Licht unter dem Scheffel nichts), sondern um die Finsterniß den geblendeten Augen desto angenehmer zu machen. — Fakta klären hierüber mehr auf, als alle Räsonnements. Ich fahre da fort zu numeriren, wo der letzte Aufsatz in Ihrer Monatsschrift hierüber (Febr. d. J. S. 152) aufhörte.

III. Den Orden eines Baron von Stein kann ich Ihnen nur andeuten, nicht umständlich berichten. Dieser Mann *) schreibt sich: Kurkölnischer Geheimer Rath, und — Ritter vom Orden Jesu Christi; er reist in Schwaben und einigen Gegenden des Niederrheins umher, und sucht mannichfache Verbindungen zu knüpfen. Er wendet sich unter den Protestanten an vornehme Herren, und — unter einem litterarischen Vorwande — auch an Gelehrte, ladet sie zu einem geheimen Orden ein, macht Hofnungen zu großen Geldunterstützungen, schenkt ihnen eine — bleierne Denkmünze des itzigen Papstes, und verspricht sie zu Rittern des päpstlichen Ordens vom goldenen Sporn zu befördern. Was aber sein geheimer Orden sei, ist

zwei-

*) Er gehört ganz und gar nicht zu der bekannten altfreiherrlichen Familie von Stein aus Nassau, von welcher bekanntlich Einer dem Kaiser und Zwei dem Könige von Preußen mit ausgezeichneter Ehre dienen.

zweifelhaft. Manche wollen den Orden der göttlichen Vorsehung oder (wie er seit einiger Zeit heißt) den St. Joachimsorden dafür angeben; dies lasse ich unentschieden, bis ich es genauer erfahre. So viel aber ist gewiß, daß auch dieses dunkle Licht viel beiträgt, die Ideen von geheimen Naturkräften, von Magie und Alchymie, von wichtigen Aufschlüssen und Entdekkungen, die nur in verborgnen Orden zu finden sind, und dergleichen mehr, in den Gegenden des Reichs fortzupflanzen, wo diese Ideen doch schon sehr lebendig sind *).

IV. Die Unbekannten Weltweisen. — Diese Landplage ist im Reiche gleichfalls sehr häufig. Ich kenne unter andern einen Doktor Medizinä, welcher

*) Diese Nachricht unsers Korrespondenten, an der wir weiter keinen Antheil nehmen, glauben wir um desto eher hier abdrukken zu dürfen, da schon öffentliche Zeitungen fast das nehmliche gesagt haben. In der Hamburger Neuen Zeitung Nr. 162, vom 20 Oktob. 1787 steht folgendes: „Frankfurt, „d. 13 Oktob. Zu Pfedelbach, in der Grafschaft „Hohenlohe, erregen die Geschäfte eines gewissen Barons von Stein, welcher sich einen geheimen Rath und Ritter vom Orden Jesu Christi „nennt, Aufmerksamkeit bei den Protestanten Unter dem Vorwande, eine Typographie von Schwaben zu liefern, sucht er sich auch andermeitige „Kenntnisse zu erwerben, macht sich anheischig, „grose Summen für geringe Zinsen zu verschaffen, „und erbietet sich dabei, Leute in einen geheimen „Orden aufzunehmen." A. d. Herr.

cher mehrere Leute in diesen geheimen Orden aufnimmt, und so auch einen armen gutmüthigen Schulmeister im Wirtembergischen, der nur eine unglükliche Liebhaberei zur alchymischen Lektur hat, vor einem Jahre auf diese Art anführte. Er war hartherzig genug, dem guten Menschen 75 fl., als Eintrittsgebühren in den hochheiligen Orden, zu entwenden; obgleich er dessen traurige ökonomische Umstände genau kannte, und es sehr wohl wußte, daß der arme Teufel dies Geld erst borgen mußte. Die Aufgenommenen bekommen dann, als Rezeptionsschein, eine blaue Karte, auf deren einer Seite steht:

Sub ratificatione Venerand. [17] Superior.
Tessera Receptionis in Imum Gradum Ordinis *Philosopharum Incognitorum*, Fratrum Systematis antiquioris.

A. 407½. J. Gordianus,
Frater Inspector Circuli II.

und auf der andern Seite:

Praevia sancta promissione religiosae adimpletionis Articuli fundamentalis I. et II. et rite adimpleto Articulo III.

Der erleuchtete Bruder sagt: die hohen Obern hätten ihm eine Aufgabe gegeben, die so schwer war,

war, daß sie sie den Gordischen Knoten zu nennen pflegen; er habe sie aber so schön und gründlich aufgelöst und ausgearbeitet, daß, zu seiner ehrenvollen Belohnung, die Obern ihm deshalb den Ordensnamen Gordianus beigelegt.

Ob diese Schwäbischen Unbekannten Weisen mit den französischen *Ph. Inc.* (welches Einige Philosophes Inconnus, Andere anders, lesen) zusammenhängen?

V. **Die wahren Patrioten und wahren Menschenfreunde.** — Erst 1787 im Reiche entstanden; denn tagtäglich wachsen neue geheime Orden und Gesellschaften hervor, da bis itzt noch keine Spekulation ergiebiger ist. Das Frankfurter Staatsristretto (St. 180, d. 17. Novemb. 1787.) lieferte über das gedrukte Werk des Ordens folgendes Avertissement:

„Auf Begehren der sämtlichen Hochwürdigen Vorsteher des geheimen Ordens der wahren Patrioten „und wahren Menschenfreunden — zerstreuet in allen „Landen und doch auf das aller genaueste verbunden — wird dem hochgeehrten Publikum öffentlich „bekannt gemacht: die Einleitung der Statuten des „öffentlich zu errichtenden Ordens der wahren Patrioten und wahren Menschenfreunden — verbunden mit dem geheimen Orden, durch den Generalvorsteher und denen geheimen Censoren im Orden, „zum Wohl der allgemeinen Menschheit und besonderer Staaten. Derjenige, der den Generalvorsteher des Ordens persönlich kennen lernen will, kann

„sich

„ſich ſchriftlich oder perſönlich bei dem Köbl. Kaiſerl.
„Staatszeitungs-Riſtretto-Comptoir melden, und
„wird nach Befinden nähere Anweiſung deshalb erhal-
„ten: Zu Ende der Einleitung aber wird des Gene-
„ralvorſtehers Name unterſchrieben ſtehen, und der-
„ſelbe alsdann dem ganzen Publikum öffentlich
„bekannt werden *). Inzwiſchen werden alle Mit-
„glieder des geheimen Ordens, und ein jeder Recht-
„ſchaffene, dem das Wohl der Menſchheit wahrhaft
„am Herzen liegt, aufgefodert, dem Generalvorſte-
„her thätig beizuſtehen, den Auftrag der geſamm-
„ten hochwürdigen Vorſteher des Ordens mit Kraft
„und ohne groſſen **) Nachtheil ſeiner eigenen Finan-
„zen, auszuführen; weil dieſes Geſchäft nicht ohne
„Koſten ausgeführt werden kann. Diejenigen im
„hochgeehrten Publikum, die die Statuten des neu
„zu errichtenden Zweiges des Ordens der wahren
„Patrioten und wahren Menſchenfreunde, nebſt der
„Einleitung, gedrukt und vom Generalvorſteher
„unterſchrieben und beſiegelt zu beſitzen wünſchen,
„können ſich im hieſigen Staatszeitungs-Riſtretto-
„Comptoir melden, und gegen einen Schein vom
„Generalvorſteher zwei Reichsthaler Pränumera-
„tion erlegen; ſie werden aber erſucht, Briefe und

*) Alle Exemplare, die ich geſehen habe, waren ohne Unterſchrift; ſie haben nur unter dem Wort: der Generalvorſteher, ein Ordenskreuz im doppelten Triangel, der in einem ſtrahlenvollen Zirkel eingefaßt iſt, und darunter ein G, mit Strichen überkratzt.

**) Alſo doch mit einigem Nachtheil?

„Gelder, nebst 4 kr. Einschreibegebühr, postfrei ein„zusenden. Diejenigen aber, die nicht wohl zwei „Reichsthaler von ihrem Ueberfluß entbehren kön„nen, dürfen sich deshalb nur erklären, wo sie dann „*) nach Maaßgabe ihrer Umstände und der nach „Vermögen angetragenen Pränumeration bedient „werden sollen, und zwar so vortheilhaft, daß kein „Nachdrukker**) es vortheilhafter liefern könne: Der „Unterschied wird blos im Papier und Einbande be„stehen.“

Die Statuten dieses Ordens nun führen folgenden Titel: „Einleitung zu einem Plane denen „(den) Großen dieser Erde, so wie allen Ständen „der Menschheit gewidmet, 1787“ (5½ Bog. 8).— Der Generalvorsteher (denn dieses ist der Verfaſser) setzt den Vorzug Europa's (S. 4) in der Verbindung der rechtschafnen Menschen: „theils durch „das Band der Gelehrten, besonders vermittelst „der Buchdrukkerkunst; theils durch die Freimaure„rei und andere enge verbundne Gesellschaften.“ Hiebei wünscht er, um dies Glük zu vervollkommnen: daß der ganze rechtschafne Theil der Menschheit

*) Nichts zu geben brauchen? — Nein, sondern soviel geben müssen, als sie nur können; aber dagegen auch wirklich weniger, als die Uebrigen, erhalten.

**) Wirklich doch? Also ehrlicher, als die sehr ehrlichen Nachdrukker, sind in der That diese wahren Menschenfreunde?

heit in ein Bündniß träte; und dazu ist denn dieser neue Orden bestimmt. Und zwar soll dieser Orden — wie sich versteht, einst zu seiner Zeit — offenbar hervortreten; weil eben das Geheime (S. 5.) bei den geheimen Gesellschaften das Ueble ist, (und S. 6) der Freimaurerei nichts zum Anstoß dienet, als „ihr Geheimnißvolles, so wie „auch die buntschäkkige Dekke, mit welcher der Orden, gewisser wichtigen Ursachen wegen, sich zu „verhüllen genöthiget ist.“ Jene Vereinigung aller Rechtschaffnen wird nun (S. 7.) „von Tage „zu Tage nöthiger, je mehr die Aufklärung sich „verbreitet, und zwar auf falschen Wegen sich verbreitet.“ — Darauf folgt eine Abschweifung: daß die Staaten nicht genug für die gründliche Religion, und für die Erziehung der geringern Stände sorgen; wobei „sichere Gelehrte voll Stolz und „verderbten Herzens“ (S. 11, f.) übel wegkommen, und den Staaten Rebellionen prophezeiht werden. Am allerauffallendsten aber ist die Aeusserung (S. 15, f.): daß „aller solcher Staatsunruhen und Zerrüttungen“ (die übrigens, Gott sei Dank, noch nicht vorhanden sind) „Hauptmitursache“ sei — „das Vorurtheil: daß ein mächtiger Adel die wahre und einzige Stütze eines „Throns oder Staates ist“. S. 17: „Dieses „ist die alleinige wahre Ursache, daß die besten „gutherzigsten Fürsten am ersten der Gegenstand „des Fluchs und Hasses ihrer Völker, und ein

„Opfer ihres guten sonst edlen und gerechtigkeits-
„liebenden Herzens werden, und den ganzen Staat
„mit in ihr Verderben reißen". Zum Beweise seines Satzes nennt er S. 19 die neuesten Unruhen in der Republik Holland; sicherlich das unglüklichste Beispiel, das er anführen könnte. Denn die abscheulichen Auftritte der Demokraten — denen endlich Friedrich Wilhelm der Friedensstifter ein Ende machte — kamen doch gewiß nicht von mächtigem Adel oder Aristokraten; sondern von ganz pöbelhaftem unaufgeklärten Gesindel (oder, mit Schlözern zu reden, Jan Hagel). Indessen bleibt er bei seiner Behauptung: daß die „moderne Aufklärung" an den Unruhen in Frankreich (auch an der großen Schuldenlast?) Schuld sei, auch (S. 22) fast in allen Staaten im Verborgnen wühle, und vorzüglich da gefährlich sei, wo ein „guter empfindsamer" Fürst regiere. — — Es ist schauderhaft und — unglaublich zu lesen, was nach S. 24, f. wir itzt „für schändliche, verruchte, hölliſche Auftritte erleben", wo „Böse-
„wichter sich zum Verderben der Staaten zusam-
„mentotten, und der Rechtschaffene" — zu Gott betet? oder die Bösen zu bessern sucht? — nein, sondern „im heiligen Eifer sein Schwert umgür-
„tet, um dem Bösen zu steuren". Da, den Türkenkrieg ausgenommen, es itzt in Europa ziemlich ruhig zugeht, so ist nicht wohl zu begreifen, was der Herr Vorsteher meint. Wenigstens sind Pul-

ver-

ververschwörungen und Königsmorde und Bartholomäusnächte und andere Greuel der unaufgeklärten Zeiten, welche der Sicherheit der Fürsten und der Staaten drohten, itzt, Gott sei Dank, ziemlich durch das Licht besserer Begriffe verschwunden.

S. 26 eröfnet uns der Herr Vorsteher: daß er zwar in genauer Verbindung mit einer großen Anzahl vieler in allen Landen verstreuten Rechtschafnen stehe, durch welche Verbindung er frühzeitig die boshaften Anschläge derer, die im Finstern schleichen, erfahre; daß er aber sammt seiner Gesellschaft leider noch mit keinem gutherzigen Fürsten in Verbindung stehe, dieser sie nicht kenne, und daher ihnen auch nicht glaube. — Hinc illae lacrymae! Darum soll denn der Adel gesprengt werden. — Und so rükt er denn nun mit diesem, angeblich für das Wohl der gesammten Menschheit, aber gegen den Adel, geschlossenen Orden, diesem angeblich öffentlichen, aber in der That sehr geheimen Orden, weiter hervor. Er ruft S. 27 alle rechtschaffenen Menschen auf — „Kraft meines „in der Verbindung schon seit einigen Jahren, und „mit meiner vereinigten Brüder allgemeinen Zu„friedenheit, bekleidenden (bekleideten) Amtes ei„nes ersten Vorstehers unserer Verbindung und „ersten Mitwächters über das Wohl der edelsten „sichtbaren Geschöpfe des Allmächtigen auf dieser „Erde; Kraft des 24sten §. der Statuten unsrer

„Verbindung; und Kraft der einstimmigen Gut„achtens aller Vorsteher unsrer Verbindung: — „Theil zu nehmen an der neuen und öffentlichen „Ordnung unsrer Verbindung!“

Der erste Grundsatz ist (S. 29): „Eine unum„schränkte monarchale Regierungsform erkennen „wir für die in dieser Welt möglich beste; vorzüg„lich in gegenwärtigen Zeiten u. s. w.“ Das gute Ländchen, woraus ich Ihnen dieses schreibe, kann also keinen Antheil an diesem neuen Orden nehmen; so wie überhaupt nur wenig Länder in Deutschland dieses Glükkes theilhaft werden können. Es ist doch Schade, daß auf diese Art so viel gute Menschen von diesem allgemeinen Bunde aller Rechtschaffenen ausgeschlossen werden! — Die Deklamationen gegen den mächtigen und aristokratischgesinnten Adel kommen wieder vor („sie sind „Holzwürmer; sie sind Blutigel“ S. 31); und itzt auch gegen „den scheinheiligen Theil der Geistlich„keit.“ Dieser wird sehr gefährlich geschildert, vorzüglich wenn er (S. 41) von dem aristokratischgesinnten Theile des Adels, der Patrizier, oder der Mitregenten unterstützt wird. — Dann folgt eine lange politische Abhandlung gegen die Republiken, gegen die eingeschränkten Monarchieen, vorzüglich gegen die Aristokratieen, denen sogar zur Last gelegt wird (was aber, wie ich fürchte, auch manchen königlichen und kaiserlichen Minister trift): daß

daß die Rathsherren ihren Namen unleserlich unterschreiben (S. 50).

So viel ich weiß, thun die Edelsten unter den souveränen Regenten Europas itzt selbst Verzicht auf das Recht der ganz unumschränkten Gesetzgebung und Regierung ihrer Staaten. Sie nehmen Vorstellungen an; sie bestätigen, oder ernennen sogar aufs neue, Landstände; ja sie rufen selbst ihre Unterthanen zur Prüfung ihrer neuen Gesetze auf. Europa hat in unsern Tagen zwei merkwürdige Beispiele davon gesehn: Frankreich, dessen Regent dies aber freilich wohl unfreiwillig und aus Noth gezwungen that; und Preußen, dessen milder und gerechter Beherrscher, ohne den mindesten moralischen oder politischen Zwang, es bloß aus edler Herzensgüte und aus weiser Ueberzeugung vom Bessern that. — Was will demnach der Herr Generalvorsteher und Mitwächter über die Menschen, mit diesem seinen politischen Orden? Wenn ich alles überlege, so möchte ich glauben, er hat sein Absehn damit auf die Türkei gerichtet. Da strait die unumschränkte monarchale Regierungsform in ihrer ächten Reinheit; da ist nichts von dem freien Untersuchungsgeist der Gelehrten zu fürchten; da steht dem Herrn Vorsteher auch kein Adel im Wege. So lange dieser öffentliche Orden noch geheim bleibt, so lange wir Laien „die geheimen Geschicht„schreiber des Ordens", welche alles genau auf-

zeichnen (S. 54), noch nicht lesen können, bleibt das freilich immer nur Vermuthung, aber doch eine wahrscheinliche Vermuthung.

Dieser neue türkisch-politische Orden soll nun nächstens einen Großmeister bekommen; und das wird — (S. 65.) ein Monarch sein. Allein der gute Herr hat bloß den Titel davon, und soll nur „den Orden beschützen; hat aber keine eigentliche „Jurisdiktion im Orden, sondern die bleibt dem „Generalvorsteher" (dem Verfasser dieses feinen Plans) „anheimgestellt." Ferner sind noch Censoren des Ordens da, die ewig geheim bleiben werden und müssen; die man folglich nicht, wie den Herrn Vorsteher, für 2 baare Thaler erfahren kann. Dieser Zwei-Thalersmann, der Herr Generalvorsteher, wird (S. 66.) dem Großmeister (dem Monarchen) „von allem ihm zu wissen „Nöthigen" (dies wird der Herr Vorsteher wohl beurtheilen?) „Rapport abstatten; was derselbe „in Betreff des Ordens zu wissen verlangt, unge„säumt melden; seinen (des Monarchen) Rath „und Meinungen in allen wichtigen Dingen ein„ziehn; und ihm, wenn er es verlangt, die Listen „aller Mitglieder, — die Censoren des Ordens „ausgenommen — im Orden zeigen." — Und doch, hieß es, soll der Orden ein öffentlicher Orden sein! Es ist übrigens in die Augen fallend, wie viel ein Monarch gewinnt, wenn er auf diese

Art

Art bedient wird, als wenn er nach der sonst in Europa eingeführten Art fortfährt, adeliche Minister um sich zu haben!

Der Orden ist übrigens, wie gewöhnlich, „in „verschiedne Klassen oder Grade getheilt“ (S. 67.); und „der Nutzen, der aus diesen Or„den allen Ständen in der Welt unfehlbar erwach„sen muß, ist,“ gleichfalls wie gewöhnlich, „zu „einleuchtend, als daß ich hierüber mehreres zu „sagen genöthigt wäre (S. 68.).“ Und endlich heißt es, wiederum wie gewöhnlich, S. 70.: „Ohne Geld kann in dieser Welt nichts ausgefüh„ret werden; daher müssen auch im Orden Kassen „sein, aus welchen die Obern des Ordens „und die Dienerschaft in demselben ihre Besoldun„gen erhalten können und müssen, da ein Arbeiter „seines Lohnes würdig ist; auch Gelder erfordert „werden, die heilsamen Absichten ausführen zu „können, die bei Stiftung des Ordens der einige „wahre Hauptzwek sind.“ Nur Schade, daß die Niemand kennt! Der Kassen sind vier; die geringsten Beiträge sind von 1 bis 6 Thlr. festgesetzt; der Generalvorsteher bekömmt von den Goldern ein Viertel. Vorläufig wird man nur Alliirter, späterhin erst wahres Mitglied des Ordens. S. 75.: „Wer es also mit seinem Fürsten und der „allgemeinen Menschheit wahrhaft gut und auf„richtig meint, wird wohl thun, nicht zu verab-

„säumen, sich, sobald möglich, wenigstens als Al„lirter und Freund des Ordens einschreiben zu „lassen.“ Gegen ihn selbst, meint der Herr Generalvorsteher S. 77., werden die schreklichsten Intrigen angesponnen werden; „welches aber „alles vergeblich sein wird, wenn der rechtschaffene „Theil der Menschheit nur nicht zugiebt, daß ich „in meinen Finanzen zu kurz schieße.“ Ja! das ist freilich die Hauptsache. — Noch erklärt er S. 80.: daß er, als Generalvorsteher des öffentlichen Ordens, dennoch auch Generalvorsteher des geheimen Ordens bleiben werde; und verbittet sich, daß ihm Jemand in seine sauer und schwer erworbne Rechte Eingriff thue. Auch gesteht er S 82: daß er eben kein Heiliger in seinem Lebenswandel gewesen; aber nur um desto geschikter zum Generalvorsteher sei, weil er als ein Geprüfter nun die Schwachheiten der Menschen kenne, und sich auf seine eigene Tugend nun nicht mehr viel einbilden könne. Uebrigens ist er, theils als geheimer Censor, theils als geheimer Vorsteher, schon 28 Jahre im Orden gewesen. Im Anfang des Jahres 1789 wird die Berechnung der Generalkasse öffentlich in Druk erscheinen.

Nächstens melde ich Ihnen von mehrern geheimen Gesellschaften, die aber nicht alle so spaßhaft sind, wie dieser Plan der Patrioten gegen den Adel.

---

6. Ueber

6.

Ueber die Pulvermagazine bei Berlin.

Die Besorgniß, ob nicht die bei Berlin gelegenen Pulvermagazine zu nahe bei der Stadt angelegt worden, und ob diese nicht dadurch zu einer gefährlichen Nachbarschaft gelangt sei, scheint mir nichts weniger als ungegründet. So oft ich diese Gebäude sehe, kann ich mich des Gedankens an die möglichen Verwüstungen nicht erwehren, die eines derselben, wenn es aufflöge, in Berlin verursachen könnte, und eben so wenig der Verwunderung, daß man bei ihrer Erbauung auf diese Gefahr zu wenig Rükſicht genommen. Es ist wahr, ihre Baustelle ward mit Rükſicht auf die zur Versendung des Pulvers ungemein bequeme Lage am Spreestrom, auf die Nähe der Pulvermühlen, und auf das hiesige Standquartier des Königlichen Artilleriekorps gewählet; und in diesem Betracht ist ihre jetzige Lage allerdings sehr vortheilhaft. Allein sollten wohl die hieraus entspringenden Vortheile dem Schaden das Gleichgewicht halten, den die Stadt beim Auffliegen auch nur eines einzigen Pulvermagazins erleiden könnte? Ich stelle mir denselben als unersetzlich vor, und Gott gebe, daß meine Besorgniß übertrieben sein möge! Es ist ein schrekkenvolles Bild, wenn ich mir die Möglichkeit denke, daß bei einem solchen Unfalle ein beträchtlicher Theil

der

der hiesigen herrlichsten Gebäude entweder einstürzen würde, oder, wegen der erlittenen Beschädigungen, abgetragen werden müßte. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, das Urtheil einsichtsvoller Männer über diesen Gegenstand zu hören; aber ich gestehe, daß mir bei allen öftern Unterredungen darüber, die Meinung derer, welche die nachtheiligen Folgen eines solchen Vorfalles für die Stadt bezweifelten, nie so gründlich und überzeugend vorgekommen, daß dadurch meine Besorgniß gehoben, oder auch nur vermindert worden wäre. Die Erfahrung widerspricht ihr zu sehr. Denn wie heftig war nicht vor einigen Jahren die Erschütterung, als ein Gebäude, worin das Pulver getroknet ward, aufflog? Es sollen ungefähr 60 Centner Pulvermasse darin vorhanden gewesen sein; und ein jeder, der zu der Zeit in Berlin gewesen, wird nicht läugnen können, daß die Wirkung dieses aufgeflogenen geringen Pulvervorraths uns die Verwüstung eines ansehnlichen Theils der Stadt fürchten lassen muß, wenn einmal viele hundert Centner fertiges Schießpulver auffliegen sollten. Damals war die Erschütterung der Gebäude so stark, daß man in einigen Häusern ein Wanken der Gläser und Tassen bemerkte, und daß viele Fensterscheiben, auch in einer beträchtlichen Entfernung, z. B. in der Königsstraße, zersprangen. Hieraus kann man leicht auf die Gefahr schließen, welche die Magazine [illegible] von das größte wohl 1200 Centner, und ein jedes der kleineren 5

bis

bis 600 Centner Pulver enthalten mag, der Stadt drohen, die es gewiß der Gnade Seiner Majestät des Königs nicht genug verdanken könnte, wenn sie von dieser gefährlichen Nachbarschaft befreiet würde.

Dem Verlaute nach ist dies gute Werk schon einmal in Anregung gekommen, und der Vorschlag geschehen, die Magazine zwischen Charlottenburg und Spandau zu erbauen. Allein, da ebengedachte beide Städte nur eine kleine Meile von einander abliegen; so konnte es wohl nicht an wichtigen Bedenklichkeiten fehlen, die die Ausführung dieses Vorhabens nicht zuließen. Von Berlin würde zwar die Besorgniß eines großen Unglüks abgewendet, dagegen aber Spandau und Charlottenburg, und besonders die Festungsgebäude an ersterem, und das Königliche Schloß an letzterem Orte, derselben desto mehr ausgesetzt worden seyn.

Ich halte dafür, daß es rathsamer gewesen wäre, den Bauplatz für die Pulvermagazine an der Spree zwischen Berlin und Köpenik auszumitteln. Sie wären bei dieser Veränderung nicht vom schifbaren Strom entfernt worden, sie hätten wenigstens eine deutsche Meile von der Residenz ab erbauet werden können, und doch würde Köpenik keine gefährliche Nachbarschaft erhalten haben. Zur Besorgung der Wachen bei diesen Gebäuden konnte unweit derselben ein durch einen Erdwall zu bedekkendes Wachhaus, und in der nöthigen weitern Entfernung ein Wohngebäude für die dazu erforderliche Mannschaft erbauet werden, wozu

solche